Merkwürdige

Lebensgeschichte

eines

niedersächsischen Edelmanns,

von

ihm selbst verfaßt.

In

Briefen an seine Söhne.

Ein Gegenstück zu Trenk's Leben.

Berlin, 1789.

bey Friedrich Vieweg, dem Aeltern.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorbericht.

Wenn es wahr ist — und die Erfahrung bestätigt es täglich, — daß Beispiele weit kräftiger auf das Herz der Menschen wirken, als die deutlichsten Belehrungen und nachdrücklichsten Ermahnungen; so darf ich mich ja wohl beim Publikum nicht erst lang entschuldigen, daß ich's wage, ihm hier eine treue Schilderung der vorzüglichsten Auftritte aus dem gewiß merkwürdigen Schauspiel meines bisherigen Lebens vor Augen zu stellen. Ich entwarf das Gemälde meiner auffallendsten Schicksale zunächst für meine Söhne, um ihnen Gelegenheit zu geben, die Welt in ihrem wahren Lichte zu erblicken, und aus meinem Beispiel Weisheit und Vorsichtigkeit zu lernen. Allein was meinen

Kindern zu einem weiseren und glücklichern Leben nützen kann, sollte dies nicht auch für andere junge Leute Nutzen haben, die an aufrichtigen und erfahrnen Führern auf ihrer Lebensreise oft nur gar zu arm, und zum eigenen sichern Fortrücken auf ihrer irrdischen Laufbahn des Wegs noch gar zu wenig kundig sind? Die Hoffnung also, durch Bekanntmachung der folgenden Briefe vielleicht in einem weiteren Zirkel nützen zu können, als wozu ich sie Anfangs bestimmte, und dadurch, nach meinen geringen Kräften, auch ein Scherflein zur Beförderuug der allgemeinen Wohlfarth der Menschheit beizutragen, hat mich bewogen, sie durch den Druck in mehrere Hände zu bringen, und dadurch ihren Wirkungskreis, wider meine erste Absicht, mehr auszudehnen. Vielleicht daß auch Erwachsene Vergnügen finden, sich mit meinen Schicksalen näher bekannt zu machen, die von mehr, als einer Seite merkwürdig, und schon von der ersten Periode meiner Kindheit an zu den seltensten

Auftritten in einem menschlichen Leben zu rechnen sind. So romanhaft auch manche Scene scheinen mag, so kann ich doch als ehrlicher Mann versichern, daß ich nirgends der Phantasie den Ziegel schiessen ließ, sondern daß alles was ich erzähle, die strengste Wahrheit ist. Und warum hätte ich auch auf Kosten der Wahrheit nach Unterhaltung haschen sollen, da nicht diese, sondern Belehrung meiner Kinder das Ziel meiner Wünsche war. Ich habe mich daher auch von Seiten meines sittlichen Karakters so geschildert, wie ich in jeder Lage war, ohne aus falschverstandner Schamhaftigkeit meine Fehler, noch aus unzeitiger Bescheidenheit das Gute zu verschweigen, das ich an mir habe. Wer selber ohne Fehler ist, der mag den ersten Stein aufheben, und sein Verdammungsurtheil an mir vollziehen. Allein, solang noch Menschen Menschen sind, glaube ich dann gewiß vor jeder Lieblosigkeit sicher zu sein. Hab' ich hier und da gefehlt — und ich verhehl' es nicht — so

war Unerfahrenheit, Flüchtigkeit und Uebereilung, nicht vorsetzliche Bosheit, die Quelle davon; und das zwekwidrige Betragen meiner Verwandten und Vorgesetzten hinderte mich, so manche Vollkommenheit zu erstreben, zu der ich mich vielleicht sonst erhoben hätte.

Daß die Geschichte meiner Schicksale hin und wieder mit moralischen Bemerkungen und Anwendungen durchflochten ist, wird man mir nicht übel nehmen, wenn man bedenkt, daß ich an meine Kinder schreibe, die ich herzlich liebe, und deren moralische Vervollkommnung mir daher so sehr am Herzen liegt. Doch ist dies vorzüglich nur in den ersten Briefen der Fall, in den folgenden fallen sie, wie natürlich, immer mehr hinweg, und im zweiten Bande wird man die Erzählung fast gar nicht mehr davon unterbrochen finden.

Meiner Schreibart suchte' ich alle die Ruhe und Simplicität zu ertheilen, welche Werke von dieser Art verlangen, wo gesuch-

ter Schmuck, statt zu verschönern, oft nur zu entstellen pflegt. Die Wahrheit bedarf des Putzes nicht, wer sie daher im prunkenden Gewande zu sehen verlangt, der ist kein Kenner ihrer Reitze, der verdient ihren Anblick nicht.

Gar sehr werd' ich mich freuen, wenn diese aufrichtige Darstellung der merkwürdigsten Schicksale meines Lebens recht vielen jungen Leuten zum Spiegel dient, worin sie die Handlungsart der Welt, die Scenen, die in den grossen Kreisen des Lebens ihrer warten, und tausend Dinge kennen lernen, deren Kenntniß zu einem vorsichtigen und glücklichen Leben so nöthig ist. Die Folgen davon werden sein, daß sie sich die Menschen, in deren Mitte sie einst wirken sollen, weder als Engel des Lichts noch der Finsterniß vorstellen, daß sie sich daher der menschlichen Gesellschaft weder zu sehr entziehen, noch sich vom Strome derselben zu sehr fortreissen lassen, daß sie überall mit Vorsicht und Bedachtsamkeit zu Werke gehen, und keinen

Schritt beginnen, dessen Folgen sie nicht vorher von allen Seiten erwogen haben, und daß sie endlich sich in ihrem Innern einen Schatz von Ruhe und Zufriedenheit sammlen, der sie gegen alle Verläumdungen schmähsüchtiger Menschen, und alle noch so heftige Stürme des Schicksals schadlos hält. Erreich' ich dieses durch die wohlgemeinte Bekanntmachung der folgenden Briefe, dann wird es mich nicht reuen, ihren Wirkungskreis erweitert zu haben, und mein Lohn für die darauf verwandte Mühe wird doppelt sein.

Inhalt

er im erſten Bande enthaltenen Briefe.

Erſter Brief.

achricht von den Eltern des Verfaſſers. S. 1

Zweiter Brief.

er Vater des Verfaſſers verſpielt ſein ſämt-
liches Vermögen. 11

Dritter Brief.

wei Brüder des Verfaſſers ſterben eines ge-
waltſamen Todes, er ſelbſt wird ſeinen El-
tern des Nachts entwandt. 22

Vierter Brief.

er Verfaſſer muß von zwei jungen Vettern
und einem tyranniſchen Hofmeiſter viel lei-
den, und verliert hierüber bald ſein Leben. 33

Fünfter Brief.

Der Verfaſſer ſucht ſeinem Leben ein Ende zu machen, wird aber noch gerettet. S. 48

Sechster Brief.

Der Großvater des Verfaſſers ſtirbt, und er findet bei dieſer Gelegenheit ſeine Eltern wieder, wird aber von ſeinem Vater eben nicht freundlich aufgenommen. 57

Siebenter Brief.

Der Verfaſſer kommt auf eine Hoheſchule, und wird hier gewandter. 78

Achter Brief.

Der Verfaſſer verläßt heimlich das Gymnaſium, und geht in die weite Welt. 101

Neunter Brief.

Der Verfaſſer wird Aufwärter in einem Gaſthof, geräth aber bald darauf unter eine Diebesbande. 119

Zehnter Brief.

Der Verfaſſer kommt nach Hannover, findet auch hier mitleidige Herzen, und fühlt ſich daſelbſt ſo glücklich, daß er ſichs nicht beſſer wünſchen kann. S. 142

Eilfter Brief.

Der Verfaſſer wird in Hannover entdeckt, und nach ſeinen Eltern zurückgebracht. 159

Zwölfter Brief.

Der Aufenthalt des Verfaſſers im Hauſe ſeiner Eltern iſt mit mancherlei Ungemach verbunden. — Beiſpiel eines lächerlichen Adelſtolzes. 179

Dreizehnter Brief.

Beiträg zu den Geſpenſterhiſtörchen. — Der Verfaſſer kommt in preußiſche Kriegsdienſte 196

Vierzehnter Brief.

Der Verfaſſer wird durch den Umgang mit zwei tugendhaften Frauenzimmern vor Abwegen bewahrt, muß aber deshalb vom Adjutanten ſeines Regiments nicht wenig leiden. 220

Fünfzehnter Brief.

Der Verfaſſer entwiſcht aus Stettin, wo er in Garniſon lag, und findet unterwegs einen alten treuen Bedienten ſeines Vaters, der ihm die wichtigſten Dienſte leiſtet. S. 234

Sechszehnter Brief.

Der Verfaſſer geht nach Amſterdam, und findet bei einer redlichen Judenfamilie, was er bei Chriſten vergebens ſuchte. 246

Siebzehnter Brief.

Der Verfaſſer nimmt in Holland Kriegsdienſte, und befindet ſich recht wohl dabei. 265

Erſter Brief.

Nachricht von den Eltern des Verfaſſers.

ein herzlichſter Wunſch, geliebte Kinder,
von den erſten Jahren eures irrdiſchen Da-
an, euch durch eine vernünftige Erziehung
en Weg der wahren Glückſeligkeit zu leiten.
) Erfahrung belehrt, wie wenig Strenge zur
ung eines jugendlichen Herzens vermag, ſucht'
ts, als ein liebreicher Vater, euch in allem
zugehn, was ich von euch gethan und unter-
en zu ſehn wünſchte. So viel es mir daher
ch war, ſucht' ich euch nie aus den Augen
lieren, und nahm ſo gar an den Spielen
Kindheit Theil, um auch hier den Samen
uten, und Vertrauen und Zuverſicht zu mir,

in eure Herzen zu pflanzen. Meine Bemühungen blieben nicht unbelohnt. Täglich sah ich die Keime der Weisheit und Tugend in eurer jugendlichen Seele sich mehr entwickeln, täglich die schöne Pflanze der Ordnung und Thätigkeit höher sprießen und für die Zukunft die süssesten Früchte versprechen. O daß kein Mehlthau des bösen Beispiels sie verderbe, daß nie die Glut entflammter Triebe sie welken mache, daß nie der Sturm der Widerwärtigkeiten sie zu Boden schlage! Fahret nur fort, geliebte Kinder, mir wie bisher euer ganzes Vertrauen zu schenken und die kleinsten Falten eures Herzens mir aufzudecken; gewiß dann werdet ihr auch ferner auf dem Wege der Glückseligkeit sicher sein. Keinen eurer Gedanken, eurer Wünsche, eurer Entschlüsse verbergt vor mir. Jede Bekümmerniß, welche die Sonne eurer Jugend trübt, laßt mich wissen, damit ich sie von euch entferne. Selbst da, wo euer Herz euch Fehler zeihet, entzieht euch meinen Blicken nicht. Es ist leicht, den irrenden Wandrer auf den rechten Weg zurückzuführen, so fern er nur bald seine Irrung wahrnimmt, und treuem Rathe folgt. Ich kenne

die menschliche Schwäche, und weiß, daß auch ich ihr öfters unterlag. Daher dürft ihr bei begangenen Fehltritten keinen strengen Richter in mir fürchten. Nein, als Freund werd' ich euch entgegen eilen, und an der Hand der Liebe euch aus der Irre zurückleiten, so oft ihr mich zu Hülfe ruft.

Wohl euch, geliebte Kinder, so lang ihr noch an meiner Seite die oft mißlichen Pfade des Lebens wallt. Allein es naht die Zeit, wo ihr ohne Führer euerm Ziel entgegeneilen müßt. Erfahrung würd' euch dann am besten leiten, und vor den verführerischen Seitenwegen vorüberführen, deren es nur zu viele giebt. Doch woher nähmet ihr diese, da ihr noch zu jung seid, um ihre Bekanntschaft schon gemacht zu haben. Diesen Mangel will ich euch daher aus meiner Füll' ersetzen, und euch leihen, was ihr euch selbst noch nicht erwerben konntet. Betrachtet daher die Geschichte meines Lebens, die ich euch nach und nach mittheilen werde, als einen Schatz von Erfahrungen, die ich oft theuer erkaufte, und die euch vor mancherlei Gefahren sichern mögen. Unpartheiisch

werd' ich euch jeden Auftritt daraus vor Augen stellen, und euch weder aus falschverstandener Bescheidenheit mein Gutes, noch aus unzeitiger Schaam meine Fehler verschweigen. Durch beides hoff' ich euch nützlich zu sein.

Das Geschlecht, dem ihr entstammt, gehört zu den Aeltesten, und lieferte schon Jahrhunderte hindurch dem Vaterlande brave und nützliche Männer. Ich sag' euch dies nicht aus Eitelkeit, denn ich bin zu sehr überzeugt, daß Verdienste der beste Adel sind. Ich sag' es euch, um einen edlen Eifer in euren Herzen anzuzünden, euren Vorfahren nachzustreben, und wie sie dem Staate nützlich zu werden. Mein Vater war der fünfte Sohn des GeneralMajors und Ritters von * * und Abkömmling eines der ältesten Hollsteinischen Geschlechter. Er widmete sich gleichfalls dem Kriegsstande und bekleidete bereits sehr jung den Posten eines Officiers unter der Dänischen Garde, zur Zeit Friedrichs des vierten. Wegen seines schönen Wuchses und einnehmenden Wesens war er beim schönen Geschlechte sehr beliebt, dem er auch selbst nicht abgeneigt war. Doch weit größer und verderblicher war

sein Hang zu jeder Art von Spielen, besonders aber zu denen, welche man mit dem Namen der Hazardspiele zu belegen pflegt. Dies abgerechnet war er ein sehr rechtschaffner Mann, der ohne diese Schwäche gewiß sein Glück gemacht haben würde. Allein dieser traurige Hang, der bei ihm zu tief Wurzel gefaßt hatte, richtete nicht nur ihn zu Grunde, sondern verbreitete seine verderblichen Folgen auch noch auf seine Nachkommen.

Der Hang zum Spiel, geliebte Kinder, ist eine der traurigsten Krankheiten, die ein menschliches Gemüth befallen kann. Kein fressender Krebs ist so unheilbar, kein Feuer so zerstöhrend. Wie bejammernswerth ist daher der Unglückliche, der sich von ihm in den Abgrund des Verderbens stürzen, und alle Freuden des Lebens vernichten läßt! Weder Glück noch Unglück, weder Gewinn noch Verlust erlöst ihn von dieser giftigen Schlange, die sich immer tiefer in seinen Busen hinabwühlt, bis unter ihren verderblichen Bißen die ganze Ruhe und Zufriedenheit des Herzens erstickte. Ein Spieler, der, ohne Betrüger gewesen zu sein, bemittelt stirbt, ist die größte Seltenheit, und, was

man dagegen auch sagen mag, selbst das gerechteste Spiel ist ein feiner Raub, der immer seine unmoralische Seite hat. Seid daher, meine Geliebten, recht sehr gegen alles auf eurer Hut, was eine leidenschaftliche Liebe zum Spiel in eurer Brust entzünden kann. Zwar ist es nöthig, um in der großen Welt mit Anstand seine Rolle zu spielen, die meisten Spiele zu kennen, und ihrer mächtig zu sein. Ich rath' euch daher, euch so viel als nöthig ist, damit bekannt zu machen, um im Fall der Noth die gesellschaftliche Unterhaltung auch von eurer Seite dadurch befördern zu helfen. Allein entzieht euch so oft ihr könnt, und hütet euch an einer Sache zu sehr Geschmack zu finden, die so leicht verderblich wird.

Mein Vater that dies nicht, und zerrüttete dadurch den Wohlstand seines ganzen Hauses, wie wol er noch kein Spieler vom ersten Range war. Er spielte gut, allein da er redlich dabei zu Werke ging, fast immer mit Verlust. Denn leider stieß er größtentheils auf solche Spieler, die sich alle Ränke erlaubten, welche der gewissenhafte Mann verabscheuet, sollt' er auch noch so viel durch sie gewinnen. Mehr Bekanntschaft mit der Welt und

ihrer Handlungsart würd' ihm leicht zu einer Entdeckung verholfen haben, die ihm nicht wenig zu Statten gekommen wäre. Allein er war selbst zu ehrlich, als daß er Unredlichkeit und Betrug von Leuten seines Standes befürchtet hätte. Dadurch aber verlor er immer mehr und gerieth zuletzt so gar in Schulden. Seine Familie rettete ihn verschiedentlich von seinen quälenden Gläubigern; jedoch da alle Vorstellungen und Ermahnungen zur Beßrung bei ihm nichts fruchteten, so überliessen sie ihn zuletzt seinem Schicksal.

Ihr seht hieraus, geliebte Kinder, wie leicht das menschliche Herz von einem Triebe zur Leidenschaft fortgerissen werden kann, wenn es nicht früh mit den Waffen der Vernunft ihn bekämpft und den Sieg zu erringen sucht, bevor er noch zu mächtig geworden ist. Denn mit jedem Tage gewinnt er an Stärke, jede neue Befriedigung desselben macht ihn unersättlicher, und die Bande, die er um uns schlingt, erhalten zuletzt eine solche Festigkeit, daß sie keine Kraft mehr zu zerreissen im Stande ist. Die dringendsten Vorstellungen der Freunde, die zärtlichsten Bitten der Verwandten, selbst Thränen und

Jammern der Gattinnen und Kinder vermögen den Unglücklichen nicht mehr zu retten, welcher der Leidenschaft sich einmal zum Opfer dahingab.

Mein Vater war ein Muster männlicher Schönheit und Artigkeit. Dies so wol, als sein Aufwand machte, daß er nicht nur in den sämtlichen großen Häusern der Stadt, sondern so gar bei Hofe wohlgelitten war. Man hofte daher nicht ohne Grund, daß er einmal durch eine reiche Heirath sein Glück machen würde. Allein die Vorsehung hatt' es beschlossen, ihm mit der Hand seiner Gattin wesentlichere Güter zu schenken, als irrdische Schätze sind, Güter, die allein das Band der Ehe zu dem seeligsten Bande der Erde machen. Man gab eines Tages ein großes Fest bei Hofe mit dem ein Ball verbunden war. Alles war bereits versammelt und wollte schon mit dem Tanz den Anfang machen, als eine junge Dame hereintrat, deren Schönheit alles verdunkelte, was sich von weiblichen Reizen hier befand. Ihr Anzug war nicht prächtig, doch sehr 'geschmackvoll, ihr Anstand im höchsten Grade einnehmend und ihr Gesicht so voll Grazie, daß jedes Auge ihr zu hul-

digen genöthigt wurde. — Der König, ein feiner Kenner weiblicher Schönheit, begegnete ihr mit zuvorkommender Gnade und unterhielt sich so oft mit ihr, daß die Achtung der sämtlichen Herren dadurch nicht wenig Zuwachs erhielt. In den Herzen der Damen aber loderte das Feuer der Eifersucht immer höher auf, wozu ihr Anblick sogleich den ersten Funken geschlagen hatte. Der gewöhnliche Fall bei Hofe, dem Sitze der Verstellung und des Neides. Nur ein einziges Anlächeln des Fürsten, und siehe, alles, selbst seine Feinde beugen sich vor dem Glücklichen bis zur Erde, dem dies Lächeln galt; allein auch nur eine unfreundliche Miene des Monarchen gegen denselben, und sogleich kehrt ihm alles wieder den Rücken zu. — Wie glücklich daher, geliebte Kinder, wer fern von solchen täuschenden Auftritten, auf dem Altare der Wahrheit und Redlichkeit opfern darf. Wie glücklich, wer selbst im Schooße der Dürftigkeit, sich und seiner Familie leben, und jeden blendenden Schimmer verachten kann, der nur das Aug' umnebelt, und nicht den kleinsten Wunsch des gefühlvollen Herzens befriedigt!

Mein Vater hatte die Dame, die aller Augen auf sich zog, noch nie gesehn. Dies wunderte ihn sehr, da er doch sonst mit dem ganzen weiblichen Hofstaat, samt dessen Anhang, so wol bekannt war, daß ihm nicht leicht ein Gesicht entging. Am meisten fiel es ihm auf, daß diese Dame bei der ganzen Versammlung so bekannt schien, als ob sie zeitlebens dabei gewesen wäre. Er erkundigte sich daher bei einem ihm nahestehenden Kavalier nach ihr, mit dem sie so eben geredet hatte. Es ist kein Wunder, versetzte dieser, daß ihnen diese Schönheit unbekannt ist; sie ist, nach einer dreijährigen Abwesenheit erst vor einigen Tagen zurückgekehrt und gestern zum ersten male wieder bei Hof erschienen. Sie ist die jüngste Tochter unsers Kommendanten, des General-Majors Grafen von Q***, und ward hier am Hofe, wo sie sehr geliebt wird, mit der Prinzessin C** A** erzogen. Allein ihre Schönheit machte zu viel Aufsehens bei Hofe, und war daher sehr großer Gefahr ausgesetzt. Selbst der König, unter uns gesagt, liebte sie sterblich, und der alte Kommendant wußte kein anderes Mittel, um allen übeln Folgen vorzubauen,

als sie heimlich, und ohne Bewilligung des Hofes, an den Grafen von P** zu verheirathen. Die Wirkung davon war: der Kommendant fiel in Ungnade und auch das junge Paar mußte den Hof meiden. Seitdem lebten sie im Schooß der Ruhe auf ihren Gütern. Vor einem Jahre starb der Graf, und hinterließ diese junge Wittwe mit zwei sehr schönen Töchtern in mittelmässigen Glücksumständen. Der König hat Vater und Tochter von neuem begnadigt, und sehen Sie einmal, mit welcher auszeichnenden Gnade er ihr begegnet.

Zweiter Brief.

Der Vater des Verfassers verspielt sein sämtliches Vermögen.

Ich fahre fort, geliebte Kinder, euch in diesem Briefe die Geschichte meines Vaters zu erzählen, und den Faden derselben da aufzuheben, wo ich ihn am Ende des vorigen Briefes fallen liess. Die einzige Leidenschaft, welche bis dahin das

Herz meines Vaters unumschränkt beherrschte, war der Hang zum Spiel. Der Anblick der Gräfinn aber weckte in seiner Seele mit einem male Empfindungen auf, die von jener Leidenschaft gänzlich verschieden waren, und die er bis dahin in solchem Grade noch nicht kannte. Sie tanzte, und der ganze Hof gestand, daß sie hierin alles übertreffe. Mein Vater, gleichfals ein vortreflicher Tänzer, tanzte eine Menuet mit ihr, und aller Augen waren auf das schönste Paar gerichtet, das man nur immer sehen konnte. Diese Menuet beförderte seine Niederlage noch mehr, und eine Unterredung mit ihm, voll des reifsten Verstandes und des feinsten Witzes, vollendete sie gänzlich. Er führte die Gräfin nach Hause, und erhielt die Erlaubniß, ihr öfters aufzuwarten. Seit dem war sie des Tags sein einziger Gedanke und sein Traum des Nachts. Wo er zing, da umschwebt' ihn ihr reitzendes Bild, und er kannte kein höheres Ziel der Wünsche, als den Besitz ihres Herzens. Zwei Leidenschaften können nicht zu einer Zeit gleich stark den Geist beherrschen, die eine muß nothwendig neben der andern verlieren. Kein Wunder

also, daß mein Vater, so viel sich thun ließ, alle Spielgesellschaft mied, um der Gebieterin seines Herzens, so oft als möglich, nahe zu sein. Es gelang ihm bald, ihre Gunst zu gewinnen. Allein nachdem sie, bei einer genauern Erkundigung, von der Spielsucht meines Vaters unterrichtet worden war, so weigerte sie sich, ihm ihre Hand zu geben. Endlich aber, da sie davon überführt wurde, daß er seit einem halben Jahre jegliches Spiel vermieden habe, und da er ihr heilig gelobte, nie wieder dieser verderblichen Leidenschaft nachzuhangen, so erhörte sie seine Wünsche und überließ ihm, voll Vertrauen auf sein Versprechen, Hand und Herz.

Wie glücklich wär' er nun gewesen, wenn er unverrückt auf dem einmal betretenen guten Wege fortgewandelt wäre. Die ersten Monate nach seiner Verheirathung hielt er treulich Wort. Allein allmählig glühte das Feuer der vorigen Leidenschaft, das nicht erstickt, sondern nur überschüttet gewesen war, von neuem wieder zur sonstigen Flamme empor. Noch war kein Jahr verflossen, als, trotz des strengsten Verbotes, sich im Hause

des Großkanzlers einſt eine zahlreiche Spielgeſellſchaft verſammelte. Man ſpielte die ganze Nacht hindurch, und mein Vater war ſo unglücklich, das ganze Vermögen meiner Mutter, ſeine Equipage, und zuletzt ſogar ſeine erſt kürzlich erhaltene Compagnie zu verlieren. Noch immer hofft' er, das Glück werde ſich zu ſeinem Vortheil wenden, und nahm ſich ſchon auf dieſen Fall recht herzlich vor, ſich niemals wieder in ein Spiel einzulaſſen; allein ſeine Hofnung war vergebens. Verzweifelnd beſchloß er nun, das Aeuſſerſte zu wagen. Er eilte daher nach Hauſe und ſchafte, unter Begünſtigung der Nacht, und mit Hülfe ſeines Kammerdieners und ein Paar Juden, meiner Mutter ſämtliche Garderobe, Silberzeug und alles hinweg, was nur irgend von Werthe war. Dafür nahm er von den Juden ſo viel Geld, als er bekommen konnte, und und eilte damit zum Spieltiſch zurück. Allein in kurzem war auch hiervon nicht das Geringſte mehr übrig. Nun ſtieg ſeine Verzweiflung aufs höchſte, und er würde beim erſten Anfall derſelben ſeinem Leben ein Ende gemacht haben, hätt' ihn nicht noch der Arm eines redlichen Freundes vom Untergange gerettet.

Sehet hier, geliebte Kinder, so viel Unglück bereitet sich der Mensch, wenn er die Stimme der Vernunft betäubt, und den Locknugen verführerischer Triebe und Neigungen Gehör giebt. Kaum sollte man glauben, daß ein denkendes Wesen sich so verblenden, und mit ofnen Augen seinem Verderben entgegenlaufen könnte. Sehr oft bin ich daher erstaunt, wenn ich Leute einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens aufs Spiel setzen sahe, dessen Verlust oft einer zahlreichen Familie tausend Seufzer und tausend Thränen entpreßte. Wie gern hätt' ich öfters meinen eigenen Augen nicht getraut, hätten sie mich nicht zu sehr von der Wahrheit der Sache überzeugt!

Während der Zeit, daß mein Vater seine unglückliche Familie völlig zu Grunde richtete, schlummerte meine Mutter ruhig, ohne im geringsten zu ahnden, zu welchem Jammer sie erwachen würde. Ihre Kammerjungfer weckte sie mit lautem Geschrei, und hinterbrachte ihr die schreckliche Nachricht, die Fenster wären offen, und alle Schränke ausgeleert. Nur zu früh überzeugte sich die Unglückliche, so gern sie auch die Nach-

richt bezweifelt hätte, von der Wahrheit der Sache durch den Augenschein. Alles, was nur irgend hinweg zu schaffen und von Werth gewesen war, war entwendet, und von ihren Kleidern blieb ihr nichts mehr übrig, als ein Negligee von weissem Atlas, das in ihrem Schlafzimmer gehangen hatte. Noch saß sie in stummer Betrübniß da, und wartete des günstigen Augenblicks, um ihrem beklommenen Herzen durch Thränen Luft zu schaffen, als eben der vertraute Freund meines Vaters sich melden ließ. Er erstaunte bei der Nachricht vom vermeinten Diebstahl. Zwar wußt' er nicht gewiß, daß mein Vater selbst sein Haus geplündert habe; allein gewisse Umstände liessen ihn doch so etwas vermuthen. Sie sind doppelt zu bedauren, gnädige Frau, sagt' er meiner Mutter, da ich Ihnen ein zweites Unglück nicht verbergen kann. Ihr Gemahl hat diese Nacht im Hause des Großkanzlers Ihr sämtliches Vermögen und so gar seine Compagnie verspielt, und ist nun ein Raub der Verzweiflung. Sie sind am Hofe sehr beliebt, vielleicht ist's möglich, daß Sie die Sachen noch hintertreiben, und Ihrem Gemahl Verzeihung verschaffen.

schaffen. Denn daß er seine Compagnie verspielte, dies wird ihm sehr übel gedeutet werden. Sie wissen es selbst, wie streng der König alle Arten von Hazardspielen verboten hat, und gleichwol giebt sein erster Minister das Haus dazu her. Auch sind ausser ihrem Gemahl noch verschiedne andre Leute von Familie diese Nacht zu Grunde gerichtet worden. Alles dieses wird den König nicht wenig erbittern; suchen Sie daher, so bald als möglich, das Gewitter zu zertheilen, das sich bereits über Ihrem Haupte zusammenzieht.

Meine Mutter, eine Frau von durchdringendem Verstande, sah die Befolgung dieses Raths als den einzigen Weg zur Rettung an. Allein wie sollte sie dem Könige nahen, da ihr kein Kleid mehr übrig blieb, in dem sie bei Hofe erscheinen konnte? Jedoch über dies Bedenken sieate sie bald, sie hüllte sich, so wie sie war, in eine Enveloppe, und ließ sich nach Hofe fahren. Es war noch früh, als sie hier ankam, sie begab sich daher zuvörderst zur Prinzessin C** A**, mit der sie erzogen war, und bei welcher sie sehr in Gnaden stand. Wie erschrack diese nicht, als sie meine Mutter in sol-

chem Aufzuge, und mit Todtenblässe bedeckt, in ihr Zimmer treten sah! Die Erzählung ihres Unglücks rührte sie aufs innigste, und voll des herzlichsten Mitleids eilte sie zur Königin, um auch diese davon zu benachrichtigen. Meine Mutter mußte selber kommen, und alles weitläuftiger auseinander setzen. Der König wird sogleich zum Frühstück hier sein, sagte die Königin mit der theilnehmendsten Miene, verbergen Sie sich nur hier in diesem Kabinet, wo Sie alles hören können, und kommen Sie selbst herein, so bald Sie glauben, daß es Zeit sein wird. Kaum hatte sich meine Mutter entfernt, als der König mit sehr heitrer Laune ins Zimmer trat. Nachdem man zuvor sich über verschiedenes andre unterhalten hatte, erzählte die Königin zuletzt, daß in verflossner Nacht im Hause des Großkanzlers Hazardspiele gespielt worden, wobei verschiedene Leute von Familie, vorzüglich aber der Capitän von *** gänzlich zu Grunde gerichtet wären. Letzterer habe alles Vermögen seiner Frau, ja so gar seine Compagnie verspielt. — Wird denn der Mensch auch nimmer klug! versetzte der König, nein! an

dem scheint alle Hofnung zur Beßrung verloren zu sein! Und wie darf der Großkanzler sich unterstehen, meinem Befehl zuwider, solche Unordnung in seinem Hause zu dulden! Er stampfte bei diesen Worten voll Zorns mit dem Fuß auf den Boden, und meine Mutter bebte vor Furcht am ganzen Leibe, als er fortfuhr: Ich bedaure nur die arme Frau; wie wird sie bei dem Spieler noch leben können? Gewiß nie wird sie bei dem Unbesonnenen glücklich sein. Sie hat sich durch seine einnehmende Gestalt verblenden lassen, und wird es nun bereuen, ihm ihre Hand gegeben zu haben, nachdem er sie in den größten Mangel versetzt hat. Ja, nahm die Königin das Wort, die arme Frau ist doppelt zu bedauern, denn in dieser Nacht sind auch Diebe in ihr Haus gebrochen, und haben sie so rein ausgeplündert, daß ihr nur ein einziges Negligee noch übrig ist. Das ist wirklich ein schrecklicher Zustand, in welchem sich das gute Kind befindet, versetzte der König; aber wie wissen Eure Liebden dies so genau? Sie selbst kam diesen Morgen zur Prinzessin C** A**, um ihr ihre Noth zu klagen, und diese führte die tiefge-

beugte Frau zu mir. Das Nachtzeug, womit sie bekleidet war, ist alles, was ihr von ihren sämtlichen Kleidern noch übrig blieb. Ihr Unglück rühret mich tief, da sie's so wenig verschuldet hat. Auch ich bedaure sie herzlich, sagte der König, und kaum hatte er diese Worte vollendet, als meine Mutter schon zu seinen Füssen lag, und für ihren Mann um Gnade flehte. Sie überraschen mich, Madam, lächelte ihr der König zu, verlassen Sie den Menschen, er verdient sie nicht. Ich werde für Sie und Ihre Kinder als ein zweiter Vater sorgen. Zu viel Gnade, theuerster, gnädigster König, versetzte meine Mutter. Aber dennoch erhören Sie mir noch eine Bitte, warum ich demüthigst zu Ihren Füßen flehe. Erbarmen Sie sich auch meines Mannes, auch ihm lassen Sie Gnade wiederfahren.

Was vermögen nicht die Thränen einer schönen Frau über ein gefühlvolles Herz! Die Königin gab ihren Bitten durch Beifügung der Ihrigen neuen Nachdruck, und der Monarch erhörte sie. Der Großkanzler ward zu einer Strafe von dreitausend Thalern verurtheilt, die den Armen

anheim fiel. Ausserdem mußt' er noch dafür sorgen, daß ein jeder wieder erhielt, was er in der letzten Nacht durchs Spiel verloren hatte. Dadurch gelangte auch mein Vater wieder zu seinem Verlust, doch wurd' er zur Strafe mit sechs Wochen Hausarrest belegt.

Nun, sagte der König, hab' ich das Meine gethan, Eure Liebden und Prinzessin C** A** werden nun auch das Ihrige thun, damit der guten Frau ersetzt werde, was sie durch den Diebstahl eingebüßt hat. Ich selbst gebe diese Uhr und Börse gern dazu. Die Königin versah sie drauf aus der königlichen Garderobe mit Kleidern, Leinen, Spitzen und allem weiblichem Putz so reichlich, daß sie mehr erhielt, als sie verloren hatte. Die Prinzessin schenkte ihr eine Toilette von Straßburger Silber, und alle vom königlichen Hause folgten dem Beispiel nach. Selbst die Gesandten, der Großkanzler, und verschiedene andre von Stande und Vermögen beschenkten sie. Besonders zeichnete sich der französische Minister durch seine Galanterie aus. Er schickte meiner Mutter einen großen Kasten mit Wachslichten und drei

Paar silberne Leuchter mit einem sehr verbindlichen Billet. Er bat darin, die Dame möchte doch nicht ermangeln, des Nachts beständig Licht zu brennen, damit die Diebe sich in Zukunft nicht mehr einfallen liessen, sie zu beunruhigen.

Mein Vater schafte von dem ersetzten Gelde alles heimlich wieder in's Haus, was versetzt gewesen war, und so lief alles, den Schrecken abgerechnet, den meine Mutter davon getragen hatte, ohne Nachtheil ab.

Dritter Brief.

Zwei Brüder des Verfassers sterben eines gewaltsamen Todes, er selbst wird seinen Eltern des Nachts entwandt.

Wär' es irgend möglich gewesen, meinen Vater von seiner Spielsucht zu heilen, so müßte die bittre Arznei des obigen Vorfalls gewiß diese wohlthätige Wirkung bei ihm hervorgebracht haben.

Allein diese traurige Leidenschaft war einmal zu tief in seinem Herzen eingewurzelt, als daß sie je wieder ausgerottet werden konnte. Sie begleitete ihn daher durch sein ganzes Leben, und machte, daß ihm nie das Glück so heiter lächelte, als es ihm ausserdem gewiß gelächelt haben würde.

Meine Mutter gebahr ausser mir noch zwei Söhne, die sie aber beide auf eine höchst traurige Art verlor. Der eine stürzte als Kind in einen großen Kübel mit heisser Waschlauge, worin er unter unsäglichen Schmerzen sein Leben endigte. Der zweite fand seinen Tod in dem großen Kopenhagener Brande im Jahre 1728, wo er vor Bestürzung in der Wiege vergessen, und daher ein Raub der Flammen ward. Durch diesen Brand verloren meine Eltern ausserdem noch alles was sie hatten, und meine Mutter rettete sich, hochschwanger, nur mit großer Lebensgefahr aus dem Hause, das schon in Flammen stand, und erhielt nur etwas Kinderzeug, das sie in der Schürze trug.

Ich ward den ein und zwanzigsten Oktober 1729 als der dritte Sohn meiner Eltern zu einer

Zeit gebohren, wo diese bereits ihr sämtliches Vermögen zugesetzt hatten, und mein Vater noch obendrein mit nicht wenigen Schulden belastet war. Da meine Eltern auf eine so unglückliche Art ihre zwei ersten Söhne verloren hatten, so faßten sie bei meiner Geburt den festen Vorsatz, alle nur mögliche Sorgfalt auf meine Erziehung zu verwenden. Allein das Schicksal versagte ihnen den Trost, mich unter ihren Augen aufwachsen, und ihre Sorgfalt durch immer größere Ausbildung und Entwickelung der Fähigkeiten des geliebten Zöglings belohnt zu sehen. Denn kaum hatt' ich ein Jahr erreicht, als man eines Morgens das Fenster der Kinderstube offen, und weder mich noch meine Amme mehr darinnen fand. Dagegen entdeckte man allerlei Spuren, woraus man abnehmen konnte, daß ich durchs Fenster entführt worden sei. Trotz aller Nachforschungen aber war man nicht im Stande, nur das Geringste von mir zu erfahren. Man glaubte daher, da ich nach aller Versicherung ein sehr schönes Kind gewesen sein soll, die Amme habe mich an Zigeuner verkauft, die damals sehr häufig im Lande umher-

gen, und sei nachher nach Schweden, in ihr Vaterland entwichen. Wie trostlos bei diesem Verfall besonders meine Mutter gewesen sein müsse, kann sich jeder leicht vorstellen.

Noch dreissig Jahre lebten meine Eltern hierauf in einer sehr vergnügten Ehe. Ein Beweis, daß nicht Reichthümer allein den Menschen glücklich machen, sondern daß die Quelle der wahren Zufriedenheit im Herzen springt. Ueberdem war meine Mutter auch eine sehr vernünftige und leutselige Frau, die das aufbrausende Temperament meines Vaters durch ihr sanftes und gefälliges Wesen sehr geschickt zu mildern wußte. Sie starb im Jahre 1759, und mein Vater folgte seiner vorangegangenen Gattin das Jahr darauf im Tode nach. Er hatt' es nicht weiter als zum Posten eines Oberstlieutenants gebracht, weil Kabale und Ränke ihm den Weg zu höherer Ehre versperrten. Besonders war ein vielvermögender Minister noch von den Jahren seiner Jugend her sein geschworner Feind. Er hatte denselben einst wegen einer Betrügerei beim Spiel die Stärke seines Armes fühlen lassen; jener besaß nicht Herz genug, eine

standesgemäße Genugthuung zu fodern, und nutzte daher seit der Zeit alle Gelegenheiten, sich auf eine verborgene Art an ihm zu rächen.

Dies, geliebte Kinder, dien' euch zur Warnung, ja mit Jedermann, so viel als möglich, in Freundschaft zu leben, und aller Uneinigkeit nach Kräften auszuweichen. Und so fern ihr nur den Zügel eurer Neigungen und Triebe recht fest zu halten wißt, so fern ihr euch nur von euren gefährlichsten Feinden, den Leidenschaften, nicht überrumpeln laßt; so wird es euch leicht sein, den Weg des Lebens friedlich zu durchwallen, und anderer Achtung und Liebe als einen gerechten Tribut davon zu tragen. Auch der geringste Feind, dessen Ohnmacht wir spotteten, kann uns schaden, und die Geschichte liefert Beispiele genug, daß ein Verachteter oft selbst Königen die wichtigsten Dienste leistete. So viel daher an euch ist, so laßt keins der erlaubten Mittel ungebraucht, euch bei andern, welches Standes sie auch sind, beliebt zu machen. Früh schon gebt euch Mühe, mit würdigen Jünglingen eures Standes die süssen Bande der Freundschaft zu knüpfen. Doch sei es nicht

genug, sie geknüpft zu haben, sucht sie durch Redlichkeit und gefälligen Diensteifer nun auch immer fester zu ziehn, und euch dadurch aufs ganze Leben Schätze zu erwerben, denen keins von allen Gütern der Erden an Werthe gleichkommt. Allein nicht nur eures gleichen macht euch auf diese Art verbindlich, auch Niedere sucht, so viel als möglich, in euer Interesse zu ziehen. Daß ihr eurer Würde dabei nichts vergeben, und nur zu erlaubten Mitteln greifen müßt, darf ich wol nicht erst noch erinnern. Schon oft spielten Leute große Rollen, die ich vorher Livree tragen sahe, und Niemand ist so gering, dem das Glück nicht zu Ruhm und Ansehn verhelfen könnte.

Daß meine Amme mit mir durch's Fenster entwichen sei, war keinem Zweifel ausgesetzt, denn alle Anzeigen verriethen es. Jedoch wohin sie ihren Weg genommen hatte, davon war keine Spur zu finden, so sehr sich meine Eltern auch bemühten, Nachricht einzuziehn. Ich war für sie dahin, und sahe nun für mich den Grund zu einer Menge von Widerwärtigkeiten gelegt, die wie eine Kette aneinander hingen, und wovon

immer eine in die andre griff. Doch es wird nun Zeit, geliebte Kinder, euch die Ursach anzuzeigen, die meine Amme zu einem so strafbaren Beginnen vermochte, und euch mit den übrigen begleitenden Umständen, so wie mit meinem darauf folgenden Schicksal, bekannt zu machen.

Mein Großvater hatte alle Verbindung mit meinem Vater aufgegeben, und bekümmerte sich fast gar nicht mehr um ihn. Der Grund davon war theils der unselige Hang zum Spiel, von dem er auf keine Art befreiet werden konnte, theils die Verbindung mit meiner Mutter, zu welcher mein Großvater durchaus seine Bewilligung verweigert hatte. Denn meine Mutter war ihm nicht reich genug, und, welches der Hauptpunkt war, stammte nicht aus Hollstein her. Es herrschte nämlich damals in meinem Vaterlande fast allgemein das Vorurtheil, daß der Landesadel dem Auswärtigen unendlich vorzuziehen sei. Daher gab es denn auch für Verwandte fast keine größere Beleidigung, als die Verbindung mit einer Ausländerin. So groß ihre Vorzüge auch immer waren, so hatten sie doch bei weitem nicht

Kraft genug, den Stolz zu besänftigen, der durch ein erniedrigendes Band aufs härteste beleidigt war. Aus diesem Grunde waren auch alle meine Vorfahren vom funfzehnten Jahrhundert an, laut meines Stammbaums, an lauter Holsteinische von Adel verheirathet gewesen, und nur mein Vater hatte eine Ausnahme gemacht. Allein den Haß, den er sich dadurch von seiner Familie aufzlud, trug er auch bis an's Ende seines Lebens, und selbst auf mich erstrecken sich die Folgen des gekränkten Ahnenstolzes noch. Zwar ward man in den neuern Zeiten auch in Holstein in Rücksicht dieses Punktes etwas klüger und nachsichtiger; allein dennoch betrachtet man einen solchen, der aus altem, ununterbrochnen landesmännlichen Adel entsprossen ist, selbst beim gänzlichen Mangel aller wesentlichen Vorzüge, noch immer als ein Geschöpf von höherer Art, dem sich kein anderer gleichzustellen wagen darf.

Wie lächerlich, geliebte Kinder, ein solches Vorurtheil in den Augen jedes Verständigen erscheinen müsse, darf ich euch wol nicht erst sagen. Ihr wißt bereits aus vielfachen Unterredungen

über dieſen Gegenſtand, wie ich in dieſem Stücke denke, und wie ich wünſche, daß ihr gleichfals davon denken möget. Der beſte Adel iſt derjenige, der ſich auf einen gebildeten Verſtand, auf ein wohlwollendes Herz, und eine Reihe guter Thaten gründet, durch deren wohlthätigen Einfluß die Summe der menſchlichen Glückſeligkeit vermehrt, und die alleinige Abſicht des gütigſten Weſens befördert wird. Dies, ihr Geliebten, iſt das Ziel, dem ihr nachſtreben, das ihr auf keinem Schritte durchs irrdiſche Leben aus den Augen verlieren müßt! Denn nur dann könnt ihr auf wahren Adel Anſpruch machen, auf einen Adel, der keine Prüfung ſcheuet, und der eurem Stamm auch dann noch Glanz ertheilt, wenn euer Staub ſchon längſt in alle Winde verflattert iſt. Gehorcht ihr aber meinem Rathe nicht, und verträumt im Arm der Trägheit die edle Zeit des Lebens, oder verſchwelgt ſo gar dies ſchöne Kleinod im Schooß der Wolluſt und der Ueppigkeit; o dann rühmet ja euch eures Adels nicht, denn der geringſte Landmann hat alsdann gerechtere Anſprüche auf den Namen eines Edlen als ihr,

wie wol sich euer Stammbaum in die grauesten Zeiten des Alterthums verlieren mag.

Mein Großvater sahe mich an einem dritten Ort von ohngefähr, und meine Gestalt gefiel ihm so sehr, daß er meinen Eltern den Vorschlag thun ließ, mich ihm zu überlassen. Wie wol er nun für mich eine hübsche Summe an meine Eltern auszahlen zu lassen versprach, so wollten sich doch weder mein Vater noch meine Mutter dazu verstehn. Er faßte daher den Vorsatz, mich auf eine Art an sich zu bringen, wogegen meine Eltern nichts einwenden könnten. Zu diesem Ende mußte sein Kutscher, der ein Landsmann meiner Amme war, bei dieser die Rolle eines Freiers spielen, und es ward ihnen auf den Fall, daß sie mich auf eine heimliche Art in seine Hände lieferten, ein gutes Stück Geld zum Heirathsgeschenk versprochen. Zu gleicher Zeit sollten sie dann auch in ihr Vaterland zurückkehren, das ihnen sehr am Herzen lag. Dies Anerbieten ward daher, wie man leicht denken kann, sehr willig angenommen, und man machte alle Anstalten, den Wunsch meines Großvaters zu erfüllen. Der Kutscher

setzte des Nachts, nachdem die Amme vorher alle ihre Sachen heimlich weggebracht hatte, eine Leiter an das Kinderstubenfenster, worauf denn jene, mit mir im Arm, herunterstieg. Zum Unglück aber trat sie eine Stufe fehl und stürzte so von einer ziemlichen Höhe herab. Ich fiel ihr dabei aus dem Arm, litt aber weiter keinen Schaden, als daß mein Gesicht ganz zerschrammt und blutrünstig wurde. Daß ich bei diesem Fall in ein lautes Geschrei ausgebrochen sei, läßt sich leicht vermuthen, allein ein Tuch, das man mir in den Mund stopfte, macht' ihm bald ein Ende. So brachte man mich in aller Eil zu meinem Großvater, der schon alles zu meinem weitern Transport veranstaltet hatte. Eine dazu bestellte Frau erwartete mich in einem abgelegenen Hause, von wo sie mich früh Morgens, so bald das Thor geöfnet ward, unter Begleitung eines alten verschwiegenen Bedienten in einer sechsspännigen Kutsche weiter brachten. Meine Entführer erhielten das versprochne Geschenk, und begaben sich verkleidet noch desselben Morgens auf den Weg nach Schweden, so daß ehe meine Eltern

noch

noch das Bette verlieſſen, wir insgeſamt bereits einige Meilen zurückgelegt hatten.

Vierter Brief.

Der Verfaſſer muß von zwei jungen Vettern und einem tyranniſchen Hofmeiſter viel leiden, und verliert darüber bald ſein Leben.

So ſehr man wegen meiner Entwendung auch hin und her ſann, ſo fiel auf den wahren Urheber derſelben doch nicht der geringſte Verdacht. Mein Großvater ſchien ſehr ruhig, ja er ſtellte ſich, bei der Nachricht von meinem Verluſt, ſo gar ſehr aufgebracht, ſo daß er meiner armen Mutter ſagen ließ, dies ſei nun ſchon das dritte Kind, das durch ihre Nachläſſigkeit verloren gehe. Doch ſandte er meinem Vater bald darauf, gleichſam zum Balſam für ſeine Wunde, eine Anweiſung auf zweitauſend Thaler, die ihm denn in ſeinen Umſtänden ſehr willkommen war.

Mich selbst befriedigte man, nachdem die Schmerzen des unglücklichen Falles vorüber waren, mit leichter Mühe, so daß ich bei allem sehr geduldig war. Hieraus prophezeihte man mir denn schon damals, daß ich in der Folge, bei allen Auftritten des Lebens, mich in die Fügungen des Himmels würde zu schicken wissen, welches auch nicht unerfüllt geblieben ist.

Wär' ich in der Residenz unter den Augen meiner Eltern aufgewachsen, so würde dies allem Anschein nach für mein äusseres Glück weit besser gewesen sein. Denn der König hatte noch immer viele Gnade für meine Eltern, er würde daher gewiß für mich gesorgt haben. Allein mein Loos war einmal geworfen und hieß — Prüfung! Ich war dazu bestimmt, mit tausenderlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen, um der Ruhe erquickenden Schatten am Ende desto süsser zu fühlen.

Ich ward auf ein adliches Gut in der Provinz zu einem Verwandten gethan, der keine Kinder hatte. Mein Großvater empfahl mich ihm, als sein eigenes Kind, und man begegnete mir mit so vieler Liebe und Zärtlichkeit, als ob ich

der Sohn vom Hause gewesen wäre. Alles, dessen ich mich aus dieser frühsten Periode meines irrdischen Daseins noch erinnern kann, ist, daß ich unter dem Namen des Junkers Fritz erzogen ward. Ein jeder war mir gewogen, und suchte nicht nur meine Bitten zu erfüllen, sondern so gar meinen Wünschen zuvor zu kommen. Besser wär' es gewesen, man hätte mich gleich Anfangs strenger behandelt, denn alsdann würde mein folgendes Schicksal, das ganz das Gegentheil des erstern war, mir nicht so traurig gewesen sein.

Bis in mein sechstes Jahr schien ich der Liebling des Glücks zu sein, weil alles wetteiferte, mir Freude zu machen. Allein nur zu bald änderte sich nun die Scene, und die Stürme, die nunmehr folgten, waren um so schrecklicher, je weniger ich darauf war vorbereitet worden. Man erhielt Nachricht, daß eine Schwester des Herrn vom Hause nebst ihrem Gemahl plötzlich verstorben sei, und zwei Söhne hinterlassen hätte. So gleich reisten meine Pflegeltern nach dem Gute der Verstorbenen, und brachten bei der Rükkehr ihre beiden jungen Neffen mit sich. Diese waren

damals, wenn ich nicht irre, in einem Alter von zehn und elf Jahren, an Geschicklichkeit in schlauen Ränken und Kabalen aber waren sie weit älter. Ihnen verdank' ich daher auch größtentheils, was mich nachmals in meinem sonstigen Wohnsitz der Freude von Kummer und Leiden traf.

Anfangs zwangen sie sich, in den allgemeinen Ton einzustimmen, der in Rücksicht meiner herrschte, und mich gleichfals mit Liebkosungen zu überhäufen. Allein der Neid, mich von allen, selbst vom Hofmeister, mit so zuvorkommender Liebe behandelt zu sehen, und die Furcht, ich möchte vielleicht gar einmal der Erbe ihres Oheims werden, nahmen endlich so sehr überhand, daß sie Tag und Nacht auf Mittel sannen, mich so wol bei meinen Pflegeltern, als beim Hofmeister herabzusetzen. Den letztern hatten sie, Gott weiß wodurch? gar bald auf ihrer Seite, so sehr er auch, vor ihrer Ankunft, mir gewogen war. Was sie nur irgend von mir sahen, oder hörten, das hinterbrachten sie ihm, und stellten alles, was sie von mir wußten, in einem so nachtheiligen Lichte dar, daß er in kurzem mich gar nicht mehr

leiden konnte. Da unſre Pflegeltern uns unter guter Aufſicht glaubten, ſo bekümmerten ſie ſich um uns nur wenig, und wir ſahen ſie faſt nur bei Tiſche. Daher hatte dieſer Tyrann volle Macht mich zu quälen, und er benutzte ſie auch ſo gut, daß er keine Gelegenheit vorbei ließ, mir wehe zu thun. Er verdoppelte meine Lektionen, und gab mir ſo viel auswendig zu lernen, daß es mein Gedächtniß in der beſtimmten Zeit ohnmöglich faſſen konnte. Auf die Unmöglichkeit aber wurde hier keinesweges Rückſicht genommen, ſondern ſo oft ich beim Herſagen ſtockte, ſo oft waren körperliche Züchtigungen mein unverdientes Loos. Doch dies war meinen jungen Vettern noch nicht genug. Hatte mein Tyrann mich einmal die Stärke ſeines Armes fühlen laſſen, ſo fand man bald darauf eine ſeiner Tauben, von denen er ein großer Freund war, mit umgedrehtem Halſe. Dies kam denn nun natürlich jederzeit auf meine Rechnung, ſo ſehr ich auch meine Unſchuld betheuern mochte. Mein Hofmeiſter liebte die Jagd, und brachte oft ganze Tage mit Jagen zu. So oft er nun dieſem Vergnügen nachging, ſo ſucht' er uns dadurch zu

beſchäftigen, daß er uns etwas zu lernen gab, das wir ihm denn bei ſeiner Rückkehr herſagen mußten. Allein in den meiſten Fällen wußt' ich dann von dem Aufgegebnen nicht ein Wort, denn wenn ich lernen wollte, ſo nahmen meine Vettern mir das Buch, und hinterher hieß es dann, ich habe vor Lerm und Spiel nicht zum Buche kommen können. Was ich nun auch dagegen ſagen mochte, ſo fand ich doch keinen Glauben, und Vertheidigungen machten meine Strafe nur noch härter. Ja es ging ſo weit, daß meine Vettern mir des Morgens, nachdem ich aufgeſtanden war, das Bette verunreinigten, damit ich armes Kind, das man bis jetzt als ein Muſter der Reinlichkeit und Ordnung kannte, als ein unſaubrer Menſch erſcheinen und dafür gezüchtigt werden möchte. Die gewöhnliche Strafe war alsdann, daß ich mit bloßen Füßen ſo lang auf Erbſen knieen mußte, bis ſich dieſelben ins Fleiſch eingedrückt hatten und das Blut mir aus den Wunden quoll. Daß meine Geſundheit bei einer ſolchen Behandlungsart leiden mußte, wird keinem unwahrſcheinlich ſein, der nur einigermaßen mit der Natur des

menschlichen Körpers bekannt geworden ist. Meinen Pflegeltern konnte daher diese Veränderung nicht lang entgehen. Fragten sie denn nun, was mir fehle, so ward geantwortet, ich sei itzt so ein boshafter und heimtückischer Knabe, daß man gar nicht mehr mit mir auskommen könne. Und so wurden denn auch diese guten Leute allmählig ganz wider mich eingenommen, und ich bekam fast im ganzen Hause nicht eine einzige freundliche Miene mehr.

Ein warnendes Beispiel für Eltern und Verwandte, denen die Vorsehung Kinder anvertraut hat, sich ja in Rücksicht dieser nicht einzig und allein auf die Aussage von Bedienten und Hofmeistern zu verlassen, sondern so viel als möglich selbst zu sehen, und sich selbst zu überzeugen. Denn sehr oft sind diese Aussagen nichts weniger, als Wahrheit, sondern neigen sich in sehr vielen Fällen auf eine ganz falsche Seite hin. Nimmt man sie denn nun für Orakel an, so ist man nicht wenig in Gefahr, da schädlich zu werden, wo man doch eigentlich zu nützen wünschte. Denn sind die Urtheile von den Kindern zu vortheilhaft, und er-

ſcheinen dieſelben uns dadurch auf einer höhern Stufe der Vollkommenheit, als die ſie wirklich ſchon erſtiegen, ſo laſſen wir nur gar zu gern unſern Eifer für ihre weitere Ausbildung einſchläfern, oder überhäufen ſie mit unzeitigen Lobſprüchen, die oft für Kopf und Herz gleich ſchädlich werden. Sind die Urtheile hingegen zu nachtheilig, ſo können die Folgen davon für die Kinder gewiß nicht aufmunternd, ſondern ſie werden vielmehr in den meiſten Fällen demüthigend und niederſchlagend ſein. Ich kenne daher keine größere Pflicht für Eltern und diejenigen, die Eltern Statt vertreten, als ſich genau mit dem Karakter des Hofmeiſters bekannt zu machen, dem ſie das Theureſte, was ſie haben, ihre Kinder anvertrauen wollen. Allein dies iſt noch nicht genug, ſie müſſen nun auch, wenn ſie denſelben als einen rechtſchafnen und geſchickten Mann kennen lernten, und ihm einen beträchtlichen Theil ihrer Vaterpflichten zu übertragen für gut befanden, keine Mühe ſcheuen, gemeinſchaftlich mit ihm zu wirken, ihn mit Rath und That zu unterſtützen, und auf alle Art aufzumuntern. Doch

sehr viele Eltern glauben schon genug gethan zu haben, wenn sie nur jemand über ihre Kinder setzen, ohne nun auch darauf zu sehen, wie derselbe seiner Pflicht ein Gnüge leiste. Wehe alsdann dem armen Kinde, das in die Hände eines Tyrannen, wie der meinige war, geräth. Die traurigen Folgen davon werden Zeit seines Lebens sichtbar sein. Ich zum wenigsten erhielt durch die despotische Behandlung meines Hofmeisters einen solchen Widerwillen gegen alle Wissenschaft, daß ich mich bis jetzt noch nicht ganz davon losarbeiten konnte.

Mein Hofmeister, wie ich schon oben sagte, ging fast täglich auf die Jagd, und versäumte daher seine Pflicht fast ganz. Doch so fern er nur die Küche mit Hasen und Rebhünern versorgte, so bekümmerte man sich wenig um alles Uebrige. Nie werd' ich eines Vorfalls vergessen, der mir einmal bei einer solchen Gelegenheit begegnete. Einst ging er mit einem meiner jungen Vettern auf die Dachsjagd aus. Mir ward ein großer Abschnitt zum Auswendiglernen aufgegeben, und zugleich mit drohender Miene eine fürch-

terliche Strafe angekündigt, so fern ich beim Hersagen desselben nur im geringsten stocken würde. Zitternd ging ich an mein trauriges Geschäft, allein kaum hatt' ich angefangen, mit unverständlichen Sachen mein Gedächtniß zu martern, als mein zurückgebliebener Vetter mich durch tausenderlei Gaukeleien am Lernen hinderte. Ich war daher kaum im Stande, ein Viertel von dem meinem Gedächtniß einzuquälen, was mir aufgegeben war. Wie bebt' ich armes Kind daher, als ich am Abend die Stimme der nach Hause gekommenen Jagdhunde und das Klatschen der Jagdpeitschen ertönen hörte! Voll Angst gab ich vor, ein gewisses Naturbedürfniß befriedigen zu wollen, statt dessen aber schlich ich mich über den großen Hofplatz und zwei Zugbrücken hinweg, ohne daß mich jemand bemerkte. Kaum war ich über die letzte Zugbrücke, als sie sogleich hinter mir aufgezogen ward. Wie froh war ich nun, mich in Freiheit zu sehen, und keine Strafe von meinem despotischen Hofmeister befürchten zu dürfen. Es war um Weihnachten und schrecklich kalt, so daß ich gewiß erfroren wäre, wenn das Schicksal mich mir

selber überlassen hätte. Ich lief immerfort dem Fahrweg nach, ohne zu wissen, wohin der Weg mich führen werde. Die Nacht brach herein, und nur der Glanz des Schnees gab mir gerade noch so viel Hellniß, daß ich den gebahnten Pfad verfolgen konnte. Allein die Kräfte eines siebenjährigen Kindes, zumal in solcher Kälte, sind bald erschöpft. Kein Wunder also, daß ich, durch eine weichliche Erziehung verzärtelt, den Beschwerden der Kälte und des Weges gar bald unterliegen mußte. So sehr ich mich auch anstrengte, um weiter zu kommen, so sank ich doch endlich starr und kraftlos zu Boden. Schon lag ich eine Zeitlang fast ohne Besinnung da, und erwartete nichts gewisser, als den Tod, als die Vorsicht, die tausend Mittel zur Rettung des Menschen in Händen hat, mich plötzlich dem nahen Untergang entriß. Ich hatte ein himmelblaues Röckchen mit silbernen Troddeln an, und einen schwarzen Hut mit weissen Schmalzspitzen auf dem Kopfe. Eine Bauerfrau, die des Weges kam, sah in einiger Entfernung etwas liegen, das ihr entgegenglänzte. Sie ging daher drauf zu, und wie erschrak sie nicht,

als sie bei näherer Untersuchung ihren kleinen Junker fand. Starr und sinnlos hob sie mich auf, und eilte, so schnell sie konnte, mit mir in's Dorf. So bald sie nach Hause kam, so hörte sie nicht auf, mich zu reiben, als bis meine Lebensgeister zurückkehrten, und ich meiner wieder mächtig ward. Drauf gab sie mir ein warmes Bier, und bewirthete mich so gut, als sie nur immer konnte.

Ich gestand ihr alles gerade heraus, und versicherte, daß ich mir lieber jegliches gefallen lassen, als wieder umkehren wollte. Ja, ich bat sie so gar, mich bei sich zu behalten, und versprach ihr, für den Unterhalt die Aufsicht über ihre Gänse zu übernehmen, und alles zu thun, was nur irgend in meinen Kräften stünde, damit ich nur nicht genöthigt würde, meinem Tyrannen wieder vor die Augen zu kommen. Die gute Alte weinte bittre Thränen, und versprach, mir alles zu gewähren, was in ihren Kräften stünde. —

Ihr seht hieraus, geliebte Kinder, wie allzugroße Strenge selbst ein zartes Kind zur Verzweiflung bringen, und zu Entschlüssen verleiten kann, von deren Ausführung oft das Unglück des ganzen

irrdischen Lebens abhängt. O, bedächten dies doch alle, die das große Geschäft der Erziehung übernommen haben, verlangten sie doch nicht von Kindern, ihre Kindheit zu verleugnen und Sachen zu erzwingen, die oft ihrer ganzen Natur zuwider sind! Allein sehr viele gerathen blos durch Zufall oder Nothwendigkeit in dies Fach, sie suchen sich daher ihr Amt so viel als möglich zu erleichtern, und statt nach Grundsätzen zu handeln, sind sie die Sklaven ihrer Launen. Solche Leute kümmern sich daher denn wenig darum, ihre Zöglinge nach Geist und Herzen kennen zu lernen, das Maas ihrer Fähigkeiten zu untersuchen und ihre Forderungen danach einzurichten. Ohne den Gang zu kennen, den die menschliche Seele in Absicht der Entwickelung und Ausbildung ihrer Talente zu nehmen pflegt, thun sie beständig Sprünge, und verlangen Dinge, welche die noch geringen Kräfte der Kinder bei weitem übersteigen. Ohne Bosheit von jugendlichem Leichtsinn, ohne vorsetzlichen Ungehorsam von Flatterhaftigkeit, ohne Eigensinn von Schwäche gehörig zu unterscheiden, sind sie nur gar zu geneigt, alles im schwärzesten Lichte zu

sehen, und leichte Vergehungen als Verbrechen zu betrachten und zu bestrafen. Wie kann es da nun fehlen, daß sie in jedem Augenblicke etwas finden, das ihnen Ahndung zu verdienen scheint; und wie können Kinder bei einem solchen Führer ihres Lebens froh werden, und an Dingen Geschmack finden, die ihnen durch Verweise und körperliche Züchtigungen, welche sie ihnen zuzogen, höchst gehässig wurden? Kein Wunder also, wenn sie unter dem widernatürlichen Drucke ganz erstumpfen, oder in Augenblicken der Verzweiflung Schritte thun, die für das ganze kommende Leben von den traurigsten Folgen sind. Wie sehr ich daher bei eurer Erziehung, geliebte Kinder, mich vor einer solchen despotischen Strenge zu entfernen suchte, dies wißt ihr selbst, und ich glaube, daß ich bei weitem mehr dadurch ausrichtete, daß ich euer Freund und Theilnehmer an allen Angelegenheiten eures Herzens war, als wenn ich die weit leichtere Rolle eures Gebieters hätte spielen wollen.

Die gute Alte, der ich mein Leben dankte, hätte sehr gern ihr Brod mit mir getheilt, und,

da sie selber keine Kinder hatte, mich an Kindesstatt angenommen; allein sie war Leibeigene meines Vetters, und durft' es daher nicht wagen, mich bei sich zu verbergen, wenn sie sich nicht der härtesten Strafe dadurch aussetzen wollte. Sie schickte also heimlich einen Jungen nach dem Hofe, um zu melden, daß ich bei ihr wäre. Noch saß ich daher auf ihrem Schooße und stillte meinen Appetit mit den Leckerbissen, die sie mir, nach ihrer Meinung, zubereitet hatte, als mit einem mal ein Wagen vor der Hütte stille hielt. Wie entsank mir aller Muth, da ich den Kornschreiber nebst der Kammerjungfer in die Stube treten sah! Thränen entstürzten strommeis meinen Augen, und ich bat sie in den rührendsten Ausdrücken, mich doch hier zu lassen, denn es sei mir unmöglich, das tyrannische Verfahren meines Hofmeisters noch länger auszuhalten. Allein meine Bitten fanden kein Gehör. Man versicherte mich, um mich zu beruhigen, kein Mensch auf dem Hofe habe bis jetzt mich noch vermißt, und der Hofmeister sei gleichfals noch nicht zu Hause. Entschlöß' ich mich daher so gleich mitzukommen, so wollten sie mich

eiligst auskleiden, ins Bette bringen, und mit einer Unpäßlichkeit entschuldigen. Auch sollt' ich einige recht schöne Aepfel und andres Naschwerk zugesteckt erhalten. Durch diese Vorspiegelungen ließ ich mich bereden und stieg, jedoch mit starkem Herzklopfen, in die Kutsche. Wir kamen an, und ich ward richtig, ohne, daß mich irgend Jemand bemerkte, in's Bette gebracht. Auch die versprochnen Aepfel und Näschereien blieben nicht aus. Wer war nun froher als ich, der ich glücklich aller Strafe entgangen zu sein glaubte!

Fünfter Brief.

Der Verfasser sucht sein Leben zu enden, wird aber noch gerettet.

Wie wohlthätig, geliebte Kinder, ist nicht in vielen Lagen des irrdischen Lebens der Schleier, den die Hand der Vorsehung über die Zukunft gebreitet hat. Wie weit geringer würde die Sum-

me

me der menschlichen Glückseligkeit sein, wenn die Widerwärtigkeiten, die uns treffen sollen, schon lang vorher vor unsern Augen dastünden, und unsere Freude fliehen hiessen! So aber sind wir oft da noch ruhig, oder glauben, aller Gefahr entronnen zu sein, wo schon das Leiden seine Arme öfnet, um uns an seine kalte Brust zu drücken. Nicht anders, meine Geliebten, gings auch mir, wie ich euch schon am Ende meines vorigen Briefs erzählte. Denn kaum wähnt' ich noch für diesmal allem Unglück entgangen zu sein, als bald darauf eine Scene sich öfnete, deren Schrecken mir nie aus meinem Andenken verschwinden werden. Mein Tyrann trat ins Zimmer und rief mich bei Namen. Ich antwortete ihm, und er fragte, ob ich krank sei? Auf die Versicherung, daß ich mich gar nicht wohl befände, versetzt' er mir: Nun so schlaf' Er nur, morgen wird's schon besser sein. Er sprach dies letztere mit einem Tone, aus dem mein Herz nichts Gutes ahndete. Bald darauf kamen meine beiden Vettern, und legten sich zu Bette. Ich stellte mich, als ob ich schlief, und da sie glaubten, daß ich wirklich eingeschlafen sei,

so sagte der Eine zum Andern: „Schlaf du nur, „so süß du kannst; doch hättest du die Ruthen ge„sehen, die für dich im Salzwasser liegen, du „wärest gewiß so ruhig nicht!“ — „Ja, versetzte „der Andre, er hat es diesmal auch wol verdient! „Wie unser Onkel nicht um den Buben verlegen „war, als man ihn nicht finden konnte! Ich hätte „nicht geglaubt, daß man noch so viel aus ihm „machte. Aber warte nur, sie sollen deiner schon „überdrüssig werden. Da hieß es denn, wir wä„ren Schuld daran, daß das liebe Kind entlau„fen sei. Doch nur gemach, man wird dir's schon „gedenken! Das soll mir morgen ein rechter Fest„tag sein, wenn wir ihn halten, und das Blut „dann unter den Ruthenstreichen hervorquillt, die „er bekommen wird.“ Kaum hatten sie dies tröstliche Gespräch geendigt, als auch der Hofmeister kam, nach meinem Bette sahe, und sich dann zur Ruhe begab.

Nun ging meine Angst erst recht an. Gern hätt' ich mich aus dem Fenster gestürzt, und dadurch meinem Leben ein Ende gemacht; allein ich fürchtete, mein Tyrann möchte darüber erwachen,

und mein Unglück dann noch größer werden. Drauf fiel mir ein, daß einer meiner Vettern unter seinen Farben ein Papier mit Grünspan habe, wovon man mir verboten, ja nichts in den Mund zu nehmen, weil es Gift sei, und ich davon sterben müsse. Wie froh war ich über diesen Einfall! Nun, dacht' ich, sollt ihr euch umsonst darauf freuen, mein Blut unter euren Streichen fliessen zu sehn. Mein Tod soll alle eure Plane, mir wehe zu thun, vereiteln. So dacht' ich und wartete mit Schmerzen, bis alles schlief, alsdann stieg ich leise aus dem Bette, schlich auf den Zehen zu den Farben, und verschluckte im Augenblick alles, was ich von Grünspan im Papiere fand. Allein er blieb mir halb im Halse stecken; geschwind ergriff ich daher eine Bouteille Bier, die immer auf einer gewissen Stelle stand, spülte beherzt alles hinunter, und war eben im Begriff, die Bouteille wieder wegzusetzen, als sie mir mit großem Geräusch aus der Hand fiel, und ich vor Schrecken zugleich zu Boden sank. Hiervon geweckt, sprang mein Hofmeister so gleich aus dem Bette; da es aber finster war, und ich mich nicht rührte, so fiel er lang

über mich dahin, und verwundete sein Gesicht durch die zerbrochenen Scherben. Allein im Augenblick rafft' er sich wieder auf, schlug Licht an, und entdeckte die ganze Scene. Der Grünspan, der mir noch um den Mund saß, verrieth ihm deutlich genug, was ich angefangen hatte. Er gab mir einige Stöße mit dem Fuße, hob mich auf, und warf mich ins Bette. Von dem Geräusch erwachte alles im ganzen Hause, und eilte herbei, die Ursach davon zu hören. Bald darauf bekam ich sehr heftige Koliken, und mein Leben würde vielleicht sein Ende erreicht haben, wenn man mir nicht mit Gewalt den Mund aufgebrochen, und eine Menge süsser Milch beigebracht hätte. Diese verursachte mir ein heftiges Erbrechen, wodurch ein großer Theil des Grünspans aus meinem Leibe weggeschafft, und meine Krämpfe gemildert wurden. Meine Pflegeltern waren in der äussersten Verlegenheit, man holte daher so gleich einen Arzt aus der Stadt, und rettete nur mit vieler Mühe mein Leben.

So bald ich ausser Gefahr war, so mußt' ich meinen Pflegeltern alles erzählen, was mich zu

diesem gefährlichen Schritte verleitet hatte. Ich verschwieg ihnen auch nichts, und versetzte sie dadurch in kein geringes Erstaunen. Meine Vettern erhielten die verdienten Vorwürfe, und auch meinem Hofmeister, wie ich glaube, ward der Text gelesen. Dadurch aber ward die Bosheit meiner Tyrannen nur noch größer, und sie warteten blos auf günstige Gelegenheit, sich an mir zu rächen. Diese blieb denn auch nicht lange aus, und ein nichtiger Vorwand war Grundes genug, mich aufs schrecklichste zu züchtigen. Man nahm dazu die Zeit wahr, als meine Pflegeltern einst in der Kirche waren, band mich über einen Stuhl, und richtete mich mit zwei birkenen Ruthen, die in Salzwasser gelegen hatten, dergestalt zu, daß ich in drei Wochen nicht sitzen konnte. Bei der Erkundigung, was mir fehle, hieß es denn, ich sei so eigensinnig, daß man mir nothwendig meinen bösen Willen brechen müsse. Aus diesem Grunde hätt' ich einmal eine exemplarische Strafe erhalten, um mich für die Zukunft zu bessern. Der Hofmeister stand bei meiner Pflegemutter zu sehr in Gnaden, als daß man ihm sein grausames Ver-

Verfahren in sehr harten Ausdrücken verwiesen hätte.

So lebt' ich bis in mein zwölftes Jahr unter beständigem Druck. Dadurch ward fast jeder edle Keim in mir erstickt, und eine Wolke von Trübsinn breitete sich über meine Seele aus, die sie nachher nie wieder verließ. Ganz das Gegentheil davon war ich, ehe meine beiden Vettern auf das Gut kamen. Ich war munter und lebhaft, und zeigte mich überall als einen ofnen Kopf. Ein jeder liebte und bewunderte mich, und wer mir irgend einen Gefallen erzeigen konnte, der that es mit Freuden. Jezt achtete man nicht mehr auf mich, ja man haßte mich; so viel vermochte Verläumdung und Bosheit!

Mein einziger Trost war noch, daß ich alle Jahr zwei Sommermonate bei meinem Großvater auf seinem Gute zubrachte, wo ich denn auf einige Zeit alles Herzeleid vergaß. Auch der Alte merkte die Abnahme meiner Munterkeit und Wohlgestalt, allein die Ursach davon war ihm unbekannt. Ich hatte bei ihm freien Willen, denn er hielt sehr viel auf mich. Auch alle übrigen auf dem Gute

waren mir sehr gewogen, denn ich war gefällig und einschmeichelnd. So lang ich auf dem Gute war, durfte mein Großvater, ein sehr hitziger Mann, keinen Bauer oder Domestiken strafen. Ich nahm sie alle in meinen Schutz, und der Alte schlug mir keine Bitte ab. Damit ich nun bei meinem Großvater mich nicht über die Härte meiner Pflegeltern und meines tyrannischen Hofmeisters beklagen möchte, so bediente man sich meines guten Herzens, und schmeichelte mir einige Tage vor der Abreise, wo ich denn alles erlittene Ungemach gern vergaß. Im letzten Sommer, den ich bei meinem Großvater zubrachte, ging ich ins zwölfte Jahr. Der alte Mann konnte sich gar von mir nicht trennen, ich mußte daher zur Freude aller Unterthanen vier Monate bei ihm bleiben. Die zwei letzten Monate kam denn nun mein Hofmeister, um mit mir zu wiederholen, damit ich nicht alles wieder vergessen möchte, was er mir eingebläuet hatte. Ob ich jetzt nun gleich an einem Orte war, wo ich völlig zu befehlen hatte, so wollt' er doch auch hier mir seine Gewalt fühlen lassen. Allein dies wär' ihm bald einmal

einmal sehr schlecht bekommen. Mein Großvater ging eines Tages auf die Entenjagd, ohne ihn mitzunehmen. Dies verdroß ihn nun dergestalt, daß er mich unter einem nichtigen Vorwande mehrere Stunden auf Erbsen knieen ließ. Mein Großvater kam nach Hause und merkte gar bald was vorgefallen sei. Ich mußt' ihm daher alles erzählen, und unglücklich wär' es meinem Tyrannen ergangen, hätt' ich mich nicht für ihn verwandt. So gleich ward er von hier verabschiedet, und als ich zu meinen Pflegeltern zurückkehrte, so traf ich weder ihn noch meine Vettern mehr an. Er hatte eine sehr einträgliche Pfarre erhalten, heirathete eine Wittwe, die dem Trunk ergeben war, gewöhnte sich auch daran, und büßte in Kurzem mit dem Leben. Meine Vettern hingegen waren auf Schulen gebracht worden, und ich war froh, ihrer los zu sein. Allein nie konnt' ich das ganze Zutrauen meiner Pflegeltern, zumal meiner Pflegmutter wieder gewinnen. Die Ursach davon ist mir nicht unbekannt, allein aus Schonung übergeh' ich sie. Da ich noch immer glaubte, wirklicher Sohn vom

Hause zu sein, so war mir die Kälte, mit der man mir begegnete, sehr empfindlich, allein so sehr ich mich auch bemühte, mich in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, so waren meine Bemühungen doch fast alle fruchtlos. Die böse Meinung, die man einmal von mir gefaßt hatte, hatte zu tief Wurzel geschlagen, als daß es möglich gewesen wäre, sie in Kurzem wieder auszurotten, und einen langen Aufenthalt hatte mir das Schicksal hier nicht mehr bestimmt.

Sechster Brief.

Der Grosvater des Verfassers stirbt, und er findet bei der Gelegenheit seine Eltern wieder, wird aber von seinem Vater eben nicht freundlich aufgenommen.

Wie froh ich war, von meinen boshaften Vettern befreit zu sein, und ihre Ränke nicht mehr fürchten zu dürfen, darf ich euch, geliebte Kinder, wol nicht beschreiben. Der neue Hofmeister

den ich bald darauf erhielt, war ausserdem ein guter Mann, der mich mehr als Freund behandelte und keinen von den despotischen Grundsätzen seines Vorgängers befolgte. Wären nun meine Pflegeltern mir auch wieder mit ihrer sonstigen Liebe entgegengekommen, so wären alle meine Wünsche befriedigt gewesen. Allein das letzte fehlte noch zu meiner vollkommnen Glückseligkeit, doch hätt' ich sie mit der Zeit vielleicht auch von dieser Seite vollständig gemacht, wenn der Tod meines Großvaters meinen Schicksalen nicht mit einem male eine neue Wendung gegeben hätte. Der Tod des Edlen schlug mir eine sehr tiefe Wunde, und ward der Anfang zu neuen Leiden. Ich war untröstlich, und kannte auf Erden keine Freude mehr. Man brachte mich in tiefer Trauer und in einer schwarzbezogenen Kutsche, auf ausdrückliches Begehren meines verblichnen Wohlthäters, auf sein Gut, wo bereits fast alle seine Söhne versammlet waren. Ich fand das Innere des Hauses fast ganz mit schwarzem Tuch behangen, und kannte nur wenige von denen, die ich hier, dem Aeussern nach, in tiefster Trauer erblickte.

Schmerz und Kummer drückten meine Seele mit Zentnerlast zu Boden. Man führte mich in den Saal, wo der Leichnam des vollendeten Wohlthäters stand, und bei seinem Anblick glaubt' ich der Last des Kummers erliegen zu müssen. Man empfing mich sehr kalt und dies verdoppelte meinen Schmerz. Selbst die Fräulein Tochter des Verstorbenen, die sonst so viel aus mir machte, sahe mich kaum an. „Ist dies der junge Mensch, fragte sie einer der Herren, auf den unser Vater so viel Geld verwandt hat?" Ja! Herr Bruder, war die Antwort, dies ist der Herr Naseweis, der den Alten nach Gefallen lenkte, und der nun als ein Blutsverwandter noch der Leiche folgen soll. Es ist doch sonderbar, hub ein andrer an, daß man nie erfahren konnte, weß der Bube ist; denn daß er ein unehliches Kind ist, daran ist wol nicht zu zweifeln. Ich that bei dem allen nichts als weinen, lief zur Leiche hin, warf mich zu den Füßen derselben, und schluchzte laut. Der Anblick des entseelten Edlen und die bittre Sprache meiner Verwandten durchbohrten mir das Herz, so daß ich endlich alles Besinnen verlor, und starr zur

Erde sank. Beim Erwachen fand ich mich auf dem Bette der alten Haushälterin vom Hofe, die mich sehr zärtlich liebte. Ich hatte mich immer sehr artig gegen sie betragen, und sie ausserdem einmal gerettet, als mein Großvater in aufwallender Hitze sie einst vom Hofe jagen wollte. Dies vergaß sie mir nicht, sondern nahm dafür sehr warmen Antheil an allem was mich traf. Auch jetzt, da ich ohne Bewußtsein am Sarge zur Erde gesunken war, war sie mir zu Hülfe geeilt, und hatte mich in ihr Zimmer gebracht. Die Redliche benetzte mich mit ihren Thränen, und erzählte mir, der alte Herr habe noch auf dem Todtenbette so sehr nach mir verlangt, allein man habe ihm weiß gemacht, ich sei krank, worauf er dann befohlen: ich sollte, bevor der Sarg zugemacht würde, ihm nochmals die Augen zudrücken, und als Blutsverwandter der Leiche folgen. Wie tief schnitt mir dies alles ins Herz! Indem sie mir dies erzählte, so ward ihr gesagt, daß eben noch ein Sohn des Verstorbenen mit seiner Frau angekommen sei. Ei, das ist mir ja lieb, rief die gute Frau, daß ich den Herrn ein-

mal wieder sehe, ich habe ihn in langen Jahren nicht gesehn. Denn die Alte war von Jugend an auf dem Hofe erzogen worden und kannte daher alle Kinder desselben. Sehen Sie, liebes Kind, fuhr sie zu mir fort, auch diesen Herrn können die andern Geschwister nicht leiden, am meisten aber hassen sie die Frau desselben, wie wol sie die schönste, vortreflichste Frau ist, die man sich nur denken kann. Doch ich muß hingehen, sie zu bewillkommnen, bald bin ich wieder bei Ihnen.

Sie ging, kam aber bald zurück und sagte: Nun das gesteh' ich, das ist mir eine schöne gnädige Frau. Wie freundlich war sie nicht gegen ihre Verwandten, die sie doch hassen, wie weinte sie nicht bei der Leiche, und wie herablassend war sie nicht, als ich ihr den Rock küßte! Ist Sie, sprach die gute Dame, die alte redliche Haushälterin, von der mir mein Mann so viel erzählt? Nun, gute alte Mutter, wir haben viel verloren, und gewiß auch Sie! Gott aber wird Sie nicht verlassen, und auch die Erben hier werden Sie auf Ihre alten Tage keine Noth leiden lassen. Keiner sprach ein Wort, sondern

alles gaffte sie an, wie ein Meerwunder; denn unsre gnädige Frauen hier zu Lande sind nicht so herablassend, als diese. Sie würdigen einen kaum des Ansehns, geschweige eines freundlichen Worts. Die gute, liebe Dame — sie würde gewiß meinem lieben verlaßnen Fritz nicht so hart begegnet haben, als jene.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich empfand ein rechtes Verlangen, diese gütige Dame auch zu sehn. Des andern Morgens ward ich gerufen, um die Augen meines erblichnen Wohlthäters nochmals zuzudrücken. Eine schöne Dame von starkem Körper fragte nach der Ursach dieser Ceremonie. Ich hatte dieselbe des vorigen Tages noch nicht gesehen, daher machte so wol die Unbekanntschaft, als die Leutseligkeit ihres Tones mich auf sie aufmerksam. Unser Vater hat es so befohlen, sagte Einer, auch soll er noch der Leiche folgen; alsdann aber wird man ihm den Abschied geben, damit er gehen kann, woher er gekommen ist. Es ist ein elender Wurm, den unser Vater auf seine Kosten hat erziehen lassen. Allein es war nichts an

ihm bewandt, er ist und bleibt eine boshafte Kreatur. Noch gestern, fuhr er fort, fiel er hier vor Bosheit, oder weil ihm vielleicht nicht Ehre genug erwiesen ward, in den Jammer. Bei Lebzeiten unsers Vaters regierte er alles.

Mit meinem Gesicht auf der Leiche hört' ich alles, was man von mir sprach; ein Strom von Thränen schoß aus meinen Augen und ich rief einmal über das andre: ach guter, lieber Großvater, nur einmal noch erwache, und siehe mich hier trostlos vor dir stehn! Nur noch einmal höre mich! Das Fräulein wollte mich wegreissen, und so gar ihre Hand fühlen lassen, allein die schöne starke Dame hielt sie noch davon zurück. O lassen Sie ihn doch, sprach sie, gewiß sein Herz ist sehr betrübt! Komm, lieber Junge, gieb deinem Wohlthäter noch einen Kuß, und sag' ihm dein letztes Lebewohl, weil man gleich den Sarg schliessen wird. Ich that es, und als ich hierauf noch wie versteinert da stand, faßte mich die Göttliche bei der Hand und sagte: Komm mein Sohn, und traue nur auf Gott, er wird gewiß dein Vater sein. Thränen schossen ihr bei diesen Worten in's

Auge, und ſie drückte mich voll herzlichen Mitleids an ihre Bruſt.

Nun das geſteh ich, Frau Schweſter, ſagte drauf einer der Herren, Sie ſind ſehr mitleidig mit dem böſen Knaben, aber er verdient es nicht. Ich habe Mitleid mit den Unglücklichen, erwiederte ſie, denn auch ich weiß es, was Unglück iſt. Und dann, raunte das Fräulein ihr ſpöttiſch zu, haben Sie itzt auch ſelber keinen Sohn mehr, Sie nehmen alſo deſto mehr an fremden Theil. Ein tiefer Seufzer mit Thränen begleitet war die Antwort darauf.

Indeſſen ward der Sarg geſchloſſen, und wer ſchon je den höchſten Grad des Schmerzes kennen lernte, der kann ſich hier den Zuſtand meiner Seele denken. Dankbarkeit war mir von Kindheit auf die ſüſſeſte Pflicht, und ich weiß nicht, wie man den Namen eines Menſchen verdienen kann, ohne gegen ſeine Wohlthäter erkenntlich zu ſein. Nie werd' ich daher des Guten vergeſſen, das ich ſo manchen edlen Seelen auf der bisherigen Laufbahn meines irrdiſchen Lebens verdankte, wes Standes ſie auch immer waren. Das

Bild

Bild meines erblichnen Wohlthäters umschwebte mich überall, begleitete mich auf jeden meiner Schritte, und wird mir dereinst auch in der Stunde des Todes noch gegenwärtig sein. Noch kürzlich hab' ich das Grab des Edlen besucht, und Thränen des heissesten Danks und der zärtlichsten Wehmuth auf seinen Sarg geweint. Wie süß ist meinem Herzen der Gedanke, daß mein Staub dereinst an seiner Seite dem bessern Erwachen entgegenschlummern wird!

Die Leiche ward mit vielem Pomp im Familienbegräbniß beigesetzt. Die fünf Söhne und ich folgten, nebst einer grosen Anzahl des benachbarten Adels. Als wir zu dem großen Gewölbe kamen, das neben der Kirche angebauet war, und wo der Sarg hineingeschoben ward, sagt' ich leise, und mit äusserster Wehmuth zu der schönen starken Dame: o, daß man mir doch erlaubte, hier bei meinem Wohlthäter zu bleiben, gern ließ ich mich lebendig mit ihm begraben. Grosvater durft' ich den entschlafnen Edlen nicht mehr nennen, seine Söhne hatten mir's bereits verboten. Die gute Dame aber zog mich

ſanft mit ſich fort, und nahm mich mit in ihren Wagen, wo ſie und ihr Mann ſich mit mir unterhielten. Ich erzählte ihnen, auf ihr Begehren, alles, was ich von meiner Kindheit wußte, und vergaß dabei weder meines ehmaligen tyranniſchen Hofmeiſters, noch meiner boshaften Vettern, die mich um die Liebe meiner Eltern gebracht hätten, welche auf einem Gute einige Meilen von hier wohnten. Vorzüglich aber erwähnt' ich des vielen Guten, welches mir mein verſtorbener Wohlthäter erzeigt, der mir dann auch erlaubt habe, ihn Großvater zu nennen; gedachte der Zuneigung, der mich ſonſt das Fräulein gewürdigt, und der Liebe, die ich bei allen Unterthanen des Verſtorbenen genoſſen hätte, und gab ihnen von allem ſo viel Nachricht, als ich ihnen geben konnte. Beide hörten mir mit vieler Aufmerkſamkeit zu, ſahen ſich einander an, ſchüttelten die Köpfe, und die Dame küßte mich häufig, und Thränen bebten ihr dabei im Auge. Ich habe ja noch nie gehört, ſagte ihr Mann, daß jener Herr, den Er Vater nennt, mit ſeiner Frau Kinder gehabt habe. Ja, ſprach ich, ſie

nennen mich ja doch immer Sohn, und auch ich leg' ihnen den Namen Vater und Mutter bei. Wenn ich daher nach Hause komme, so werd' ichs ihnen sagen, daß man mich hier für einen Findling, oder, wer weiß was, gehalten hat. Unter diesen Gesprächen kamen wir wieder auf den Hof. Wir stiegen aus, und man befahl mir in sehr gebieterischem Ton, bei der alten Haushälterin zu bleiben, bis man mich würde rufen lassen, um mich wieder wegzuschicken. Ich machte eine tiefe Verbeugung, die schöne starke Dame küßte mich recht herzlich, und sagte? Morgen früh komm' Er auf mein Zimmer, dann will ich Ihm einen Brief mitgeben. Ich empfahl mich ihr und ging weg. Im Weggehn hört' ich jemand sagen, welch ein schöner Knabe!

Nun klagte ich der alten Haushälterin mein Leid. So muß ich denn nun morgen aus diesen schönen Gegenden, liebe Alte, um sie vielleicht auf ewig nicht mehr zu sehn! Und doch hab' ich so manches süße Vergnügen hier genossen, das sie mir auf immer unvergeßlich machen wird! Die Alte weinte, und tröstete mich, so gut sie

konnte. Sie sezte mir das Beste vor, dessen sie nur habhaft wurde; allein nichts wollte mir schmecken. Nun mein lieber Fritz, sagte sie zu mir, lassen Sie mich Ihnen zu guter lezt noch einmal so viel zu Gute thun, als ich kann, ich sahe so nicht, daß Sie seit gestern Morgen etwas genossen. Ich und alle Unterthanen werden es nie vergessen, daß Sie uns so viel Gutes beim seligen Herrn ausgewirkt, uns aus so mancher Noth durch ihren Fürspruch gerettet haben. Wie viele haben Ihnen nicht ihre Befreiung von der Leibeigenschaft, wie viele ihren Wohlstand zu danken, und werden Sie ewig dafür segnen!

Wie wohl befand ich mich hier bei dieser lieben Alten, die mich so freundschaftlich aufnahm, wo mich andre verächtlich von sich stiessen, und mit so vieler Rührung und Dankbarkeit des geringen Guten gedachte, das ich ihr erwiesen hatte! Kein Mensch, geliebte Kinder, auf welcher Stufe der äussern Würde er auch stehe, sei daher der Gegenstand eurer Geringschätzung, oder Verachtung! Die Niedrigsten im Volk sind in den meisten Fällen die Dankbarsten und Erkennt-

lichſten, und es iſt ihnen nichts zu theuer, das ſie nicht willig für ihre Wohlthäter aufopferten. Erwerbt daher durch Menſchenliebe, Gefälligkeit und Herablaſſung ſelbſt in der niedrigſten Volksklaſſe euch Freunde, die vielleicht noch dann einmal die redlichſten Theilnehmer eurer Schickſale ſind, wenn alle andre von euch flohen, und die Verzweiflung euer Theil ward. Zumal begegnet euren Dienſtboten jederzeit mit gehöriger Achtung, Güte und Herablaſſung, damit ihr ihnen ihr irrdiſches Loos, ſo viel als möglich, verſüſſen, nicht aber noch verbittern möget. Nie müſſe Geringſchätzung, nie Liebloſigkeit und Härte ſie zu Seufzern zwingen, denn ſie ſind ja aus einem Stoff mit euch gebildet, zu einer Glückſeligkeit berufen, zu gleichen Freuden berechtigt. Unzertrennlich werden ſie an euch hangen, und euch nie mit Liebe und Zärtlichkeit verlaſſen, wenn ihr euch durch gutes und menſchenfreundliches Betragen einmal ihre Zuneigung erworben habt.

Ich mochte wol ein Paar Stunden ſo mit der alten Haushälterin verplaudert haben, als man mich von ihr abrief. Man führte mich in

ein Zimmer, wo nur zween der Herren vom Hause allein zugegen waren. Zu meiner größten Verwunderung stand der Eine auf, nahm mich bei der Hand, und stellte mich zwischen sich und seinen Bruder: „Fürchte Er nichts lächelte er mir zu, als er sahe, daß ich zitterte, wir meinen es recht gut mit Ihm. Wir haben es wirklich nicht gewußt, daß Er mit uns verwandt war, nun aber finden wir im Testament, das eben im Nebenzimmer eröfnet wurde, daß Er unsers Bruders Kind, ein rechtes Kind der Dame und ihres Mannes ist, die so viel auf Ihn hält, und mit der Er in der Kutsche fuhr. Ueberdem hat unser Vater Ihm ein ansehnliches Kapital vermacht, Seinen Vater aber enterbt, und uns zu seinen Vormündern bestellt. Führ' Er sich daher in Zukunft nur hübsch auf, so kann Er sich unsre völlige Liebe und Zuneigung versprechen. Er weiß nun, daß nicht jene, wo er erzogen ward, sondern diese hier Seine wirkliche Eltern sind. Sein Vater ist auf das Testament sehr ungehalten, und will dagegen klagbar werden, allein besorg' Er nichts, wir wollen Ihn und Sein Ver-

mögen schon beschützen. Eine kindliche Unterwerfung wird Ihm das Herz Seines Vaters bald gewinnen, so sehr er auch jetzt erbittert ist."

Dies alles setzte mich so in Erstaunen, daß ich mich eine geraume Zeit fast nicht besinnen konnte. Man hatte mich bereits in ein andres Zimmer gezogen, eh' ich noch wieder zu mir selber kam. Dies Zimmer war ganz schwarz behangen, eine Menge Wachskerzen verbreiteten ein feierliches Licht, und an einer großen Tafel, mit zwei Wachslichtern besetzt, saß ein Notarius mit einer großen Perücke und einer Brille auf der Nase. Um ihn her lag ein Stoß Papiere und alle Erben saßen in einem Kreise um den Tisch. Als wir kamen, standen alle auf, und der Notarius fing an zu lesen: Junger Herr! mir ist im Testament des Verstorbenen und von dieser hochadlichen Versammlung befohlen, Ihnen zu eröffnen, daß der verstorbene hochselige Herr wirklich Ihr Großvater gewesen, die anwesenden Herren und Damen also Ihre Onkel und Tanten, die Dame und der Herr hier aber Ihre wirklichen Eltern sind. Da Ihr Herr Großvater hochseli-

gen Andenkens Ihnen ein ansehnliches Kapital vermacht hat, so sind jene zwei Herren dort zu Ihren Vormündern bestellt worden. Hier fiel mir meine Mutter um den Hals, und Freudenthränen entstürzten ihren Augen. Komm an mein Herz, geliebtes Kind, das ich so lang als todt beweinte, und das der heutige Tag mir wiederschenkt. Ja, du bist es, mein Herz sagt es mir, ich wünschte dich zu meinem Sohn, so bald ich dich erblickte. O, wie klopfte mir mein Herz, als du gestern bei uns in der Kutsche saßest, und so manches deiner Worte mir wie ein Blitzstrahl durch die Seele fuhr! Gott sei gelobt, der dich mir wiederschenkte, dich, dessen Verlust ich so lang beweinte, den ich auf ewig für mich verloren hielt!“ Alles schien hiedurch gerührt, und ich kann selbst nicht sagen, wie mir dabei ward. Ich sah meinen Vater an, doch wie erschrak ich über die zornigen Blicke, die er mir zuwarf. Ach, dacht' ich, wie doch ganz anders sieht mich jener an, der nun mein Vater nicht sein soll! Komm mein Sohn, sprach meine Mutter, und ging mit mir zu ihrem Mann, der sich

in einiger Entfernung in ein Fenſter gelehnt hatte. Komm, falle deinem Vater zu Fuße, und erbitte dir ſeine Liebe. Ich aber war dazu nicht zu bewegen. Nein, rief ich aus, man bringe mich wieder hin, wo ich erzogen ward, da hab' ich einen Vater, der mich doch noch ein Bischen lieb hat, und mir ein freundliches Geſicht macht. Allein dieſer Herr ſieht mich gar zu zornig an, ſo daß ich vor ihm zittern muß.

So willſt du, ſagte meine Mutter mit Feuerröthe im Geſicht, auch mich nicht zur Mutter? Ja, verſetzt' ich, Sie ſind wol eine gute Dame, allein ich will doch lieber behalten, was ich habe, auch Sie möchten mir einmal ſo gram werden, wie jener Herr dort. Meine gute, liebe Mutter nahm dieſe Worte ſo ſehr zu Herzen, zumal da ſie auf den Geſichtern der Uebrigen eine ſichtbare Freude darüber bemerkte, daß ſie mich voll edler Hitze in ein Nebenzimmer riß, und mich zum erſten und letztenmale den Zorn einer erbitterten Mutter fühlen ließ. Willſt du uns nun für deine Eltern anerkennen? ſprach ſie. Ja, rief ich, beſte Mutter, ich will es herzlich gern, nur laſſe

man mich die Worte selbst im Testamente lesen. Denn ich fürchte, man wolle mich nur um meine guten Eltern bringen, bei denen ich doch so viel Gutes genossen habe, und die mir so werth sind. Und wenn denn nun auch Sie nach einiger Zeit meine Eltern nicht wären, und ich hätte meine erstern Wohlthäter aufgegeben, an wen sollt' ich dann mich halten, zu wem mich wenden? Nun, sagte meine Mutter, ich lobe deine Erkenntlichkeit und deine Anhänglichkeit an deine Erzieher, allein besorge keine List, du sollst es selbst im Testamente lesen, daß wir, und keine andre, deine Eltern sind. Sie führte mich darauf ins Zimmer zurück, und als ich ich hier mit eigenen Augen die Stellen im Testament gelesen hatte, so warf ich mich meiner lieben Mutter um den Hals, bat sie mit Thränen um Vergebung, und küßte der ganzen Versammlung die Hände. Mein Vater war hinaus gegangen, als er zurückkam, umfaßt' ich seine Knie und bat ihn, mich doch auch so lieb zu haben, wie mein Pflegevater. Es ist schon gut, sagt' er kalt, willkommen Sohn, wiewol du mir Unglück bringst! Er riß sich von

mir los und sprach im Weggehn: o daß ich doch nie dich wiedergefunden hätte! — Zwar war es schmerzhaft, in meines Vaters Lage zu sein, und sich enterbt zu sehn; allein was konnt' ich armer Junge denn dafür? Auf aller Zureden kam er endlich doch und küßte mich mit der Ermahnung, daß ich ihm durch gutes Betragen Freude machen möchte, alsdann würd' er mir auch gewogen sein. Allein, trotz aller gegebenen Mühe, hab' ich mir doch, so lang' er lebte, seine Liebe nicht gewinnen können.

Ich mußte nun abtreten. So gleich kam die gute alte Haushälterin mit Freudenthränen im Auge auf mich los, schloß mich entzückt in ihre Arme und drückte mir tausend heisse Küsse auf. Gottlob! schluchzte sie, daß wir Sie nun unsern lieben Herrn nennen können. Denn wissen Sie wol, das Gut darf nicht verkauft werden, bis Sie mündig sind, und alsdann können Sie den andern herauszahlen und es selbst behalten. O, lassen Sie es ja an Niemand über, sondern werden Sie selber unser gnädiger Herr.

Allein dies alles war nicht vermögend, mich zu trösten. Einen freundlichen Pflegevater, bei dem ich so

viel Gutes genossen hatte, gegen einen andern vertauschen zu müssen, der mir ganz das Gegentheil von jenem zu sein schien, dies war mir so schmerzlich, daß ich mich nicht erst an den Gedanken gewöhnen konnte.

Nun vertheilten die Erben unter einander, was sie sogleich vertheilen konnten, und die Güter wurden angeschlagen; über das Stammgut aber fing mein ältester Vormund das erste Jahr die Administration an. Dann reiste ein jeder seines Weges, meine Eltern aber fuhren mit mir zu meinen Pflegeltern, um sich bei ihnen für die auf mich verwandte Mühe zu bedanken. Diese freueten sich denn recht herzlich, als sie hörten, daß ich so schwer daran gegangen sei, sie mit meinen wirklichen Eltern zu vertauschen, und erlaubten mir auch ferner noch den vorigen Namen gegen sie beizubehalten.

So gern mein Vater, um von meinen Renten Vortheil zu ziehn, mich auch zu sich genommen hätte, so waren meine Vormünder doch eins geworden, mich nach der hohen Schule zu A** zu bringen. Doch sollt' ich noch so lang bei meinen Pflegeltern bleiben, bis ich gehörig ausgestattet

und alle Anſtalten zu meiner Abſendung getroffen wären. Meine Eltern reiſten nach einigen Tagen wieder ab, und meine Mutter gab mir viele herrliche Ermahnungen, deren Befolgung mich nie gereuet hat. Sie befahl mir, recht oft zu ſchreiben, und in den Briefen an meinen Vater immer, ſo viel als möglich, die Sprache der Ehrfurcht und Unterwerfung zu reden. — Ach beſte, redlichſte der Mütter, wie treu, wie aufrichtig meinteſt du es mit mir, wie zärtlich warſt du unabläſſig für mein Beſtes beſorgt! Gewiß, wären deine Wünſche, deine Segnungen nur zur Hälfte an mir erfüllt, kein Sterblicher wäre glücklicher, als ich!

Siebenter Brief.

Der Verfasser kommt auf eine hohe Schule und wird hier gewandter.

Endlich kam die Zeit, wo ich mich von meinen Pflegeltern trennen mußte. Wiewol ich nun in ihrer Mitte bisher so manches Unrecht erduldet hatte, so hatt' ich dies doch schon längst wieder vergessen, und die liebreiche Behandlung, die sie mir in der letzten Periode meines Aufenthalts wiederfahren liessen, hatte mein Herz ganz für sie eingenommen. Wie hätt' es mir daher gleichgültig sein können, sie zu verlassen und von geliebten Orten mich loszureissen, wo ich seit elf Jahren, bei einer Menge von Widerwärtigkeiten, doch auch so manche süsse Blume der Freude gepflückt, und mich an ihrem Dufte gelabet hatte. Der Abschied von hier kostete mir heisse Thränen, und noch oft umschwebt' ich im Geist die angenehmen Gegenden, wo ich meine Kindheit ver-

lebte. Mein Vormund holte mich selber ab, und brachte mich nach dem Gymnasium zu A** wo er mich einem sogenannten Inspektor überlieferte. Er verließ mich mit der harten Drohung, daß das Zuchthaus mich aufnehmen sollte, so fern die geringste Klage über meine Aufführung oder Lernbegierde kommen würde. Schon auf der Reise hatt' ich die Strenge meines Vormundes kennen gelernt, so daß ich in die Wahrheit seiner Drohung keinen Zweifel setzte. Sie machte daher auch einen solchen Eindruck auf mich, daß meine Lehrer, durch eine vernünftige Erinnerung daran, mich zu allem Möglichen hätten bringen können. Ueberhaupt konnte derjenige, der meinen Ehrtrieb auf eine geschickte Art zu nutzen wußte, mich von Kindheit auf, nach seinem Gefallen leiten, und mich selbst zu den mühvollesten Unternehmungen vermögen, die vielleicht tausend andre zurückgeschreckt haben würden.

Beim Weggehn sprach mein Vormund noch etwas leise mit dem Inspektor, gab ihm eine Börse mit Geld nebst dem Schlüssel zu meinem Koffer und wiederholte seine Drohung. Allein in

so schlechtem Kredit ich auch vielleicht beim Inspektor gesetzt sein mochte, so behandelte er mich doch sehr liebreich.

Seit der Zeit war ich fast ohne die geringste weitere Aufsicht und beinahe ganz mein eigner Herr. Dies war mir denn, als einem Knaben, der von Kindheit an unter der strengsten Aufsicht gelebt hatte, sehr fremd und ungewohnt. Der Inspektor brachte mich auf eins der königlichen Gebäude, welches zur Wohnung des jungen Adels eingerichtet war. Ich erhielt daselbst eine Stube und Schlafkammer ziemlich möblirt, den Schlüssel zu meinem Koffer, und die freie Disposition über alles, was darin war. Dies war der erste Koffer, den ich in meinem Leben in Verwahrung hatte, und ich erinnere mich noch recht wol, wie ungeschickt ich mich beim Aufmachen desselben geberdete. Verschiedene Tage lag alles bei mir herum, bis mir ein so genannter Aufwärter, der zur Bedienung der Studirenden vorhanden war, alles in Ordnung brachte, wofür ich ihm denn mit vielem Vergnügen ein neues Hemde und ein Paar neue Schnupftücher zum Geschenke gab.

So gut auch immer die Einrichtung von großen Schulen und Gymnasien sein mag, so ist doch keine so vollkommen, daß nicht immer noch Gelegenheiten zur Verführung übrig blieben. Selbst der gewissenhafteste Lehrer und Aufseher kann nicht aller Orten sein, um alles zu bemerken, was seine Zöglinge vornehmen, um sie auf dem Wege der Unschuld, der Mäßigkeit und Ordnung zu erhalten. Und wo nun der Lehrlinge viele, der Aufseher aber wenige sind, wie ist es da möglich, daß jeder der jungen Leute zu allen Zeiten unter gehöriger Aufsicht sei. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß wenigstens begüterte Eltern ihre Kinder nie auf eine Schule oder ein Gymnasium schicken möchten, ohne sie der Privataufsicht eines Hofmeisters anzuvertrauen, oder ihnen doch einen alten treuen Bedienten an die Seite zu stellen, der ein wachsames Auge auf sie habe, und vor dem sie sich scheuen etwas zu thun, das ihren Pflichten zuwider ist. Besonders ist es unverantwortlich, einen jungen Menschen, der bisher in aller Unschuld im Schoß des Landes erzogen ward, den man vielleicht so gar in strenger Zucht gehalten

hat, ohne Erfahrung und Weltkenntniß, mit einem male aus dem bisherigen engern Kreise der Familie, wo ihn alles beobachtete, in die Freiheit zu entlassen, ohne ihm einen Aufseher mitzugeben, der ihn auf dem unbekannten Felde leiten, ihn vor Abgründen verwahren, und beim Straucheln ihm zu Hülfe eilen könnte.

Ich wohnte mit einigen zwanzig jungen Leuten auf einem Gebäude, wo Stube an Stube stieß und einer ungehindert zum andern kommen konnte. Was mußte nun von einer solchen Einrichtung wol die Folge sein? Gewiß nichts Gutes! Wir waren freie Herren aller unsrer Handlungen, und, wenn wir nur unsre Klassen gehörig besuchten, so konnten wir übrigens machen, was wir wollten. Allein ist solche Freiheit wol die Sache junger Leute, die weder Erfahrung noch Menschenkenntniß besitzen, um sich selbst zu regieren? Nur einige wenige hatten Hofmeister, und mit diesen war es denn freilich ein ganz andrer Fall. Allein die meisten waren sich selbst überlassen, und unter der ganzen Menge gab es kaum einige, die ihre Freiheit nicht gemißbraucht hätten.

Es währte nicht lang, so waren alle hier studirende junge Edelleute meine Vertraute. Meine Sparbüchse, die unter dem Schlosse meiner Pflegeltern ziemlich angewachsen war, und über die ich nun unumschränkt zu schalten hatte, lockte bald alles herbei, was davon Witterung hatte. Geiz war nie meine Neigung, und wo sollt' ich Sparsamkeit gelernt haben, da ich nie vorher mit Gelde umgegangen war? Wie nöthig ist es daher, Kindern schon frühzeitig etwas Geld in die Hände zu geben, damit sie es auf eine vernünftige Art schätzen und gebrauchen lernen. Ausserdem werden sie in der Folge ihres Lebens tausend Unannehmlichkeiten erfahren müssen, die ihnen die bittersten Stunden auf Erden zubereiten, und ihnen an tausend Gutem hinderlich sind, das sie sonst vollbringen könnten. Ich kannte den Werth des Geldes nicht, wie hätt' ich also sparsam damit umgehn sollen, zumal da ich mir durch Hülfe desselben Freunde verschaffen konnte, die es so wohl mit mir zu meinen, die sich so sehr für mein Vergnügen zu beeifern schienen? Daher dauerte es denn auch nicht lang, so war ich gänzlich geplündert, und

meine Freunde verloren sich, je nachdem meine Baarschaft kleiner ward, und ich nicht mehr, wie zuvor Konfekt, Feigen, Früchte und andres Naschwerk geben ließ.

Noch eins, geliebte Kinder, kann ich nicht umhin, euch zu erzählen, woraus ihr abnehmen könnt, wie wenig ich damals noch im Stande war, mich selbst zu regieren, als ich ohne Aufsicht und Beistand auf dies Gymnasium geschickt ward. Gleich den ersten Tag, als ich ankam, brachte mir der Aufwärter Theezeug samt allem, was zum Thee gehört. Noch nie hatt' ich mir selber Thee eingeschenkt, und überhaupt fast keinen noch getrunken, indem eine Bier- oder Milchsuppe bisher die Stelle desselben bei mir vertreten hatte. Ich stellte mich daher dabei so ungeschickt an, daß ich mir das heisse Wasser über den Fuß goß, und deshalb noch lang nachher einen Wundarzt brauchen mußte. Zugleich hatte der Aufwärter mir Anfangs auch kleine Torten mit der Nachricht mitgebracht, daß dergleichen im Keller jederzeit für Geld zu bekommen wären. Dies ließ ich mir denn auch nicht zweimal sagen, sondern versorgte mich

immer so reichlich damit, daß ich mir den Magen verdarb, und eine geraume Zeit dafür büßen mußte. Noch einen andern Beweis, wie wenig ich schon für meine damalige Lage vorbereitet war, gab ich gleichfals so gleich am ersten Abend meiner Ankunft auf dem Gymnasium. Ich sollte mich allein zu Bette legen, allein ohnmöglich konnt' ich mich dazu verstehen, weil ich noch nie allein geschlafen hatte. Ich ward daher nicht eher ruhig, als bis der Inspektor einen armen Schüler kommen ließ, der theils bei mir schlafen, theils mich auch aus- und anziehn lehren mußte, denn auch dies hatt' ich damals noch nicht gelernt. Gewiß, ein großer Erziehungsfehler, Kinder nicht schon frühzeitig dazu zu gewöhnen, so wol allein zu schlafen, als auch im Dunkeln überall umher zu gehen, und alles Grauen abzulegen, das gemeiniglich albernen Erzählungen der Ammen und Wärterinnen sein Dasein zu verdanken hat. Und junge Leute nun vollends so zu verzärteln, daß sie im zwölften Jahre noch zum Aus- und Anziehn fremder Hülfe bedürfen, dies läßt sich auf keinen Fall entschuldigen.

Was mein Studiren anbetrift, so gab ich mir zwar Mühe, nicht zurück zu bleiben, allein meinen Talenten nach würd' ich doch noch weit schnellere Fortschritte haben machen können, wenn mein erster Hofmeister durch sein vernunftwidriges Verfahren mich nicht gar zu sehr wider alle Gelehrsamkeit eingenommen hätte.

Mein Vormund kam alle sechs Monate selbst, um sich nach meinem Verhalten zu erkundigen und beim jedesmaligen Abschiede wiederholte er mir die Drohung vom Zuchthause, die mir noch jetzt ins Ohr zu tönen scheint. Ueberhaupt verfuhr er so hart mit mir, daß ich bebte, so oft ich nur von seiner Ankunft hörte, ob ich gleich von meinen Lehrern jederzeit das beste Lob erhielt. In Kleidungssachen hielt er mich sehr knapp, wie wol die Zinsen von meinen Kapitalen ihm ein Beträchtliches mehr dafür auszusetzen erlaubten. Meine Wäsche war ziemlich schlecht, das Tuch zu meinen Kleidern gröber, als ich's je getragen hatte, und meine Schuh oft so bestellt, daß ich mich dem Spott der Andern dadurch auszusetzen genöthigt ward. Dies kränkte mich nun gar sehr, zumal da

ich wußte, daß dieſe Sparſamkeit gar nicht nöthig war, und kein guter Anzug von jeher mir viele Freude gemacht hatte. Allein was ſollt' ich machen? Ich mußte mich ſo gut als möglich darein ergeben, und durch Reinlichkeit und Akkurateſſe zu erſetzen ſuchen, was mir an Glanz und Reichthum der Kleidung abging. Ein junger Graf von ſehr guter Erziehung, der mit Hofmeiſter und Bedienten gleichfals auf dies Gymnaſium kam, und mir bald ſeine Freundſchaft ſchenkte, ward mir hierin ein ſehr rühmliches Muſter. Auch in mehrern andern Stücken ſucht' ich ſein Beiſpiel nachzuahmen, und es hat mich nie gereuet. Sehr gern hätt' ich mir hier auch eine Fertigkeit in den ſo genannten galanten Studien, als Tanzen, Reiten, Fechten, Zeichnen und verſchiedenen neuern Sprachen zu erwerben geſucht; allein auch hierzu gab mein Vormund kein Geld her. Was ich daher lernte war etwas Latein, Geſchichte, Erdbeſchreibung und Griechiſch, jedoch zu etwas Gründlichem vermocht' ichs auch hierin nicht zu bringen.

Indeſſen ward ich im Umgange mit andern doch immer gewandter, meine Thätigkeit gewann

an Kraft und Leben, und mein von Natur guter Mutterwitz bildete sich immer mehr auch für die Kreise des geselligen Lebens aus.

Ein Beispiel, meine Geliebten, wird euch zeigen, daß ich schon damals mich in so weit aus der Schale der Rohheit, die mir die erste Erziehung nicht abstreifen konnte, losgearbeitet hatte, daß ich, selbst bei verwickelten Auftritten, meine Rolle mit Beifall zu spielen wußte. Ein junger Herr von guter Familie, reich und schön, besuchte das Gymnasium, das damals erst zu diesem Range erhoben war, mehr in der Absicht, den Glanz desselben durch seine Gegenwart zu vermehren, als große Schätze der Gelehrsamkeit einzusammlen. Denn er war bereits einige zwanzig Jahre alt, und hätte recht gut schon längst die Universität beziehen können, wenn es ihm gefallen hätte. Mit diesem hatt' ich nicht nur im Hause des damaligen Herrn Oberpräsidenten von S** einen starken Umgang, sondern auch in mehreren der angesehensten Häuser der Stadt. Einst kam er auf mein Zimmer und fragte mich, ob ich ihm wol eine große Gefälligkeit erzeigen, dabei aber auch verschwiegen

sein wollte? Ich versicherte ihm meine Bereitwilligkeit, und nun fuhr er fort: Du weist, daß im Hause des Herrn von K** sich ein junges Frauenzimmer aufhält, die man dort Kusine nennt. Noch nie sah ich ein schöneres, zugleich aber auch tugendhafteres und verständigeres Mädchen, als sie, und alles gäb' ich darum, mich von diesem Engel geliebt zu sehn. Allein seit dem sie meine Neigung ahndet, fliehet sie mich, und ich bin nicht im Stande, sie zur Annahme eines Briefes zu bewegen. Ich kenne deine Verschlagenheit und die Gunst, worin du dort im ganzen Hause stehst. Hier ist ein Brief, wär es dir nicht möglich, denselben, ohne daß jemand es merkt, ihr in die Hände zu spielen. Und sollt' ich so glücklich sein, eine Antwort von ihren schönen Händen zu erhalten, wolltest Du mir nicht auch diese Antwort zurück bringen? Ich versprach ihm alles und voll Freuden drückt' er mich in seine Arme, und gelobte mir ewige Freundschaft. Es war eben Sonnabend, wo ich öfters jenes Haus besuchte, um mich mit den Söhnen desselben, die mit mir in eine Klasse gingen, durch gesellschaftliche Spiele

zu unterhalten. Ich fand Gelegenheit, dem jungen Frauenzimmer, das eben in einer Ecke am Fenster beim Nähtahm saß, den Brief mit einem Wink in den Nähkorb zu werfen. Sie sah es, erröthete, und fragte mich auf französisch, was es wäre. Ein Liedchen, sagt' ich, das ein guter Freund von mir gemacht hat, und worüber ich gern Ihr Urtheil vernehmen möchte. Sie lachte, nahm ihren Korb und ging hinweg. Nach einigen Minuten kehrte sie mit zorniger Miene zurück, und sagte: Hier nehmen Sie Ihr Lied nur wieder, ich finde keinen Beruf, es zu lesen. Und kommen Sie mir mit dergleichen noch einmal, so wird unsre Bekanntschaft zu Ende sein. Ich weigerte mich, den Brief zurück zu nehmen, und lief davon.

Wie wohl ich nun mit meinem Auftrage so wenig glücklich gewesen war, so wagt' ich doch schon des andern Tages, auf Zureden meines Freundes, den zweiten Angriff. Ich ging nämlich hin, und gab vor, meinen Uhrschlüssel verloren zu haben. Alles, selbst die alte Dame, suchte mit, und ich nahm die Zeit wahr, meinen Brief, in etwas Taffent gewickelt, der Schönen

auf den Nähtahm zu legen. Die Schöne ging bald nachher zum Rahmen, fand den Brief, ward blutroth und steckt' ihn hurtig weg. So bald ich dies merkte, so macht' ich der vielen Mühe halber, die man sich mit Aufsuchung des Schlüssels gäbe, meine Entschuldigung, und sagte, daß ich ihn denn wahrscheinlich wol auf der Straße verloren haben müsse. Die Schöne drohete mir mit dem Finger, ich aber machte meine Verbeugung und entfernte mich.

Mein Freund hofte viel Gutes von meiner Unterhandlung, und sandte mich nach ein Paar Tagen schon von neuem auf Kundschaft mit einem dritten Brief. Ich konnte keine Gelegenheit finden, die Schöne allein zu sprechen, und sie machte mir auch überdem kein sehr freundliches Gesicht. Wir waren alle in der Stube, ich nahm indeß die Gelegenheit wahr, als die Alten so eben hinaus gegangen waren, in Gegenwart meiner jungen Freunde zu ihr zu sagen: Mademoisell, Sie haben vor einiger Zeit gezweifelt, ob ich wol im Stande wäre, einen Brief zu schreiben, zusammenzulegen und zuzusiegeln: sehen Sie hier eine Probe davon! Ich hoffe,

Sie werden ſich nunmehr überzeugen, daß ich ſo ganz ungeſchickt nicht bin. Ich warf ihr meinen Brief in den Schooß, lief zu den Knaben, und ſagte ſcherzend: Nun kann Ihre Kuſine ſelbſt ſehen, ob ich wahr geredet habe. Das gute Mädchen war ſehr verlegen. Sie wollte mir den Brief mit den Worten zurückgeben: Sie zweifle an meiner Geſchicklichkeit gar nicht, und verlange daher auch nicht das mindeſte Zeugniß; allein ich nahm ihn nicht wieder, und verſetzte darauf: Nein, liebe Demoiſell, Sie ſollen nicht allein den Brief behalten, ſondern wenn Sie ſehen, daß ich meine Sachen ſo ziemlich gemacht habe, ſo verlang' ich für die Mühe, die Sie mir durch Ihren Zweifel verurſachten, ſo gar ein ſchriftliches Zeugniß von Ihrer Hand, daß es nicht an Hofnung fehle, ich werde mich einmal zu einem guten Legationsſekretär geſchickt machen können. Das ſollen Sie wol nicht erleben, war die Antwort, und da die Alten ſo eben hereintraten, ſo eilte die Demoiſell, um ihre Verwirrung zu verbergen, zur Thür hinaus. Die Kinder aber erzählten ihrer Mutter unſern Streit, die denn

herzlich darüber lachte, und ihre Kusine beim Hereintreten fragte, wie ich denn meine Sachen gemacht, und ob ich wirklich so gut geschrieben hätte, daß ich auf Genugthuung wegen bezweifelter Geschicklichkeit dringen könne? Ja, antwortete sie, der junge Herr hat wirklich recht gut geschrieben, allein er machte mich durch sein Ungestüm so ungehalten, daß ich den ganzen Kram ins Feuer warf. So gleich lief ich zu ihr hin küßt' ihre schöne Hand und bat um Vergebung, bestand aber nach wie vor auf eine billige Genugthuung. Nun mischte sich auch die Alte mit ins Spiel und sagte: Sie möchte doch dem Streit ein Ende machen, und mir einige Zeilen von ihrer Hand zukommen lassen, welches sie denn auch versprach. Als ich darauf nach einigen Stunden wegging, so gab sie mir ein versiegeltes Papier ohne Aufschrift. Hier, sprach sie, haben Sie das verlangte Zeugniß, verhalten Sie sich damit ruhig und kommen Sie mir nicht wieder. Ich glaub' es nunmehr gern, daß Sie nicht nur ein guter Schreiber, sondern auch (im leisern Ton) ein guter Briefbesteller sind. Für fernere Beweise

Ihrer Geschicklichkeit bin ich Ihnen daher recht sehr verbunden.

Mit Freuden flog ich von hier hinweg zu meinem Freund, der mich mit ofnem Arm' empfing. Hier sehen Sie, was ich vermag, rief ich ihm zu, reicht' ihm den Brief und erzählt' ihm alles, was vorgefallen war. Er lobte mich, so viel er konnte, versprach mir seine ganze Liebe, und verschlang den Brief. Der Inhalt desselben war ohngefähr folgender:

„Umsonst bemühen Sie sich, mich Ihrer aufrichtigen und beständigen Liebe zu versichern. Zwar setz' ich in die Redlichkeit und Wärme Ihrer Empfindungen keinen Zweifel; allein noch immer bin ich entschlossen mein eheloses Leben beizubehalten. Und sollt' ich ja einmal in diesem Punkte andrer Meinung werden, so ist mein fester Vorsatz, mich niemals über meinen Stand zu erheben. Wie könnt' ichs daher mir einfallen lassen, einem Manne meine Hand geben zu wollen, der durch Geburt und Reichthum so weit über mich erhaben ist. Das einzige was ich besitze, ist allenfals das bischen äußerer Reiz, das Freundschaft und Wohlwollen an mir bemerken

will. Allein wie bald ist dies dahin! Oft verwelkt die Blume des Feldes, die allen Winden blosgestellt ist, nicht so geschwind. Wie unglücklich wär' ich dann nicht, wenn auch die Liebe und Achtung meines Mannes mit ihm verschwände, wenn Kälte und Gleichgültigkeit an ihre Stelle träte. Und wie sehr hätt' ich nicht da gerechte Ursach dies zu fürchten, wo mein äußerer Reiz vielleicht das Einzige war, was mir die Zuneigung meines Mannes verschafte. Vergessen Sie mich daher, und bemühen Sie sich nicht, das was ich hier sagte, zu widerlegen. Unter mehreren andern ist auch das mein Fehler, daß ich sehr schwer von meinen einmal gefaßten Entschlüssen abzubringen bin. Auch Sie möchten daher durch alle Ihre Vorstellungen nichts weiter über mich vermögen, als daß Sie mich in meinem Vorsatz nur noch mehr bestärkten. Indessen dank' ich Ihnen für die mir erzeigte Ehre, und versichre, daß ich es nie an der Achtung werde fehlen lassen, die ich Ihrer Geburt und Ihren Verdiensten schuldig bin."

Nun, rief ich, Freund da haben wirs! Was wollen Sie nun noch weiter zu einem vollständigen Laufpaß? Ei, gab er mir zur Antwort, es fehlt Dir noch an Erfahrung. Kein Mädchen ergiebt sich so gleich; nur frisch gewagt, und es geht alles gut. Gewiß ich triumphire noch über diese Sprö-de, wenigstens laß' ich eher mein Leben, als sie.

Ich setzte meinen Gesandschaftsposten noch einige Monate fort, und spielt' ihr auch durch allerlei Kunstgriffe verschiedene Briefe in die Hän-de; doch Antwort erhielt ich nie. Dies nahm mein Freund so sehr zu Herzen, daß er gefährlich krank ward, und in seiner Fieberhitze von nichts, als seiner Geliebten, ihrer Rechtschaffenheit und ihrem Ver-stande redte. Durch diese Krankheit ward ich wol vierzehn Tage verhindert, das Haus der schönen Sprö-den zu besuchen. Endlich sagte mein Freund zu mir: Nur noch einmal, bester Junge, besorge mir einen Brief, dann will ich dich auch in mei-nem Leben nicht mehr bemühn. Ich nahm den Brief und ging, allein ich fand das Haus leer, weil alles in einen Garten vor's Thor gefahren war. Auch hieher begab ich mich, und ward von

allen

allen sehr freundschaftlich empfangen. Sieh da, rief die Schöne mir entgegen, da haben wir Sie ja wieder, ich glaubte schon, daß Sie ein beßres Haus gefunden hätten, und uns daher untreu geworden wären. Ich habe seit dem, versetzt' ich mit trauriger Miene, sehr schmerzhafte Auftritte erlebt. Mein Freund, der Herr von ** ward durch eine mir unerklärliche Traurigkeit, und darauf durch ein hitziges Fieber dergestalt angegriffen, daß er es zulezt auch mit dem Leben — Hier hielt ich etwas inne, kaum aber hatt' ich die lezten Worte ausgesprochen, als die Schöne mit einem male vor mir ins Gras daniedersank. Was ist das? riefen alle, und stürzten herzu, dem guten Mädchen aufzuhelfen. Lang war sie ohne Bewußtsein, man brachte sie ins Lusthaus, und erst spät kam sie wieder zu sich selbst. Sein Sie unbesorgt, sagte sie darauf zu ihrer Tante, es war sonst nichts, als ein starker Schwindel, der sich plözlich meiner bemächtigte. Allein Thränen schossen ihr dabei ins Auge, die sie kaum durch Vorhaltung des Schnupftuchs verstecken konnte. Nun sah ich klar genug, wie mein Freund in ihr

rem Herzen angeschrieben stand. Ich wandte mich darauf zur Alten und sagte: dergleichen Schrecken hab' ich bisher sehr oft gehabt. Auch mein Freund bekommt eine Ohnmacht über die andre, doch scheint es nun, als wolle sich's etwas damit geben. Er selbst bat mich heut, hieher zu gehen, und mich etwas zu zerstreuen, weil er [illegible] für meine Gesundheit bange ward. Ungern verließ ich ihn, und nur dem Körper nach bin ich von ihm entfernt. Denn noch, sagen die Doktoren, sei er nicht ausser Gefahr. Es ist daher auch bereits ein Kurier nach seiner Heimath geschickt, um die Nachricht von seiner Krankheit zu überbringen.

Hier eröfnete die Demoisell ihre schönen Augen. „Also ist er doch noch nicht todt, fragte sie, indem sie mich stark ansahe. Noch nicht, war meine Antwort. Ich sagte eben, daß er mit dem Leben gebüßt haben würde, wenn nicht seine Aerzte alle ihre Kräfte aufgeboten hätten; allein Sie hörten mich nicht ganz aus, sondern der Schwindel bemächtigte sich Ihrer bei der Hälfte meiner Rede.“ Die Tante ging hinaus, um Arzenei zu holen, ich drückte daher den Brief meines

Freundes in den Sommerhut, der auf dem Schoeß der Schönen lag, und entfernte mich.

Durch meine Entdeckung glaubt' ich mich nun stark genug, schon allein die Krankheit meines Freundes zu heilen, und Leben in sein Herz zurückzuführen. Des Abends fuhren wir zusammen nach Hause, und da ich mit der Demoiselle rückwärts in der Kutsche saß, so merkt' ich, daß sie mir etwas in die Tasche steckte. Beim Aussteigen drückte sie mir noch sanft die Hand, und sagte: Nun gehen Sie, mein lieber Kleiner und pflegen Sie Ihren Freund, aber schonen Sie auch Ihrer eigenen Gesundheit dabei. Sagen Sie Ihrem Freunde, rief der alte Herr mir nach, daß wir sämtlich wünschen, ihn recht bald gesund bei uns zu sehen.

Der Brief, den ich meinem Freunde brachte, that Wunder, und bewirkte in Kurzem, was alle Arzeneien zu bewirken nicht vermochten. Er genas, sprach seine Schöne, und sie gelobten sich feierlich, sich nie zu verlassen. Mit vieler Mühe erhielt er auch die Erlaubniß seiner Verwandten, nach Vollendung seiner Studien, und nachdem er

seine Güter in Besitz genommen hätte, diesem braven, rechtschafnen Mädchen seine Hand zu geben. Allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Die Redliche starb bald darauf an einer Entzündung, indem sie einst stark getanzt, und drauf getrunken hatte. Den Zustand meines Freundes kann man sich leicht denken. Er ließ sie als seine Verlobte sehr prächtig begraben, und in eine silberne Platte auf ihrem Sarge die Worte eingraben:

Die schönste Rose wird oft einer Stunde Raub:
So sank der Mädchen Stolz auch hier in frühen Staub!

Nie bekam er hierauf seine vorige Munterkeit wieder, sondern starb ein Jahr hernach im Aachner Bade an der Schwindsucht.

Achter Brief.

Der Verfaſſer verläßt das Gymnaſium und geht in die weite Welt.

Die Liebſchaft meines Freundes nebſt ſeiner darauf erfolgten Krankheit raubten mir ſehr viele Zeit, und machten, daß ich auf meiner litterariſchen Laufbahn nicht ſo ſchnell fortrückte, als mir auſſerdem wol möglich geweſen wäre. Hierzu kam noch ein eigner Unfall, der mich gleichfals nicht wenig zurückhielt. Es fuhr mir nämlich ein ſehr ſpitziges Federmeſſer, das ein anderer aus Unvorſichtigkeit vom Tiſche warf, in die Lende, und verurſachte mir dadurch eine ſolche Wunde, daß ich viele Wochen das Bette hüten mußte. So wenig ich mich nun auch bei ſolchen Umſtänden zu einer höheren Klaſſe konnte geſchickt gemacht haben, ſo ward ich gleichwol wider Verdienſt in eine obere Ordnung verſetzt. Hier fehlt' es mir denn an den gehörigen Vor-

kenntnissen, um mit meinen Mitschülern gleichen Schritt zu halten, und den Unterricht meiner Lehrer zu meinem Vortheil zu benutzen. Und da ich gleich Anfangs an den Wissenschaften nicht sehr Geschmack fand, so könnt ihr leicht selbst beurtheilen, lieben Kinder, wie langsam ich in Kenntnissen fortgerückt, und wie wenig ich den Zweck erreicht haben müsse, wozu ich doch eigentlich auf diese Anstalt gebracht war.

Fast drei Jahre war ich auf dem Gymnasium, als der junge Graf von St**, der gleichfals hier studirte, einst uns jungen Edelleuten eine kleine Kollation gab. Es war Sommer, die Fenster stauden offen, und wir alle waren recht froher Laune. Der Graf saß im Fenster, trank seinen Kaffee, und goß etwas Bodensatz auf die Gasse. Auf einmal hörten wir ein häßliches Lermen, das mit den entehrendsten Schimpfworten vergesellschaftet war. Ein Töpfer, der gegen uns über wohnte, hatte eine Menge frischer Töpfe unter unserm Fenster, das im zweiten Stockwerk war, an die Sonne gestellt. Da nun der Graf, ohne sich umzusehn, den Bodensatz aus seiner Kaffeetasse auf

die Töpfe ausgoß, so brach der Töpfer samt seinen Leuten in ein solches Heer von Flüchen aus, daß wol kein Schimpfwort war, womit er uns in seiner Wuth nicht belegte. Dies verdroß uns nun nicht wenig, und wir glaubten diesen Schimpf ehemöglich auf uns sitzen lassen zu können. Vorzüglich hielten wir unsern Wirth für beschimpft, und was auch er und sein Hofmeister dagegen sagen mochten, so waren sie doch nicht vermögend, uns Einhalt zu thun. Wie von einer Seele belebt, sprangen wir, zwanzig an der Zahl, so gleich hinunter, und in weniger, als einer halben Stunde waren nicht allein alle Töpfe, sondern auch das kleine, leichtgebaute Haus des Töpfers zu Grunde gerichtet. Er selbst hatte sich nebst Frau und Gesellen geflüchtet, wir suchten ihn in allen Töpferhäusern der Stadt, und übel wär' es ihm ergangen, wenn er entdeckt worden wäre.

Nichts ist thörichter, als auf Schulen den Adlichen vor den Bürgerlichen gewisse Vorzüge einzuräumen, und sie dadurch schon von Jugend auf zu Stolz und Herrschsucht zu verleiten. Sollen ja dergleichen Vorzüge Statt finden, warum

macht man sie nicht vielmehr zu einer Belohnung des Fleisses, der Ordnung und Rechtschaffenheit, als zum Karakter zufälliger Beschaffenheiten, als Geburt, Abkunft und Vermögen sind. Gewiß würde dadurch des Nachtheils nicht wenig verhütet werden, der nothwendig aus einer so thörichten Einrichtung entspringen muß, und der gute Kopf, der oft durch tausend Schwierigkeiten der Glücksumstände sich durcharbeiten genöthigt ist, würde der Aufmunterungen mehrere erhalten, deren er doch nie zu viel bekommen kann. Allein auf diesem Gymnasium war dies nicht der Fall. Um den Adel anzulocken, seine Kinder hierher zu senden, hatten die Adlichen ausserordentliche Vorzüge vor den Bürgerlichen. Der König hatte zwei neue Gebäude aufführen lassen, die nur wir bewohnten, wir speißten an einem besondern Tisch, und hatten allein die Erlaubniß, Degen zu tragen. Alle diese Vorrechte wurden denn aber auch nicht wenig gemißbraucht.

Die Verachtung, womit die meisten von uns schon von selbst auf die Bürgerlichen hinabsahen, nahm dadurch sehr überhand, und es fehlte daher

fast nie an Stoff zu Feindseligkeiten und Bedrükkungen. Doch erst jetzt brach das Feuer, das bisher nur noch einzelne Funken gesprühet hatte, in volle Flammen aus. Als wir mit blossem Degen in der Faust das schreckliche Blutbad unter den — Töpfen anrichteten, wagten es einige der grossen Schüler, sich uns, mit guten Knüppeln bewafnet, entgegenzustellen. Wie sehr unser hochadlicher Stolz dadurch erbittert wurde, läßt sich leicht denken. Wir riefen daher alle noch fehlende Cameraden zu Hülfe und verwandten nun unsre Aufmerksamkeit auf alles, was von Bürgerlichen uns aufstieß. Wer es nur wagte, sich uns entgegen zu stellen, der ward zu Boden geworfen, gemißhandelt, ja selbst verwundet; doch schlug sich jemand freiwillig zu uns, so nahm man ihn auf, und achtete ihn wenigstens so lang, als man seiner nöthig hatte. Der Hauptangriff geschah auf dem Kirchhofe, wo wir Adlichen mit blossem Degen in der Faust das Feld behielten. Nun zogen wir durch alle Gassen, und riefen: Es lebe der König, der Adel, und das Gymnasium! Die Pedells, die Professoren, ja so gar der Präsident kamen, uns

zu beruhigen; aber vergebens. Wir verlangten von den Bürgerlichen für den angethanen Schimpf Genugthuung. Um unsrer nur erst mächtig zu werden, versprach man uns alles; doch kaum waren wir im Gymnasium, so wurden die Pforten geschlossen, die Degen uns abgenommen, und die Anführer aufs Karzer gesetzt. Die übrigen erhielten, bis auf weitere Untersuchung, Stubenarrest, der denn auch mir zu Theile ward. Und so endigte sich diese besonders für mich, der Folgen wegen, sehr wichtige Begebenheit. —

Des Tags darauf kam mein Vormund, um abermals wegen meines Verhaltens Erkundigung einzuziehn. Wie ergrimmt' er nicht, als er hörte, daß auch ich an dem Aufstand Theil genommen hätte, ohne zu untersuchen, auf welche Art ich dazu gekommen war! Nun schien mich nichts mehr von der schon oft gedrohten Zuchthausstrafe befreien zu können. Sie sollte an mir vollzogen werden, so bald ich auch noch auf dem Gymnasium zuvor gebüßt hätte. Die Unruhe meines Herzens war schrecklich, denn jeder Gedanke sträubte sich wider die gedrohte Züchtigung. Mein Zimmer war verschlossen, ich

ſahe daher kein Mittel zu entkommen. Durch das Fenſter zu entwiſchen, ſchien mir, wegen der Höhe deſſelben, unmöglich. Doch wozu entſchließt man in der Noth ſich nicht? Ich nahm daher meine Bettlaken, ſchnitt jedes derſelben in vier Längen, knüpfte ſie zuſammen, und befeſtigte ſie am Fenſterpfoſten. Wie froh war ich drauf, als ich ſahe, daß das ſo erhaltene Seil lang genug war, um vermittelſt deſſelben auf die Straße hinabzukommen. So gleich zog ich nun meinen beſten Rock und Stiefeln an, ſteckte drei Hemden in die Taſche, nahm mein vorräthiges Geld, das in etwas kleiner Münze und einem Dukaten beſtand, den mir meine Mutter erſt kürzlich geſchickt hatte, und ließ mich ſo bei Anbruch des Tages auf die Straße hinab. Als ich unten war, ließ ich alles hangen, wie es war, und eilte ſo ſchnell als möglich, um davon zu kommen. Allein, wohin ich nun eigentlich meinen Weg richten wollte, daran hatt' ich bis jezt noch nicht gedacht. Ich lief daher nach der entfernteſten Gegend der Stadt, und fand am Ufer der Elbe ein Schiff, in das ſchon mehrere Paſſagiers eingeſtiegen waren. Auf die

Frage, wohin das Fahrzeug gehe, erhielt ich zur Antwort, nach Harburg, und zugleich rief ein Lootsgesell: wer mit will, der eile! Ich säumte daher nicht, so gleich einzusteigen, und ehe noch einige Minuten verflossen waren, ging es bereits zu meiner großen Freude fort. Daher war ich denn auch gewiß schon weit die Elbe hinunter, bevor man im Gymnasium noch meine Flucht bemerkte. Wie viel ich Fracht bezahlen sollte, danach hatt' ich nicht gefragt, ich war nur froh, daß man mich mit aufzunehmen kein Bedenken trug, und gern wär' ich nach beiden Indien mitgefahren, wenn der Weg dorthin gegangen wäre. Als man endlich das Frachtgeld sammelte, so gab ich ruhig meinen Dukaten hin, worauf ich denn nur so viel kleine Münze wieder erhielt, als man mir heraus zu geben für gut befand. Doch danach fragt' ich nicht, ich nahm mir daher auch nicht einmal die Mühe zu zählen, sondern war nur froh, daß der Dukaten zugereicht hatte. Es war so eben Mittag, als wir in Harburg anlangten. Ich folgte einem ansehnlichen Passagier nach einem Wirthshause, ließ mir, wie er, Schokolade geben, be-

ſtellte mir zu eſſen, und trank ein Viertel Muſkatwein ſo ruhig dazu aus, als ob ich mit einer ſehr guten Goldbörſe verſehn geweſen wäre. Auch des Abends ließ ich's mir nicht minder wol ſchmecken, ſchlief darauf ſehr ruhig, und nachdem ich des Morgens auch meinen Kaffee eingenommen hatte, ſo fing ich erſt an, zu überlegen, was nun weiter zu machen ſei? Das erſte war, ich fragte nach meiner Rechnung, allein zu meinem großen Schrecken war dieſe weit größer, als mein ganzes noch übriges Kapital. Ich zahlte deshalb ſo viel ich hatte, und verſprach, ſo bald ich hätte wechſeln laſſen, das andre zu entrichten. Zugleich beſtellt' ich mir auch Mittagsbrodt, und wandte vor, ich wolle mich zuvor noch etwas in der Stadt beſehn. Ich ließ daher eins meiner erſt kürzlich erhaltenen guten Oberhemden zum Unterpfande meiner noch rückſtändigen Schuld zurück, und machte mich alsdann mit dem Vorſatz auf den Weg, nie wieder umzukehren. In dem gutem Aufzuge, worin ich war, in die Welt hineinzugehn, ſchien mir nicht rathſam zu ſein, weil ich Nachforſchung befürchten mußte. Indem ich dies ſo überlegte, ſo

kam ich eben vor einer Bude vorbei, wo man alte Kleider zu verkaufen hatte. Ich bemerkte ein braunes Schifferjungenwamms und Hosen, die mir zu passen schienen, und in denen ich mich recht gut verstecken zu können glaubte. Daher fragt' ich nach dem Preise, und bot zugleich mein eigenes Kleid von kaneelgelben Tuch mit blauem Taffent gefüttert, und mit silbernen Knöpfen, zum Verkaufe feil. Die Leute machten große Augen, als ich ihnen dasselbe anbot; allein ich sagte, ich sei ein armer Knabe, der in Hamburg erzogen, nun aber durch den Verlust seiner Eltern genöthigt sei, sich selber durch die Welt zu helfen. Aus Furcht, man möchte mich des Kleides halber vielleicht auf der Landstraße ermorden, fänd' ich es für gut, es mit einem Schlechteren zu vertauschen. Ob die Leute mir nun glaubten, oder nicht, laß' ich dahin gestellt, genug sie handelten mir so wol mein Kleid als meinen Hut mit einer goldnen Tresse und eine silberne Bindenschnalle ab. Dafür gaben sie mir denn gedachtes Wams und Hosen, ein Paar Stiefelstrümpfe, die ich statt meiner seidenen anzog, einen alten runden Hut, und etwas

sehr weniges an Münze. Auch meine beiden feinen Hemden wollten sie gern umtauschen und mir gröbere dafür geben, allein diese wollt' ich nicht von mir lassen. Nachdem ich mir nun noch ein Halstuch und einen alten Stock von ihnen erpreßt hatte, so eilte ich zum nächsten Thore hinaus. Geraume Zeit hatt' ich bereits die Landstraße verfolgt, als ich endlich höchst ermüdet und mit Blasen unter den Füßen bei einem Wirthshaus anlangte. Noch niemals hatten bis jetzt mich Hunger und Durst gequält, nun aber lernt' ich zum ersten mal aus eigener Erfahrung beurtheilen, wie weh sie thun. Erschöpft warf ich mich auf eine Bank, die ich vor dem Hause fand. Die Leute im Hause verwunderten sich, einen hübschen, zarten Knaben in solchem Aufzuge vor der Thür zu sehn. Die Wirthin kam daher zu mir heraus und fragte: „wo willst Du hin mein Kind? Wo ist deine Gesellschaft, oder kamst du allein hieher?“ Ganz allein, war meine Antwort. Ich bin ein armer Knabe, der durch den Tod seiner Eltern genöthigt ist, sich selbst sein Brod zu suchen. „Du armer Knabe! sagte sie, wie heißt du denn? Mir einen Namen auszuden-

ken, dies war mir noch nicht eingefallen, doch besann ich mich sehr kurz und sagte: Georg. — „Und dein Zuname? mein Sohn!“ Hier hätte mich meine Bestürzung bald verrathen, doch faßt' ich mich gleichfals kurz und sagte, ich weiß selbst nicht warum? Unruh. „Also Georg Unruh?“ erwiederte die Wirthin. Nun, mein Sohn, hast du nicht Lust etwas zu essen?“ Noch des eingedenk, wie es mir im vorigen Gasthofe gegangen war, versetzt ich: ja, ich bin herzlich hungrig und bitte mir daher etwas Käse und Brod und ein Glas Bier aus — „Willst du nicht auch etwas Milchsuppe, liebes Kind? erwiederte die Wirthin. Nein, gute Mutter, war meine Antwort, dazu hab' ich kein Geld. Die gute Frau klopfte mir auf die Backen, ging und holte mir Milchsuppe, ein Stück Schinken, Brod und Butter und einen Krug Bier und sagte: Hier, mein Kind, iß und trink dich satt, ich verlange kein Geld von dir; der Herr dort oben wird mir's lohnen. Diese Güte rührte mich bis zu Thränen, und ich dankte der guten Frau mit einer Innigkeit, die bis dahin mir selber unbekannt geblieben war. Nach dem

Essen

Essen ward mir ein gutes Strohlager angewiesen, worauf ich, wiewol es das erste war, auf dem ich schlief, so köstlich ruhte, als ob es das weichste Federbett gewesen wäre. So bald ich ausgeschlafen hatte, macht' ich mich auf, und fragte, was ich schuldig wäre. Allein die gute Frau gab mir zur Antwort: hier, iß erst noch ein Butterbrodt und trink eine Schale Milch dazu, alsdann will ich's dir schon von selber sagen. Nachdem dies nun verzehrt war, so nahm sie ein Stück Schinken, eine Wurst, etwas Käse, ein halbes Brodt und ein Fläschgen Brandtwein, steckte dies alles in einen kleinen Quersack, hing mir denselben über die Schultern, und sagte, indem sie mir die Hand drückte: Nun geh mit Gott, der dich gewiß nicht vergessen wird, so lange du ihn selber nicht vergißt. Auch ich kam einst mit einem Stabe in der Hand, als ein armes Mädchen an diesen Ort, allein Gott hat mich gesegnet, und darum ists mir nun auch Freude, Armen Guts zu thun. Mit thränendem Auge dankt' ich der Edlen nochmals, und noch jetzt, wo sie vielleicht schon längst die

irrdiſche Wallfahrt vollbrachte, klopft mein glühendes Herz ihr Seegen zu.

O es iſt herrlich, geliebte Kinder, durch Wohlthun Nachahmer der Gottheit zu ſein. Nichts erhebt das Herz ſo ſehr, und nichts erfüllt die Bruſt mit ſo himmliſchen Freuden, als das Bewußtſein, die Thräne der Unſchuld getrocknet, die Klage des Verlaßnen geſtillt, den Hunger des Dürftigen geſättigt zu haben. Wünſcht ihr daher des ſüſſeſten Vergnügens theilhaftig zu werden, das Menſchen nur je genieſſen können, o ſo bitt' ich, ſo beſchwör' ich euch, ja keine Gelegenheit zu verſäumen, wo ihr die Summe des Jammers auf Erden vermindern, und Troſt und Beruhigung in das Herz der Verlaßnen führen könnt. Dadurch ſchwingt ihr euch dem Unendlichen näher, des Seligkeit es iſt, wohlzuthun und Freude auf Erden zu verbreiten, dadurch errichtet ihr euch die bleibendſten Denkmäler in den Herzen derer, die ihr euch durch Wohlthun verbandet, und dadurch macht ihr den Abend eures Lebens, wo ihr nun auf die vollbrachten Geſchäfte des Tages zurückſeht, zu dem Heiterſten und Erfreulichſten. Und

ſollt' auch euch dereinſt die Bahn des Lebens nicht immer eben, ſondern hier und da mit Dornen verwachſen ſein, verzweifelt nicht, ſondern lernt aus meinem Beiſpiel, daß es in keinem Lande an edlen Herzen fehle, die des Unglücklichen ſich erbarmen, ſich des Bedrängten annehmen, und in die Seele des Bekümmerten Troſt und Beruhigung zurückführen. Der Gott, der fremde Herzen zu meiner Hülf' erweckte, der wird auch euch nicht ferne bleiben, und ſein Beiſtand wird oft euch da am nächſten ſein, wo ihr am meiſten darum verlegen waret. Ueberall, wohin das Schickſal mich auch führte, fand ich edle Menſchen, und wahre Freunde, nur nicht in meinem Vaterlande, und im Kreiſe meiner Verwandten.

Ich wandelte nun abermals, aber bei weitem nicht ſo raſch als geſtern, auf der Landſtraße fort, denn meine an's Gehn noch nicht gewöhnten Füße waren dick geſchwollen. Als ich zu einem Kreutzweg kam, ſo war ich unſchlüſſig, wohin ich mich wenden ſollte, doch wählt' ich endlich den breiteſten Weg, indem ich glaubte, daß dieſer vielleicht zu einer Stadt hinführe. Denn hier war ich wil-

lens, mich bei einem Goldschmidt, Uhrmacher, oder Maler in die Lehre zu geben, und mich auf diese Art für mein künftiges Leben vorzubereiten.

Noch war ich nicht sehr weit gegangen, als es Mittag war, und ich ermüdet mich ins Gras hinsetzte. Ich nahm darauf meinen Quersack von der Schulter, aß mit dem größten Appetit, und nahm zum erstenmal in meinem Leben einen Schluck Brandtwein, der mich denn auch nicht wenig stärkte. Allein noch verstand ich mich nicht auf's rechte Maaß, daher mocht' ich vielleicht etwas zu viel genommen haben, und ward deshalb schwindlicht. So bald ich mein kleines Mittagsmal geendigt hatte, so packt' ich wieder ein, und ging langsam weiter. Allein meine Füße schmerzten mich dergestalt, daß ich mehr schlich als ging. Indem ich nun so mit vieler Mühe mich fortarbeitete, so flog eine Kutsche mit sechs Pferden daher, worin eine Dame nebst einem Kammermädchen saß. Schon war der Wagen vor mir vorüber, als er plötzlich stille hielt und wartete, bis ich näher kam. „Wohin mein Kind?“ rief die Dame mir aus der Kutsche zu. Der Landstraße nach, war meine Ant-

wort, denn ich wußte selbst nicht wohin. „Und woher kommst du denn?“ versetzte sie weiter. Von Hamburg, erwiedert' ich mit dem Hut in der Hand, und in sehr ehrerbietiger Stellung. Auf die Frage, wer ich sei, gab ich mich denn abermals für ein armes Kind aus, das durch den Tod seiner Eltern genöthigt sei, unter fremden Leuten sein Brodt zu suchen. Gott, versetzte sie darauf zum Kammermädchen, mit dem Kinde ist's nicht richtig, denn Gestalt und Kleidung, Sitten und Aufzug kommen nicht mit einander überein. Ja, sagt' ich, aus Furcht vielleicht gar angehalten zu werden, da haben Sie wol nicht unrecht, gnädige Frau, ich habe auch eine sehr gute Erziehung genossen; allein nachdem ich meine Eltern verloren hatte, bekümmerte sich Niemand mehr um mich, und ich sehe mich nun in die Nothwendigkeit versetzt, zur Erlernung eines Handwerks oder einer Kunst zu schreiten. „Und warum thust du das nicht in deiner Geburtsstadt?“ versetzte die Dame. Dazu schäm' ich mich, gnädige Frau, war meine Antwort, und suche daher lieber in einer fremden Stadt unterzukommen, wo Niemand von meiner

Herkunft unterrichtet ist. Hier zog die Dame ihre Börse, und indem sie mir einen Gulden gab, sahe sie meine Hände genauer als vorher, und da sie auch mein hervorragendes Hemde bemerkte, schüttelte sie den Kopf und sagte: „Ich wünsche, daß es wahr ist, was du sagst, jedoch auf jeden Fall bedaur' ich dich. Allein deine glückliche Bildung wird dich überall empfehlen. Hier hast du noch einen Dukaten, Gott geleite dich!" Kaum hatt' ich ihr noch meinen Dank gesagt, als mir der Wagen schnell aus den Augen flog. Mein Glück war's, daß die Dame nicht weiter nachforschte, denn schon war ich mit meiner Verstellungskunst am Ende, und nur noch eine Frage, so hätt' ich ihr alles entdeckt, was ich auf dem Herzen hatte. Doch ich sollte sie nochmals wieder sehen, und erst dann mein Herz vor ihr ergiessen.

Neunter Brief.

Der Verfasser wird Aufwärter in einem Gasthofe, geräth aber bald darauf unter eine Diebesbande.

Kaum war die Kutsche aus meinem Blick verschwunden, so warf ich mich an einem Baume nieder und weinte bitterlich. Ach, seufzt' ich bei mir selber, noch vor Kurzem fuhrest du gleichfals so dahin, und nun — liegst du hier am Wege und erhältst Allmosen von Vorüberfahrenden, die nicht höheren Standes sind, als du. Und wohin nun jetzt, da die Nacht hereinbricht, deine Zuflucht nehmen, wo Hülfe suchen, wenn Räuber dich überfallen und wilde Thiere ihren Grimm in deinem Blute kühlen? Eine geraume Zeit saß ich so im innigsten Gefühle meines Unglücks da, als mir das Lied: Befiehl du deine Wege — mit einem male recht lebhaft in die Seele kam. Ich sang einige Verse davon so andächtig, als ich gewiß Zeit meines Lebens noch kein Lied gesungen

hatte. Während des kam ein Hopfenkarren mit vier Pferden, hinter einander gespannt, zu mir heran. Ich schwieg, und wollte so eben auf den Karren losgehn, um mich zu erkundigen, ob nicht ein Wirthshaus in der Nähe sei, als er plötzlich stillehielt. Was ist dir, armer Knabe, rief mir der Fuhrmann zu, als er sahe, daß ich nicht recht auf meine Füße treten konnte. Ach, sprach ich, ich habe mich wund gegangen, und kann daher nicht weiter kommen. Und doch, versetzte jener, hast du seit heute Morgen nur erst zwei Meilen zurückgelegt; gewiß zum Laufer taugst du nicht! Denn bist du nicht der Knabe, der heute früh von einer Wirthin einen Quersack mit Eßwaaren bekommen hat? Ich sagte ja, und wünschte ihr noch tausend Guts dafür. Was sangst du denn da eben für ein Liedchen? fuhr er weiter fort, und als ichs ihm nannte, da wischt' er sich eine große Thräne vom Auge und sagte, recht so mein Sohn, vertraue nur Gott, dann wird dir's aller Orten wohl sein und an keinem mangeln, was du zum Leben nöthig hast. Die Wirthin dort ist meines Bruders Frau, bei Gott ein Weib, wie es nur wenige auf Erden

giebt! Gott beschere auch dir einmal, wenn du einst einer Frau bedarfst, ein solches Weib! Die Redliche hat mir viel Gutes von dir gesagt, und mich gebeten, mich deiner anzunehmen, wenn ich dich unterwegs noch finden sollte. Doch — sprach er zu seinen Pferden — dazu hätt' ich nicht nöthig gehabt, euch heut so anzutreiben, denn der da wollt' uns nicht entlaufen. Sieh einmal, du armer Graukopf, wie dir der Schweiß die Lenden hinunterläuft! Drauf wandt' er sich von neuem zu mir und sagte: Als mir dort das Weib von dir erzählte, daß du so ein zarter Knabe und des Gehens nicht gewohnt seist, und ohne Weg und Steg zu kennen, um dein Brodt zu suchen, in die Welt hineinliefest, da schoß es mir gewaltig durch den Kopf, und ich eilte, wie wohl ich erst des Mittags angekommen war, und mein Bruder mich dringend bat, zu übernachten, mit meinem Vieh, so sehr ich konnte, um dich einzuholen; denn ich hatte keine Ruhe in meinem Herzen. Ich muß dem Knaben nach, sagt' ich, um ihn mit mir nach Zelle zu nehmen, und ihn dort bei ehrlichen Leuten unterzubringen, denn nur

dann erst werd' ich ruhig werden. Siehe, dies gab mir der ein, dem du so eben deine Wege befohlen hast, und der dich auch in Zukunft nicht verlassen wird. Ich war recht bang, du hättest am Kreuzwege dich nach einer andern Seite zugewandt, allein ein Kerl, den ich nach dir fragte, sagte mir, es hätte eine vornehme Frau aus der Kutsche mit einem solchen Knaben gesprochen, und nun trieb ich mein armes Vieh so lang an, bis ich dich hörte und sahe, und mich nun meines Auftrags entledigen kann. Willst du nun, so steig hier auf den Karren, ich geh beiher, und wenn du reiten kannst, so steht auch dies dir zu Gebot. Was redte denn aber die Frau aus der Kutsche mit dir? O, versetzt' ich ihm, das war gar eine gute Dame, sie erkundigte sich nach allem, und gab mir endlich auch dies Geld. Das wäre viel, erwiederr' er, solch ein Almosen sah ich noch niemals geben; allein was kann auch der nicht thun, dem du deine Wege befohlen hast. Nun höre Knabe, alle Tage, die wir bei einander sind, sollst du mir etwas vorsingen, und dafür will ich dich frei in eines ehrlichen Mannes

Univ. Bibl. München

Haus bringen. Auch ich habe Kinder, die, in alle Welt verſtreut, ihr Brodt verdienen. Selbſt in dem Hauſe, wohin ich dich zu bringen denke, dient ein Sohn von mir als Knecht, dem ich dich denn auch auf's beſte empfehlen will.

Während des ganzes Weges aß und trank ich nun mit dieſem Mann, und genoß alles mögliche Gute von ihm. Allein bei dem allen behagte mir meine neue Lage doch nicht im mindeſten, denn ich führte nun eine für mich ganz fremde Lebensart, die ſo ganz von meiner ſonſtigen verſchieden war. Dazu kam auch noch, daß mir ſehr oft von meinem ehrlichen Fuhrmann der Text geleſen ward, wenn ich in dieſem oder jenem Stück mir Zärtlichkeit, oder, wie er es nannte, albernes Weſen, zu Schulden kommen ließ. Jedoch was konnt' ich machen, ich war einmal verlaſſen, und mußte daher ſehr froh ſein, daß nur eine redliche Seele ſich meiner annahm. So oft ich meinem braven Fuhrmann etwas vorſang, ſo freut' er ſich recht herzlich und ſagte: Nun fürwahr, du könnteſt wol in der Kapelle meines gnädigſten Kurfürſten durch Singen dein

Brodt verdienen! Und in der That sang ich auch damals eine sehr gute Stimme, und hatte viel Anlage zur Singkunst.

Unter mannigfaltigen Gesprächen und Beschäftigungen kamen wir endlich sehr wohlbehalten in Celle an. Mein Fuhrmann kehrte in einem großen Gasthof ein, wo noch mehrere seines gleichen waren. Er erzählte dem Wirthe, was er von mir wußte, und dieser bot mir Kost und Kleidung an, wenn ich bei ihm bleiben, und die Einkehrenden bedienen wollte. Und als ich ihm meinen Wunsch zur Erlernung eines Handwerks oder seiner Kunst entdeckt hatte, so versprach er, mir auch dazu behülflich zu sein, so fern ich eine Zeitlang bei ihm bleiben wollte. Mit tausend guten Vorsätzen und Entschlüssen begann ich nun meine neue Laufbahn, und suchte mich, da meine Lage sich einmal nicht ändern ließ, so gut als möglich in die Zeit zu schicken. Ich machte mich in kurzem bei jedermann beliebt, und ich glaube, daß so lang dies Wirthshaus stand, die Gäste noch nie mit größerer Aufmerksamkeit und Höflichkeit bedient worden waren, als

jetzt. So lang mein ehrlicher Fuhrmann noch bei mir war, ging es mir daher ganz wohl; denn so lang gebrauchte man mich zu nichts anderm, als zu dem, wozu ich angenommen war. Allein so bald dieser wieder fort war, so gebrauchte man mich zu allem, meine Kräfte mochten dazu hinreichen, oder nicht. Ich mußte Pferde füttern, Ställe reinigen, und zuletzt auch Wasser tragen. Hierzu war nun aber mein zärtlicher Körper gar nicht gebaut, daher ich denn auch sehr oft samt den Eimern zur Erde fiel. So bracht' ich an drei Monate zu, und verzweifelte unter dem Druck der Arbeiten nicht selten so sehr, daß ich Gott mehr als einmal bat, mich von der Erde wegzunehmen. Denn meine Schultern waren von dem Wassertragen sehr aufgeschwollen und meine Hände dergestalt voll Blasen, daß ich kaum noch damit zugreifen konnte. Indeß verdient' ich mir doch von den Einkehrenden einen guten Thaler Geld, denn alle waren sehr wohl mit mir zufrieden, und gaben mir mehr, als sie wol sonst zu geben pflegten.

Endlich kehrten einmal vier sehr ansehnliche junge Leute bei uns ein, deren Felleisen sehr gut bepackt zu sein schienen. Sie waren im Hause schon bekannt, und liessen ziemlich darauf gehn. Da sie nun gleichfals mit meiner Aufwartung sehr zufrieden waren, und sich an vierzehn Tage bei uns aufhielten, so bekam ich von ihnen manchen schönen Groschen, der mir denn, der Zukunft wegen, auch nicht unwillkommen war. Einst nahm mich nun Einer von ihnen bei Seite, und redete mich also an: „Ich sehe mein lieber Georg, daß du oft in der Stille traurig bist, und dir durch Thränen Luft verschafft. Gewiß ist die Arbeit, die du hier zu thun hast, für dich zu schwer, zum wenigsten ist der zarte Bau deines Körpers nicht dafür gemacht. Auch sagtest du einst, daß du Lust hättest eine Profession zu lernen. Willst du nun, so wollen wir dir dazu verhelfen. Wir sind Goldschmiede, gefällt es dir nun, auch ein solcher zu werden, so kannst du mit uns kommen. Doch mußt du dich ja hier im Hause nicht darüber auslassen, denn sie würden dich ihres Vortheils halber nicht gern mis-

sen wollen. Willst du nun auf eine beßre und gemächlichere Art dein Brodt verdienen, so gehe morgen Mittag nur aus jenem Thore und immer die Landstraße hinauf, wir folgen dir dann zu Wagen nach, und nehmen dich mit uns nach Hanover.

Dieser Vorschlag war mir sehr willkommen, denn wer wünscht wol nicht, seinen Zustand zu verbessern, und eine harte Lage mit einer glücklichern und angenehmern zu vertauschen? Ich nähete daher meine Baarschaft, die ich, etwas Münze ausgenommen, in Gold umgewechselt hatte, und die in einem Dukaten und sechs Goldgulden bestand, in meine Beinkleider, denn dies hatt' ich den Reisenden abgesehn, nahm darauf meine Bagage und schlich mich heimlich fort. Die letztere bestand in weiter nichts als in drei Hemden und dem Zeuge, das ich mitgebracht hatte; denn die Kleidungsstücke, die ich hier im Hause bekommen hatte, ließ ich insgesamt zurück. So konnt' ich also, ohne Verdacht zu erregen, mich sehr leicht entfernen, und ich kam auch glücklich zum Thore hinaus. Schon war ich ei-

nige Stunden fortgegangen und hatte mich häufig nach meinen Reisegefährten umgesehn, allein vergebens. Endlich entdeckt' ich sie, allein nicht wie sie mir gesagt hatten, zu Wagen, sondern, wie ich selbst, zu Fuß. „Wir haben aller angewandten Mühe ungeachtet, keinen Wagen bekommen können, sagten sie, und müssen unsern Weg daher zu Fuße fortsetzen. Nun fort von der Landstraße, sagte drauf der Eine, man möchte vielleicht etwas gewittert haben. Bei diesen Worten macht' ich sehr große Augen und wußte selber nicht, was ich denken sollte. Komm, sprach darauf ein andrer, ich kenne hier Fußsteige, die uns näher führen, und wo sich's besser gehen läßt. Wir gingen nun immer fort, bis die Nacht hereinbrach, und nur noch wenig Tagesschimmer übrig blieb. „Wir werden diese Nacht wol im Felde zubringen müssen, hieß es drauf, doch auch hier, Georg, schläft sichs gut, so fern man nur recht müde ist. Wir lagerten uns bei einem kleinen Busch, und aßen, was wir bei uns hatten, denn auch ich hatte mir etwas Lebensmittel mitgenommen. Als wir dies verzehrt hatten,

ten, so redten meine Gefährten mit einander, allein in einer Sprache, die ich nicht verstand. Drauf nahmen sie etwas aus dem einen Felleisen, gaben vor, daß sie in dem nächsten Orte Proviant kaufen und dann zurückkehren wollten, und lieffen mich allein. Es war bereits um Mitternacht und sehr finster, daher fürchtete ich mich nicht wenig, so allein auf freiem Felde zuzubringen. Allein bald darauf befreite mich die Müdigkeit von meiner Furcht; ich legte mich mit meinem Kopf auf eins der Felleisen, das mir am weichsten schien, und schlief dann glücklich ein. Wie lang ich schlief, dies weiß ich nicht, allein als ich erwachte, so hört' ich ein Geräusch und sah von weitem etwas Weisses, das mir immer näher kam. Endlich entdeckt' ich, daß es meine Reisegefährten waren, die ein groſses weiſses Bündel mit Sachen trugen, und auch Lebensmittel mit sich brachten. Sie eilten, die Sachen, worunter ich schöne Frauenkleider wahrnahm, so wohl in ihre Mänzel zu vertheilen, als auch in eine grüne Decke einzubinden, die sie im Gebüsch versteckten. Mein Herz schlug mir bei diesem Anblick laut,

und ich ahndete nichts Gutes. Jedoch ich war einmal in ihren Händen, was blieb mir also übrig, als ganz still zu folgen, wohin sie mich auch führten. Wir eilten nunmehr weiter, und waren noch nicht weit gegangen, als mir zwei schwere Bündel aufgeladen wurden. Drauf kehrte der Eine um, und hohlte das Versteckte, und als er wieder bei uns angelanget war, so setzten wir unsern Weg immer über ungebahnte Fluren bis zu Mittag fort. Hier kamen wir endlich in ein sehr entlegenes Haus, wo wir nicht nur Musik antrafen, sondern wo es auch sonst noch sehr lustig und vergnügt herging. Meine Gesellschafter schienen hier bereits sehr bekannt zu sein, auf mich aber war man sehr aufmerksam. Man fragte wer ich sei, und meine Gesellschafter antworteten in einer fremden Sprache. Die Antwort lockte allen ein großes Gelächter ab. Doch war man übrigens sehr gefällig, und auch mir ward von dem Ueberfluß an Wein und guten Bissen, den wir fanden, sehr reichlich mitgetheilt. Dies hatt' ich mir nun von einem so kleinen, schlechten Hause nicht versprochen, um desto größer

war daher auch mein Erstaunen. Die Zahl der Anwesenden belief sich wol auf achtzehn, worunter sich auch ganz hübsche Frauenzimmer befanden. Im Ganzen genommen, waren alle jung, hübsch und wohlgekleidet. So vergnügt nun hier auch alles war, so hatte mich doch der rasche Weg samt den schweren Ränzeln so ermüdet, daß ich mehr zu schlafen, als zu essen oder zu tanzen wünschte. Man brachte mich daher in eine kleine Kammer, die mit Brettern auf dem Boden abgetheilt war, und worin ich ein sehr gutes Bette fand. So mannigfaltige Gedanken sich nun auch in meinem Kopfe durchkreuzten, so machte doch der Schlaf ihnen bald auf einige Zeit ein Ende. Ich schlief sehr ruhig, bis ich mit einem male von einer ausserordentlichen Bewegung erwachte. Ich bemerkte, daß jemand beschäftigt war, mir mein Geld aus den Beinkleidern zu nehmen, und schrie daher so laut ich konnte. Der Thäter entsprang, und mit ihm war mein ganzes so sauer erworbenes Vermögen in einem Augenblick dahin. So gleich sprang ich aus dem Bette, lief in die Stube hinunter, und klagte hier meine Noth. Allein wie-

sehr erstaunt' ich, als ich hier eine Menge Silberzeug, Kleidungsstücke und andre Kostbarkeiten theilen sah. Man erschrack bei meiner Ankunft nicht minder, und sagte: „Wir sind hier insgesamt Verwandte, und theilen jetzt die Erbschaft eines alten geizigen Oheims, der vor wenigen Wochen gestorben ist. Hier hast du auch etwas davon, um an unsrer Freude Theil zu nehmen!" Man gab mir hierauf einen Gulden, allein ich dankte ihnen recht sehr dafür, und bat, mir nur das wieder zu verschaffen, was mir so eben genommen wäre. „Auch das sollst du wieder haben! sagte drauf ein großer hübscher Mann. Wir sind alle ehrliche Leute, und es soll sich bald zeigen, wo dein Geld geblieben ist. Geh für jetzt nur wieder schlafen, bald werd ich gleichfals bei dir sein. Ich ging, und etwa eine Stunde darauf kam auch mein Schlafkamrad. Allein er bezeigte mir so unanständige Liebkosungen und ging darin so weit, daß ich abermals um Hülfe rufen mußte. Endlich ließ er mich in Ruhe, jedoch kein Schlaf kam nun in meine Augen. Des Morgens klagt' ich einem meiner Reisegefährten meine Noth, er

aber klopfte mir lächelnd auf die Schulter, nannte mich ein gutes Schaf, und gab mir mein verlorenes Geld zurück.

Wir verweilten hier wol acht Tage lang. Unterdessen aber ging die Gesellschaft sehr häufig auseinander, und versammelte sich wieder. Nicht selten kamen dabei neue Gesichter zum Vorschein, und nie kehrte man ohne schwere Ladung zurück. Der Ort, wo ich mich hier gewöhnlich aufzuhalten pflegte, war der Heuboden. Hier bracht' ich nicht nur die Nacht, sondern auch einen beträchtlichen Theil des Tages zu. So sehr die hiesige Lebensart auch meiner Sinnlichkeit schmeicheln mochte, indem es mir, bei völliger Muße, an nichts fehlte, was nur zum Wohlleben erfordert wird, so wurd' ich ihrer doch nur zu bald überdrüssig. Was ich nur sah und hörte, kam mir verdächtig vor, und mein eigenes Leben schien mir nicht wenig in Gefahr zu sein. Ein Vorfall erfüllte mich noch mehr mit Furcht und vermehrte in mir den Wunsch, doch recht bald wieder von hier erlöst zu sein. Einst des Nachts, nachdem des Tags zuvor drei grose Wagen beladen und wegge-

führt worden waren, entstand mit einem male im Hause ein ungeheurer Lerm. Ich ward dadurch geweckt, verließ so gleich mein Lager, und eilte nach dem Ort, woher der Lerm erscholl. Vor Schrecken ausser mir, erblickt' ich in der Stube sehr viele Köpfe im Blute, die verbunden wurden. Zweie, worunter sich auch mein erster Schlafkamrad befand, lagen todt auf dem Boden. Im Stalle ward ein großes Loch gegraben, worein man beide Leichen warf und verscharrte. Drauf machte sich alles in größter Eil davon. Zu meinem Erstaunen sah ich hier nun Leute, die sonst sehr wol gekleidet waren, in Bettlerkleidern und auf mancherlei Art verstellt. Der eine hatte nur einen Arm, der andre einen aufgebundnen Fuß, und ein dritter ein großes Pflaster auf dem Auge. Alle hatten Bündel auf dem Rücken, als sie sich entfernten. Zitternd erblickt' ich dies, und sah im Geist schon einem ähnlichen Loose entgegen, als jenen Ermordeten gefallen war. Allein für diesmal war meine Besorgniß ohne Grund. Auch wir machten darauf uns auf, und eilten über lauter ungebahnte Wege fort. Unterwegs sagte man mir,

man habe diese Nacht Händel bekommen, wobei zweie geblieben wären. Um sicher zu entkommen, wenn der Mord vielleicht verrathen würde, hätten jene andern sich verkleidet. Ich möchte nur nicht bange sein, denn in ein Paar Tagen wären wir in Hanover, wo es dann von mir abhangen sollte, ob ich länger bei ihnen bleiben wollte, oder nicht. Beruhigt hört' ich dies, und nahm mir heimlich vor, mich so bald von ihnen zu trennen, als es möglich wäre.

Drei Tag' und Nächte kreuzten wir auf dem Felde herum, ohne ein Haus zu erreichen. Endlich in der vierten Nacht kamen wir wieder auf einer Heide in ein Haus, wo ich auch einige von denen wieder fand, die ich bereits in der vorigen Wohnung gesehen hatte. Man that hier eines Tages sehr geheim, und sahe mich nicht selten dabei an. Vorzüglich bemerkt' ich, daß derjenige von meinen Reisegefährten, der mir in Zelle zuerst den Vorschlag that, mit ihnen zu gehen, Namens Christoph, sehr heftig mit den andern stritt. Die Sprache, deren man sich bediente, verstand ich nicht. Ich war zwar müde, doch stellt' ich

mich noch weit schläfriger als ich war, und begab mich in den Stall in's Heu. Von hier kroch ich bald darauf auf allen Vieren nach der Stubenthür zurück, um zu hören, ob ich nicht aus ihren Reden etwas in Rücksicht meiner vernehmen könnte. Noch sprach man eben so heftig, als zuvor. „Ich sage dir, Bruder, sprach der Eine, der Junge taugt zu nichts. Behalten wir ihn noch länger, so ist zu fürchten, daß er uns noch einmal ins Unglück stürzt. Die ganze Zeit, da er bei uns ist, haben wir ihn ja noch nicht ein einziges mal gebrauchen können. Nicht einmal zu einem Rausch ließ er sich bis jetzt verleiten, geschweige noch zu etwas mehrerem. Um ihn von uns zu entlassen, dazu hat er bereits zu viel gesehen und gehört. Am besten also ist's, wir geben ihm hier seinen Rest, so sind wir seiner los, und dürfen nicht befürchten, daß er uns verräth." — „Ja, sagte drauf ein anderer, das halt' auch ich für's beste, und dächte, daß man sich recht bald seiner zu entledigen suchte." — „Da lass' ich lieber hier auf der Stelle mein Leben, rief ein dritter, den ich an der Stimme für

Chriſtoph erkannte, eh ich dies geſchehen laſſe. Ich verbürge mich für den Jungen, daß er uns nicht verrathen ſoll. Wer daher es wagt, ihm Leides zuzufügen, der hat's mit mir zu thun! — Nun, ſagten die andern, ſo leb' er denn auf deine Verantwortung! — Ja, das ſoll er, verſetzte Chriſtoph, und ſo fern ihr nur meinem Rathe folgt, ſo ſind wir gewiß ſeinetwegen ſicher.

Zitternd kroch ich, nachdem ich dies alles mit angehört hatte, in meinen Stall zurück; denn noch fürchtet' ich, ſie möchten vielleicht ihren letztern Vorſatz ändern, und mich dennoch aus der Welt befördern. Kaum lag ich auf dem Heu, ſo warf ich mich auf meine Kniee, und flehte inbrünſtig zu Gott dem Allbarmherzigen, mich doch nicht ein Opfer der Bosheit dieſer Leute werden zu laſſen. Zugleich ſucht' ich meinem angſtvollen Herzen auch durch ein geiſtliches Lied in etwas Luft zu verſchaffen, als plötzlich Chriſtoph zu mir trat. „Zum Henker! rief er aus, ſchweig mit deinem Geplärr, wenn dir dein Leben lieb iſt! Dein ewiges Singen und frömmelndes Weſen hat alle meine Kamraden gegen dich erbittert,

und hätt' ich mich nicht deiner noch angenommen, so glaube sicher, du wärest nicht mehr. Höre denn, Knabe, gelobst du mir heilig, dich von allem, was du hier sahest und hörtest, nicht das geringste merken zu lassen, so versprech' ich, dich morgen Abend gesund und wohlbehalten vor die Thore von Hanover zu bringen, und dich dann deinem weitern Schiksal zu überlassen. Du bist klug genug, um bemerkt zu haben, unter welcher Art von Leuten du dich befindest. Wir glaubten einen Kamraden an dir zu erhalten, da uns ein schmächtiger Knabe nöthig ist. Allein du taugst auf keinen Fall für uns. Mein Mitleid allein erhielt dich noch am Leben, und so fern du nur verschwiegen bist, so darfst du auch in Zukunft von uns nichts fürchten.

Thränen des Dankes stürzten bei diesen Worten mir aus den Augen, ich flog an seinen Hals, umschlang ihn fest mit meinen Armen, und stammelte ihm schluchzend meine Erkenntlichkeit. Zugleich versichert' ich ihn mit dem kräftigsten Schwure, mich nie das geringste von dem merken zu lassen, was ich in ihrer Gesellschaft erfahren hät-

te. — Nun, so ist es gut, versetzt' er mir, ich traue dir's zu, daß du Wort halten wirst. Allein demohngeachtet wird man selbst in Hanover, da wo du's nicht vermutheſt, nachforſchen, und wo du nur das Geringſte ausplauderſt, ſo kannſt du versichert sein, daß dein Leben zu Ende geht.

Des Morgens brachen wir auf, und verlieſſen dies Haus, wo wir uns nur kurze Zeit aufgehalten hat t. Alle behandelten mich sehr freundlich, und Chriſtoph wich nicht mehr von meiner Seite. Faſt immer drückt' er mir die Hand und ermahnte mich, getroſt zu sein. Man verſchonte mich dieſesmal ſo gar mit Gepäck, welches vorher noch nie geſchehen war. Als ich mit Chriſtoph vor der übrigen Geſellſchaft etwas vorausgekommen war, ſo ergriff er meine Hand und ſagte: Wie ſehr wünſcht' ich, bei dir bleiben zu können, allein für jetzt iſt's noch nicht möglich. Doch hoff' ich in kurzem gleichfals dieſe Geſellſchaft zu verlaſſen.

Das Thor war bereits geſchloſſen, als wir vor die Stadt kamen; allein das Sperrthor war noch offen. Hier gaben mir alle die Hand, und

sagten, gehab dich wol Georg, und denk' an dein Versprechen. Mein Christoph aber drückte mich an seine Brust, und seine Thränen rannen auf meine Wangen und vermischten sich mit den Meinigen. Er wünschte mir von Herzen alles Gute, schenkte mir noch zwei Goldgulden, und riß sich endlich nach langem Kampfe von mir los.

Ein rührendes Beispiel, daß man öfters selbst unter Leuten, bei denen das Laster recht eigentlich seinen Sitz zu haben scheint, noch edle Seelen findet. Denn wer konnte sich thätiger für mich verwenden, wer sich kräftiger meiner annehmen, wer mir nachdrücklicher sein Mitleid bezeigen, als Christoph es mir bezeigte? Und gleichwol wer war er? Zu welcher Lebensart hatte er sich erniedrigt? An welchen Beschäftigungen hatte er bereits Theil genommen? Wie hätte man bei einer solchen Gesellschaft eine so edle Seele suchen sollen, die sich eines armen verlaßnen Knaben mit eigener Gefahr annahm, und ihn allein gegen viele zu schützen, kein Bedenken trug? Gewiß ist daher die Klage derer ungerecht, die nur immer über Verderbtheit der Menschen seufzen, und so gern beweisen möch-

ten, daß alle edleren Tugenden des Herzens bereits die Erde verlassen hätten, und nur noch in höheren Regionen vorhanden wären. Der wahren Tugend ist es eigen, daß sie entweder sich ganz vor dem Auge des Gaffers verbirgt, oder in so bescheidenem und prunklosem Kleide einhertritt, daß sie nur selten die Aufmerksamkeit gemeiner Seelen auf sich zieht. Wie zahlloses Gute mag daher in den stillen Kreisen der Familien täglich geschehen, wovon wir gar nichts ahnden, und wie mancher Redliche, der tausend andre bei weitem übertrift, die mit einer geräuschvollen Tugend die Augen der Menge auf sich ziehn, mag in Zirkeln wohnen, in denen man nur Untugend und Laster suchen sollte! Der Sittenlosigkeit hingegen ist ein zu sichtbares Gepräge aufgedrückt, und ihre Handlungen sind größtentheils zu geräuschvoll, als daß sie viel verborgen bleiben konnten. Natürlich also muß derjenige, der die Dinge blos nach dem äussern Scheine zu beurtheilen gewohnt ist, des Bösen in der Welt mehr finden, als des Guten, und ist es ihm nun vollends noch dran gelegen, durch frömmelnde Klagen eigene Fehler zu ver-

schleiern; dann darf man sich nicht wundern, wenn er so gar die Erde fast von aller Redlichkeit verlassen sieht.

Ich sag' euch dies, geliebte Kinder, um nach dem Eintritt in die große Welt nicht in Klagen einzustimmen, die eben so übertrieben, als entehrend sind. Vielmehr sucht das Gute, das sich so gern verbirgt, überall mit aufmerksamen Augen auf, und wo ihr es auch finden möget, da freut euch seiner, und zählt es mit dankbarem Herzen zur großen Summe irrdischer Glückseligkeit, woran es die ewige Güte gewiß niemals fehlen läßt.

Zehnter Brief.

Der Verfaſſer kommt nach Hanover, findet auch hier mitleidige Herzen, und fühlt ſich daſelbſt ſo glücklich, daß er ſichs nicht beſſer wünſcht.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als ich in Hanover ankam. Unentſchloſſen, wohin ich mich wenden ſollte, durchkreuzt' ich verſchiedene Straßen, die ein ſchwaches Schimmerlicht der ſchon verlöſchenden Laternen nur in etwas noch erleuchtete. Ich klopfte an verſchiedne Gaſthöfe, die ich an den Schildern dafür erkannte, mit ängſtlicher Erwartung an, allein nirgends fand man es für gut, mich aufzunehmen. Endlich nahm ich zu einem Nachtwächter meine Zuflucht, der ſo eben die Stunde abzurufen beſchäftigt war. Lieber Mann, ſagt' ich ihm, zeigt mir doch ein Haus, wo ich übernachten kann. — „Wer biſt du denn, verſetzte der Nachtwächter, und haſt du auch ſo viel Geld, daß du ein Nachtlager bezahlen kannſt?“ — Ich

bin ein armer Knabe aus Hamburg, war meine Antwort, und suche hier bei einem Handwerker oder Künstler unterzukommen. Mein ganzes Vermögen besteht in einem Gulden und etwas kleiner Münze — „Nun so komm, erwiedert' er, ich will dich zu meiner Frau bringen, wo du bis morgen bleiben, und dich dann nach etwas weiterem umsehen kannst. Drauf bracht' er mich in eine abgelegene, schmale Gasse hinter einem Hofe in ein kleines Häuschen. Sieh da, liebe Frau, rief er beim Eintritt in die Stube einem alten guten Mütterchen entgegen, zu deren ehrlicher Miene ich so gleich Zutrauen faßte, sieh da, liebe Frau, hier bring' ich dir einen armen Knaben, den ich auf der Straße fand, und der keine Herberge finden konnte. Er scheint ein feiner Knabe zu sein, der gewiß eines bessern Looses würdig ist. Bei diesen Worten nahm die Alte ihre Lampe, beleuchtete mich von oben bis unten und sagte endlich: Gewiß ein feines Kind, dem sein jetziger Zustand wol nicht bei der Wiege vorhergesagt ist. Wer bist du denn, lieber Knabe, und was hat dich in diese Stadt geführt? — Ich antwortete ihr, wie

ewöhnlich — Du lieber Gott, fuhr ſie fort, ie der Menſch doch oft ſo wunderbar in der Welt mhergeführt wird! Schon ſo früh, gutes Kind, reibſt du dich in der Fremde herum: daß du doch berall gutgeſinnte Menſchen finden möchteſt, die ir dein ſchweres Loos zu erleichtern ſuchten! Auch ch habe vor einem Jahre einen Knaben in die Welt geſandt, der faſt eben ſo groß und hübſch ar, wie du. Er iſt jetzt in Hamburg bei einem Tabaksſpinner: Gott geb' ihm heut auch eine gute Nacht!"

Nachdem ſie hierauf ein reinliches weiſſes Tuch uf den Tiſch gebreitet hatte, ſo holte ſie Brod, Butter und Bier und ſetzt' es auf. Hier, iß, mein Kind, ſprach ſie drauf, für den erſten Hunger ſei dies gut genug! Ich habe jetzt nicht mehr im Hauſe, morgen erhältſt du etwas beſſeres. Nachdem ich mich geſättigt hatte, machte mir die Frau in einer kleinen bretternen Kammer ein gutes reinliches Bett zurecht, zog mir meine Stiefeln aus, las mir einen Abendſegen vor, und wünſchte mir dann eine gute Nacht. Seit langer Zeit war ich nicht mit ſo frohem Herzen zu Bette

gegangen, seit langer Zeit nicht so ruhig eingeschlafen. Des Morgens erwacht' ich erst sehr spät, denn die Anstrengung des vorigen Tages hatte mich gar sehr ermüdet. Guten Morgen, liebes Kind, lachte mir die Alte zu, du hast recht sanft geschlafen. Mit Vergnügen sah ich, wie du im Schlummer wie ein Engel dalagst, und aller Noth vergaßest, welche dich bis jetzt verfolgte. Zwar ist mein Karl ein feiner Knabe, allein so hübsch, wie du, ist er doch lange nicht. Darauf half sie mir beim Anziehn, holte mir dann ein gutes Butterbrodt, und ermunterte mich, frohen Muths zu sein.

So bald ich mein Morgenbrodt verzehrt und mich gehörig angezogen hatte, so eilt' ich zu verschiedenen Uhrmachern und Malern, um ihnen meine Dienste anzubieten. Allein so sehr den meisten auch mein Aeusseres gefiel, so wollte doch keiner sich dazu verstehn, mich ohne Caution in die Lehre zu nehmen. Betrübt kehrt' ich daher zurück, und brachte noch einige Tage bei den ehrlichen Leuten zu, die mich so gut bewirtheten, als sie konnten, und an meinem Schicksal den wärmsten Antheil

nahmen. Noch einige mal verſucht' ichs, irgendwo unterzukommen, allein vergebens. Ich ſahe mich daher genöthigt, meinen ſo lang bei mir genährten Lieblingsplan völlig aufzugeben.

Einſt ging ich Morgens früh zu einem benachbarten Beckerladen, um mir mein Frühſtück zu holen, als mich ein wohlhabender Bürger, der vor ſeinem Hauſe ſtand, ſo anredte: „Wohin mein Sohn? — Schon wieder zum Becker? — Schmeckt das hieſige weiſſe Brodt auch ſo gut, wie in Hamburg? denn ich höre, daß Er daher ſein ſoll.“ O ja, verſetzt' ich ihm, wenn man hungert, ſo ſchmeckt alles gut. — „Er ſucht, wie ich weiß, einen Lehrherrn; hat er denn ſchon einen aufgefunden? Ach nein, war meine Antwort, man weigert ſich überall, mich ohne Caution anzunehmen, und dieſe zu ſtellen iſt mir nicht möglich. Indem ich noch ſo ſprach, ſo kam ein Sohn des Bürgers, ohngefähr von meinem Alter, aus der Schule. Sieh, da iſt ja, rief er mir entgegen, der kleine Hamburger, der bei dem alten Jürgen wohnt. Nun, iſt's nicht wahr, was ich von ihm ſagte, lieber Vater, iſt er nicht ein hübſcher Kna-

be? Komm doch ein wenig mit mir herein, um mir etwas von deiner Reise zu erzählen. Bei diesen Worten faßt' er mich bei der Hand, und zog mich ins Haus. Die Mutter und übrigen Geschwister saßen noch beim Thee, und zogen ihn gar weidlich mit seiner neuen Bekanntschaft auf. Allein er kehrte sich an nichts, sondern theilte mir von seinem Thee und Zwieback mit, und behandelte mich äusserst gefällig. Die Eltern verwandten kein Auge von uns. Nun nahm ich eins von seinen Büchern, wo ich nicht irre, so war es ein Donat, und las ein lateinisches Gespräch daraus her. So kann Er auch lateinisch lesen, sagte der Alte, hat Er denn nicht Lust zu studiren? Ja, daran fehlt' es mir wol nicht, versetzt' ich drauf, allein ein armes Kind, wie ich, darf daran nicht denken. Mein junger Freund, der gerade hieß, wie ich mich nannte, erzählte mir drauf, wie weit er in der Schule wäre. So gering nun auch seine Fortschritte gegen die meinigen waren, so ließ ich mich doch nichts davon merken. Nur, daß ich auch französisch lesen konnte und etwas davon verstand, verschwieg ich nicht. Ach, lieber Vater,

rief die eine Tochter aus, lassen Sie mich doch den kleinen Hamburger dies auch lehren. Alle kamen nun um mich herum, und ich mußte bald dies bald jenes auf französisch nennen, wo ich denn aber geflissentlich meine nähere Bekanntschaft mit dieser Sprache zu verbergen suchte. Die Mutter hatte in ihrer Jugend auch etwas Französisch gelernt, sie lobte daher meine Aussprache und sagte, das ist gewiß ein feines wohlerzogenes Kind, das für seine jetzige Lage nicht gebildet ist. Willst du daher, lieber Mann, so wollen wir ihn so lang ins Haus nehmen, bis er sieht, wo er bleiben kann. Unterdessen hat unser Georg an ihm einen guten Kamrad. Kaum hörte dies Georg, so fiel er seinem Vater um den Hals, und alles vereinigte sich mit ihm, es durch Bitten dahin zu bringen, daß der Vorschlag der Mutter genehmigt wurde. Dies geschah denn auch, und seit der Zeit war ich hier als Sohn im Hause.

Man wollt' es nun den ehrlichen Nachtwächter wissen lassen, daß ich hier bliebe, allein ich bat, daß man mir erlauben möchte, selber hinzugehen und Abschied zu nehmen. Georg begleitete

mich, und so eilten wir denn zu den rechtschaffenen Leuten, um ihnen mein Glück bekannt zu machen. Gott Lob! sagte der Nachtwächter, daß ich dich die Nacht mit in mein Haus nahm; Gott Lob! rief die Alte, indem sie mir die Hand drückte, daß ich dich kennen lernte! Ich glaube, der Knabe hat Segen über mein Haus gebracht. Denn heute hat der Magistrat meinen Mann von seinem beschwerlichen Dienst befreiet und ihm ein andres Amt ertheilt, das uns für die lezten Tage unsers Lebens Ruh und Heiterkeit verspricht. Ich fragte, was ich ihnen schuldig sei, allein sie wollten nichts von mir, sondern gaben mir noch tausend Segenswünsche mit auf den Weg, und baten mich, sie doch zuweilen zu besuchen. Ich versprach es ihnen, und hielt auch treulich Wort und nie verließ ich sie, ohne ihnen jedesmal den herzlichsten Dank für alles Gute zu sagen, das sie mir so reichlich erwiesen hatten.

Im Hause meiner neuen Wohlthäter ging es mir so wohl, als ichs nur wünschen konnte. Ich ward so gleich gereinigt, erhielt von meinem jungen Freunde andre Kleidung, und vertauschte mei-

ne ſchwarzgewordne Wäſche gegen weiſſe. Nachdem nun auch meine Haare unter der Hand des Friſeurs wieder in ihre ſonſtige Ordnung gekommen waren, ſo konnte man ſich über meine gute Bildung und mein gefälliges Aeuſſere nicht genug verwundern. Nun konnt' ich auch meine gewöhnliche feinere Lebensart wieder blicken laſſen, die mir denn die Gewogenheit meiner Wohlthäter noch in höherem Grad erwarb. Des andern Tages brachte man mich zum damaligen Rektor Bunemann, deſſen Andenken mir noch immer heilig iſt. Als dieſer alles von meinem Wohlthäter erfahren hatte, was ich ihn ſelber hatte wiſſen laſſen, ſo ſtellt' er eine kleine Prüfung meiner Kräfte an, und war dergeſtalt mit mir zufrieden, daß er ſagte, es ſei Jammerſchade, wenn ein Kopf, wie der meinige, nicht für die Wiſſenſchaften gerettet würde.

Auf meinem vorigen Gymnaſium hatt' ich in der Geſchichte, Geographie, Heraldik und Genealogie ſo ziemliche Fortſchritte gemacht. Im Franzöſiſchen war ich ſo weit gekommen, daß ich dieſe Sprache nicht nur las und ſchrieb, ſondern daß

ich sie auch mit vieler Leichtigkeit zu sprechen wußte. Im Lateinischen hatt' ich mir wenigstens mittelmäßige Kenntnisse erworben, und selbst im Griechischen war ich nicht ganz zurück. Allein von dem allen sagt' ich hier kein Wort, sondern stellte mich, als ob ich nicht weit über die Anfangsgründe hinausgekommen wäre. Den Grund davon wird man in der Folge sehn. Nachdem ich nun dem Rektor zu wiederholten malen aufs beste anempfohlen war, und dieser auch alles mögliche für mich zu thun versprochen hatte, so kehrt' ich mit meinem Wohlthäter ganz vergnügt zurück.

So gleich ward nun ein feines blaues Tuch zu einem Schulmantel für mich ausgenommen, und so bald der fertig war, so eilt' ich täglich mit meinem jungen Freunde nach der Schule, wo ich mir unter meinen Mitschülern bald recht viel gute Freunde erwarb. Auch die Zuneigung meiner Wohlthäter gegen mich wuchs mit jedem Tage, und noch waren keine zwei Monate dahin, als sie mir und ihrem Sohn jedem ein schönes tuchnes Kleid aus einem Stücke machen liessen, und mich noch obendrein mit guter weisser Wäsche beschenk-

ten. Dafür aber lag mir auch Tag und Nacht nichts so sehr am Herzen, als mich der Liebe dieser guten Leute werth zu machen, und zugleich die Freundschaft jedes ihrer Kinder zu gewinnen. Ich lehrte den Töchtern hunderterlei artige Sachen, die ich Kinder von Stande hatte machen sehen, den Söhnen aber zeigt' ich Spiele, von denen sie noch nie etwas gehört hatten. Dadurch ward ich der Liebling von allen, und ich glaube, daß es noch nie einem Kinde von meiner Art in einem fremden Hause so gut gegangen ist, als es mir hier ging. Der Rektor fand nicht Worte genug, mich zu loben und meine Fähigkeiten herauszustreichen. Und dies war sehr natürlich; denn da ich mir in den meisten Stücken schon ziemliche Kenntnisse erworben hatte, hier aber geflissentlich beinahe von neuem anfing, so stand es in meiner Macht, in Kurzem so große Fortschritte zu machen, als mir nur gefiel. Daher kam es denn auch, daß ich in weniger als einem halben Jahre alle meine Mitschüler weit hinter mir zurückließ, da die meisten doch beim Anfang meines Schulbesuchs mich unendlich zu übertreffen schienen. Ruhm und Auf-

munterung verschönerten mir daher meine litterarische Laufbahn, so wie mein häusliches Leben durch Liebe aller derer, die um mich waren, zu einem der glücklichsten erhoben ward.

Allein nicht lang, so schlug der Tod mir von neuem eine Wunde, wie er sie mir schon einmal geschlagen hatte. Mein Wohlthäter ward plötzlich krank, und so sehr ihm auch alle das längste Leben wünschten, so blieben unsre Wünsche doch diesmal unerfüllt. Der Edle starb, nachdem er Frau und Kindern zuvor aufs nachdrücklichste befohlen hatte, mich ja nicht zu verlassen, sondern mich auch ferner noch als Kind und Bruder zu behandeln. Allein er hätte dies auch nicht einmal nöthig gehabt, denn seine ganze Familie hing so fest an mir, daß eine Trennung sie äusserst schmerzen mußte. Zum Beweise ihrer Liebe liessen sie mich auch unter den andern Verwandten, der Leiche folgen, wobei mir's denn nicht an Gelegenheit fehlte, mich an die Zeiten zu erinnern, wo ich die Leiche meines Großvaters mit zur Ruhe bestatten half. Wenn ich dann die sonderbaren Schicksale betrachtete, die sich in diese kurze Periode meines

Lebens, welche mir von da bis jetzt verflossen war, zusammendrängte; o dann wollt' ich oft meinem eigenen Gedächtniß nicht trauen, und es schien mir alles nur ein täuschender Traum zu sein. Zugleich aber dankt' ich der ewigen Vorsehung, daß sie mich, trotz so mancher drohenden Gefahr, doch noch erhalten, und mich im Schooße einer redlichen Familie nach mancherlei Ungemach und Beschwerden endlich eine Ruhe hatte finden lassen, die ich mir nicht süßer wünschen konnte.

Einige Wochen nach diesem traurigen Vorfall, der mein dankbares Herz sehr tief verwundete, und etwa ein Jahr nach meiner Ankunft in Hanover, befand ich mich einst mit meiner rechtschafnen Familie vor dem Thor in einem Küchengarten, als ein ziemlich wohlgekleideter Mensch hereintrat, und sich, unter dem Namen Georg Unruh, nach mir erkundigte. Auf die Versichrung, daß ich dieser sei, übergab er mir einen Brief, der mit einem Zweigroschenstück zugesiegelt war, und lief so gleich davon. Ich eröfnete den Brief und folgendes war sein Inhalt:

„Wir danken Dir, daß Du so redlich Wort gehalten, und Keinem von dem etwas entdeckt hast, was Dir auf Deiner Reise nach Hanover wiederfahren ist. Sehr oft haben wir dich auf verschiedene Art auf die Probe gestellt, allein Deine Verschwiegenheit besiegte alle Versuchungen, wie verführerisch sie auch waren. Unsre Gesellschaft ist durch mancherlei Zufälle getrennt, und ein Theil davon, worunter auch Christoph sich befindet, ergreift eine beßre Lebensart und geht nach Holland. Aus Dankbarkeit senden diese Letztern Dir heimlich ein Paket, das Du vor der Gartenthüre finden wirst. Scheue Dich nicht, es anzunehmen, denn alles was Du darin findest, ist noch heut in Hanover für baares Geld gekauft. Zugleich erhältst du nun auch Erlaubniß, aus dem, was du bei uns erfahren hast, nicht länger mehr ein Geheimniß zu machen. Uebrigens wünschen wir Dir alles mögliche Gute, woran es Dir auch nicht fehlen kann, so fern Du nur auch ferner noch den Weg verfolgst, den Du bis jezt gegangen bist.“

Begierig liefen wir nun nach der Gartenthür und trafen auch richtig das bemeldete Paket, das in Leinen genähet und von ziemlicher Schwere war. Wir öfneten es, und fanden darin sehr feines grünes Tuch zu einem vollständigen Kleide, samt allem Zubehör. Selbst Zwirn und Seide waren nicht dabei vergessen. Daneben lagen sechs und dreissig Ellen feine Leinwand zu Hemden, Batist zu Manschetten, ein halb Dutzend Mützen, ein halb Dutzend Schnupftücher, eben so viel Paar baumwollene und ein Paar seidene Strümpfe. In einer Schachtel lagen eine Garnitur silberne Schnallen, eine tombackene Uhr und vier Pistolen in einem Papier, worauf stand: Macherlohn. Zugleich lagen auch Scheine von Kaufmann, Uhrmacher und Goldschmied dabei, wo die Sachen in Hanover gekauft waren. Wie sehr wir alle hierüber erstaunten, läßt sich leicht denken. Man drang nun in mich, den ganzen Verlauf der Sache zu erzählen, und da ich kein Geheimniß mehr daraus machen durfte, so trug ich auch kein Bedenken, es zu thun. Von den Umständen meiner Geburt und meiner Fami-

lie hingegen sagt' ich nicht das geringste, sondern ließ das wohlthätige Dunkel noch eben so dicht drauf ruhen, als es vorher darauf geruhet hatte. In Kurzem ward der Vorfall in der ganzen Stadt bekannt. Wohin man kam, da ward davon gesprochen, und daher konnt' es denn auch nicht fehlen, daß die Wahrheit so sehr durch Zusätze verunstaltet wurde, daß man sie zuletzt nicht mehr erkennen konnte

So wenig man nun auch dagegen sagen konnte, wenn ich dies unvermuthete Geschenk behalten hätte, und so sehr mich auch alle dazu zu bereden suchten, so konnt' ich mich doch nicht dazu entschliessen. Zwar war ich versichert, daß alles in Hanover gekauft, und mit baarem Gelde bezahlt sei, allein das Geld war doch entwandt, und vielleicht war es so gar mit Blut befleckt, dessen ich mich durch Annehmung des Geschenks theilhaftig zu machen fürchtete. Selbst das Zureden des Rektors, doch das nicht von mir zu weisen, was ich mit gutem Gewissen besitzen könnte, vermochte daher nichts über mich. Ich lieferte deshalb alles an eine dortige Armenanstalt, wo

es den Armen zum Besten verkauft und das Geld unter sie vertheilt wurde. Auch dies ward mir von edeldenkenden Personen, besonders aber von meiner guten Pflegemutter sehr wohl aufgenommen, und man behandelte mich seit der Zeit fast überall noch mit mehrerer Achtung und Liebe als zuvor.

Elfter Brief.

Der Verfasser wird in Hannover entdeckt, und nach seinen Eltern zurückgebracht.

Noch nie, von der ersten Periode meiner Kindheit an, hatt' ich ein vergnügteres und glücklicheres Leben geführt, als jetzt. Denn fern vom Zwange, der in den meisten Häusern des Adels herrscht, und von Bedrückungen, die ich so vielfach schon erduldet hatte, lebt' ich hier im Schooß der Freiheit, ward von jedermann geliebt, und

genoß der irrdiſchen Freuden ſo viel, daß nur ein Undankbarer noch mehrere verlangen konnte. Allein was war die Urſach dieſes Wohlbefindens, und durch welche Mittel wußt' ich alles ſo zu lenken, daß es ſo reichliche Ausbeute für die Ruhe und Zufriedenheit meines Herzens gab? Durch nichts anders, geliebte Kinder, als dadurch, daß ich mich ſo viel, als möglich, in meine Lage zu finden, mich den Umſtänden zu unterwerfen, und in jede Schickung des Himmels ſo zu fügen wußte, daß ſie mir immer leichter, und ſo hart ſie war, zuletzt ſo gar erträglich wurde. Dadurch verloren die größten Widerwärtigkeiten, die bis jetzt mein Loos geweſen waren, von ihrer Strenge, und dadurch erwarb ich mir bei Edeldenkenden Mitleid, Theilnehmung und Liebe. Dies war das Mittel wodurch ich mich in der Geſellſchaft des ehrlichen Fuhrmanns, ſo ungewohnt mir eine ſolche Lebensart auch war, ſo wol befand; dies das Mittel, welches mir meine drückenden Arbeiten in Celle, die ſo ſehr meine Kräfte zu überſteigen ſchienen, erleichterte; dies das Mittel, wodurch ich ſelbſt bei Räubern es dahin

brachte,

brachte, daß sie mir nicht nur keinen Schaden zufügten, sondern zuletzt so gar zu meinem Glücke beizutragen suchten. Und dadurch gewann ich mir die Liebe meiner Wohlthäter in Hanover in so hohem Grade, daß sie alles für mich thaten, wodurch sie meinen Zustand angenehmer zu machen, und meine Zufriedenheit zu vermehren glaubten. Folgt daher, geliebte Kinder, meinem Beispiel, so oft ihr in Lagen kommt, die eurer Ruhe, eurer Gemächlichkeit und eurer bisherigen Lebensart zuwider sind. Unterwerft euch, so viel ihr könnt, dem Loose, welches die Hand des Schicksals für euch zog. Der Erfolg davon wird euch für den Kampf, den ihr dabei bestehen müßt, sattsam lohnen, und der Sieg kann euch endlich nicht entgehn, so fern ihr nur nicht vor der Zeit ermattet.

Eine Profession zu lernen, daran dacht' ich nun nicht mehr, seit dem das Glück mich in eine Lage versetzt hatte, wo ich durch die Wissenschaften mir einen bessern Weg zu meinem künftigen Fortkommen in der Welt zu bahnen dachte. Denn mein erster Plan war blos durch die Noth entworfen, indem ich kein anderes Mittel, durchzukommen,

vor mir sah. Jetzt aber hatte sich die Scene so geändert, daß ich ein Thor gewesen wäre, wenn ich die bessere Rolle, die mir angeboten wurde, von mir gewiesen hätte; eine Rolle, wodurch mir ausserdem auch mehr in die mannigfaltigen Auftritte des irrdischen Schauspiels einzugreifen, und mir höheres Verdienst zu erwerben, vergönnt würde. So bald ich mich durch Hülfe der Wissenschaften zu einem brauchbaren Manne ausgebildet, und zu einem ehrenvollen Posten im Staate vorbereitet haben würde, dann hatt' ich mir vorgenommen, mich meiner Familie zu zeigen, und ihr darzuthun, daß ich auch ohne ihre Unterstützung in der Welt durchzukommen im Stande gewesen sei. Allein diese Freude ward mir nicht zu Theil, ich mußte sie früher wieder sehn, als ich selber wünschte, und mein bisher so frohes Loos mit tausend Widerwärtigkeiten verwechseln, die sich von neuem um mich zusammendrängten. Doch eh ich die näheren Umstände davon erwähne, muß ich noch eines Vorfalls gedenken, der auf die Folge meiner Geschichte Einfluß hat.

Ich ging sehr oft mit mehreren jungen Freunden, deren ich nicht wenige besaß, nach Herrnhausen, wo sich eben der König von England Georg II aufhielt. Hier vergnügt' ich mich an den schönen Gärten, an den öffentlichen Spielen, die hier gegeben wurden, und an aller der Pracht, die am Hofe war. Einst sahe mich hier die Favoritin des Königs, die Gräfin J**, rief mich zu sich, und fragte mich, wer ich sei? Ein Bürgerkind aus Hanover, war meine Antwort. Sie klopfte mir auf die Backen, und lächelte mir auf eine sehr gnädige Art Beifall zu. Ich küßte ihr darauf den Rock, und hörte, daß sie zu den übrigen Damen sagte: der Knabe hat viel Gutes in seiner Miene. Das Gesicht der Gräfin schien mir so bekannt, als ob ich sie schon einmal gesehen hätte, allein bei welcher Gelegenheit, dies wollte mir, troß alles Nachsinnens, nicht beifallen. — Ganz besonders war es, daß mich jedesmal, wenn ich von Herrnhausen zurückkehrte, eine Traurigkeit überfiel, die ich mir nicht erklären konnte. So sehr ich mich auch bemühte, ihr durch Zerstreuungen und Vorstellungen zu wehren, und sie von mir zu entfer-

nen, so war doch alles fruchtlos, und es ging damit so weit, daß mir oft die hellen Thränen aus den Augen rannen. Daher kam's denn auch, daß meine gute Pflegemutter fernerhin mir gar nicht mehr erlauben wollte, diesen Lieblingsort der Freude zu besuchen, der einen so unangenehmen Einfluß auf die Heiterkeit meines Herzens zu haben pflegte.

So wenig Lust ich auch zum Kriegsdienst bei mir spürte, so fand ich doch Vergnügen daran, den verschiedenen kriegerischen Uebungen der Soldaten zuzusehn. In gleicher Absicht stand ich einst, da ich eben aus der Schule kam, bei der Parade still, die just im Begriff war, aufzuziehn. Mit einem mal bemerkt' ich nicht weit von mir einen Herrn im weissen Kleide, der nebst mehreren andern des Zusehens wegen hieher gekommen war. Von ohngefehr begegneten sich unsre Blicke, und wie erschrack ich nicht, als ich in ihm einen jungen Herrn erkannte, der zu gleicher Zeit mit mir das Gymnasium zu A** besuchte, und fast täglich bei mir war. Kaum hatt' ich ihn erblickt, als ich so gleich mich auf die Flucht begab, und Mantel und

Bücher darüber fallen ließ. Hätte die Furcht, entdeckt zu werden, sich nicht so plötzlich meiner bemeistert, und hätt' ich mich, anstatt zu laufen vielmehr hinweggeschlichen, so hätte jener Herr vielleicht nicht einmal Verdacht geschöpft. Allein durch meine Aengstlichkeit, und die darauf erfolgte Flucht ward seine Aufmerksamkeit erst recht aufgeregt, und da er so eben aus meiner Heimath kam, und daselbst von meiner Entweichung gehört hatte, so zweifelte er nun nicht mehr, mich entdeckt zu haben. Meine Vormünder hatten ihn gebeten, sich auf seinen Reisen doch auf Kundschaft nach mir zu legen, und mich in Verhaft nehmen zu lassen, so bald er mich gefunden hätte. Daher rief er so gleich seinem Bedienten zu, mir nachzulaufen, und zu sehen, in welches Haus ich fliehen würde. Dieser that denn nun sein Möglichstes, um mich einzuholen, allein ich war zu schnell, als daß er mich noch auf der Straße hätte erhaschen können. Halb todt stürzt' ich in das Haus meiner Wohlthäterin, und bat um Gottes willen, mich doch so gleich zu verstecken; denn man verfolge

mich, und ich sei unglücklich, so fern man mich entdecken werde.

Voll Angst eröfnete man plötzlich einen großen Kleiderschrank, in den ich so gleich hineinkroch, und ihn dann verschliessen ließ. Kaum war ich hier in Sicherheit, als der Bediente auch schon in die Stube trat. Wo ist der junge Mensch, rief er aus, der so eben hier ins Haus gelaufen ist? — Hier ist sonst Niemand, als die Kinder vom Hause, war die Antwort, die hier zugegen sind. So sehr er nun auch betheuerte, daß er mich mit seinen Augen habe ins Haus hineinlaufen sehn, so bekam er doch weiter nichts heraus, sondern sahe sich genöthigt, unverrichteter Sache zurückzukehren. Kaum war er fort, so ließ man mich aus dem Schrank heraus, und verlangte nähere Auskunft über den ganzen Vorfall. Allein der Schrecken hatte mich völlig der Sprache beraubt, man trug mich daher so gleich ins Bette, holte den Arzt und brachte mich erst durch ein Aderlaß wieder zu mir selber.

Des Nachmittags kam der Rektor und verlangte meine Wohlthäterin zu sprechen. Ich lag

im Alkoven und hörte alles, was gesprochen ward. Nun, Madam, hub er an, nun wissen wir mit einem male, wer Georg ist, so sehr er's auch bisher verheimlicht hat. Er ist ein junger Edelmann, der vom Gymnasium zu A** entwichen ist. Allen Nachrichten zufolge, die mir ein gewisser Herr von ihm gegeben hat, kann ich daran nicht zweifeln. So gleich wird auch dieser Herr nebst einer Magistratsperson hier im Hause sein, um Sie selbst davon näher zu überzeugen, und ihn alsdann in Sicherheit bringen zu lassen. Wo ist er denn? Ich bin ausdrücklich hergekommen, um ihn darauf vorzubereiten; denn ich habe den Knaben herzlich lieb.

O mein Georg! rief darauf meine Wohlthäterin mit einer Stimme aus, die hinlänglich den Kummer ihres Herzens an den Tag legte, o mein Georg, so bist du denn für uns verloren! Auch alle Kinder brachen in ein lautes Wehklagen aus, und alles stürzte nun mit thränenden Augen zu mir in den Alkoven. Die Kinder warfen sich auf mein Bette, besonders war der älteste Sohn sehr gerührt. Er umschlang meinen Hals und

rief: „Nein, es ist nicht wahr, was man sagt, Georg ist mein Bruder, ich lasse ihn nicht, wo er bleibt, bleib' auch ich! —

Während dieses Auftritts trat auch der Herr von B**, mit dem ich das Gymnasium zu A** besucht hatte, und der mich itzt zu meinem grosen Herzeleid hier wiederfand, mit einer Magistratsperson in's Zimmer. Er redte mich französisch an, und bot alle seine Beredsamkeit auf, um mich durch Gründe zu bewegen, daß ich wieder zu meiner Familie zurückkehren möchte. Zugleich zeigt' er mir auch die schriftliche Vollmacht von meinen Verwündern, mich, wo er mich fände, in Verhaft nehmen zu lassen, und es ihnen dann zu wissen zu thun. Auch der Rektor redte mir zu, mich willig in mein Schicksal zu ergeben, und versprach mir auf den Fall es bei meiner Familie dahin zu bringen, daß ich bei ihm in die Kost gethan würde, und so meine Studien bis zu den Jahren der Universität unter seiner Anleitung fortsetzen könnte. Dies Versprechen vermochte denn so viel über mich, daß ich mich willig zu allem bequemte, was von mir gefodert wurde.

Wie sehr erstaunten der Rektor und seine Wohlthäterin, als sie hörten, mit welcher Fertigkeit ich mich im Französischen auszudrücken wußte, und in welcher Klasse des Gymnasiums ich bereits gesessen hätte. Auch darüber, daß ich ein so ansehnliches Vermögen hatte, wunderte man sich nicht wenig. Allein ich versicherte auf das heiligste, daß ich auf Stand und Vermögen so gleich auf ewig Verzicht thun wolle, so fern man mir erlaube, zu bleiben, wer ich bisher im Hause meiner Wohlthäterin gewesen sei. Denn, setzt' ich hinzu, ich befand mich hier so wol, und war so glücklich, daß ich's in meinem Leben nicht besser bekommen kann. — Auch ich, — schluchzte meine redliche Pflegemutter darauf, indem sie mir mit Thränen in den Augen um den Hals fiel — auch ich war so herzlich mit ihm zufrieden, daß er mein Bischen Armuth mit meinen Kindern hätte theilen sollen. Der Herr von B* erstaunte über die ausserordentliche Liebe, die ich mir so wol beim Rektor als meiner Wohlthäterin erworben hatte, und willigte in den Vorschlag des Rektors ein, mich so lang bei sich zu

behalten, bis man Nachricht von meiner Familie erhalten habe. Zugleich ermahnt' er mich auch, nur ohne Furcht zu sein, denn man habe nun eingesehn, daß die Drohung, weshalb ich entwichen sei, bei mir nicht ausgeführt werden könne. Ich könnte mir daher in Zukunft gewiß eine sanftere Behandlungsart versprechen. Nachdem ich nun dem Rektor nochmals sehr dringend anempfohlen und zu frohem und heitern Muthe ermuntert war, so setzte der Herr v. B*, der sich nun nicht länger aufhalten konnte, seine Reise weiter fort.

Welch ein Jammern und Wehklagen sich im ganzen Hause meiner Wohlthäterin erhub, als ich am Abend von meiner redlichen Familie Abschied nahm, kann ich nicht beschreiben. Da war kein Auge, das nicht in Thränen geschwommen, kein Mund, der nicht von Klagen erschollen, kein Herz, das nicht in Seufzer zerflossen wäre. Sogar die Nachbarn, und vor allen der gute Nachtwächter und seine Frau kamen und vereinigten ihre Thränen mit den Thränen der redlichsten Familie, die man nur auf Erden finden kann,

und die ich jetzt verlassen mußte. Auch ich war tief gerührt, denn ich sah nun ein Leben für mich geendigt, das mir durch tausend Freuden und Annehmlichkeiten so theuer geworden war, und die neue Laufbahn, die mich erwartete, war so furchtbar, daß mein Auge schwindelte, so oft es zu ihr hinauszublicken wagte. Anderthalb Jahre hatte bereits der glückliche Aufenthalt im Hause meiner hannöverischen Wohlthäterin gedauert, als ich mich von ihm trennen mußte, und seit der ganzen Zeit hatt' ich so viel Gutes darin genossen, als ob ich ein leibliches Kind gewesen wäre.

Traurig begab ich mich zum Rektor, wo ich mit aller meinem Stande gemäßer Achtung empfangen wurde. Auch in seinem Hause waren noch junge Leute, die mich liebten; ich war daher hier nicht einsam, sondern fand Gelegenheit genug, die Traurigkeit meiner Seele in etwas zu zerstreuen, die mich sonst gewiß zu Boden gedrückt hätte.

Unterdessen war mein Vorfall auch in Herrenhausen bekannt geworden. Ein Herr von Hofe,

der an dem für mich so unglücklichen Tage meiner Entdekkung in der Stadt gewesen war, und der Parade gleichfals mit beigewohnt hatte, hatte diese Neuigkeit bei Hofe erzählt. Der Rektor erhielt daher den Befehl, mich an den Hof zu bringen.

Kaum hatte die Gräfin J** mich hier erblickt, als sie so gleich ausrief: „Wahrhaftig ich habe mich nicht geirrt, es ist derselbe! Und ob er sich gleich vor einigen Wochen hier auf meine Frage für einen Bürgersohn aus Hanover ausgab, so konnt' ich mich doch davon nicht überzeugen. Kennt Er die Dame nicht mehr, wandte sie sich drauf zu mir, die einmal auf der Landstraße von Harburg nach Celle aus der Kutsche mit Ihm gesprochen hat?

Sehr gut, versetzt ich ihr, indem ich ihr den Rock küßte. Nun besinn' ich mich, Sie gnädigste Frau Gräfin waren es! O, haben Sie doch auch ferner noch die Gnade, sich für mein Bestes zu verwenden.

Das will ich herzlich gern, war ihre Antwort, doch muß Er mir zuvor erst aufrichtig sey

ne Geschichte erzählen. Komm Er daher morgen früh um halb elf Uhr auf mein Zimmer, wo ich mich weiter mit Ihm unterhalten will.

Des andern Morgens brachte mich der Rektor selbst zur Gräfin, denn er ließ mich jezt nicht mehr aus den Augen. Die Gräfin trank so eben Chokolade, als wir in ihr Zimmer traten. Sie ließ auch uns einschenken, und befahl mir dann, mit der Erzählung meiner Schicksale den Anfang zu machen. Ich that es mit vieler Bereitwilligkeit, und las auf ihrem Gesichte, wie vielen Antheil sie an allem nahm. Was Er mir da erzählte, lieber Kleiner, sagte sie zu mir, so bald ich geendigt hatte, ist so zusammenhängend, und die Folgen davon sind so deutliche Beweise der Wahrheit, daß ich es nicht einen Augenblick bezweifele. Ich bedaur' Ihn herzlich, und glaube, daß bei einer vernünftigen Behandlung etwas rechtes aus Ihm werden könnte. — Ja, versezte der Rektor, Schade wär es, wenn er versäumt werden sollte, denn es fehlt ihm weder an Fähigkeiten, noch an Mitteln, sich im Gebiet der Wissenschaften einst hervorzuthun. — Schreiben Sie doch, Herr Rek-

tor, erwiederte die Gräfin, an seine Verwandten, daß wenn sie mir den jungen Menschen überlassen wollten, ich mit Vergnügen für seine weitere Erziehung sorgen würde. Der König kommt so gleich hieher, treten Sie daher doch beide so lang in's Vorzimmer, ich wünschte den jungen Mann auch dem König vorzustellen.

Der Rektor hatte dafür gesorgt, daß ich standesmäßig angezogen und frisirt war. So erwartet' ich den König, der denn auch nicht lang verzog, und im Vorbeigehn uns sehr gnädig zulächelte. Kurz darauf, nachdem er zur Gräfin hineingetreten war, erhielt ich Befehl, allein zurückzukehren, welches ich auch so gleich, jedoch mit klopfendem Herzen that.

Der König stand am Fenster und nahm so eben eine Tasse Thee aus der Hand der Gräfin, als ich in's Zimmer trat. Ich machte eine Verbeugung so tief ich konnte, und ward auf eine so gnädige Art empfangen, daß ich es gewiß nie vergessen werde. „Tret' Er doch näher, mein Kind, sagte der König. Ich habe sehr vieles von Seinen Schicksalen gehört, und bedaur' Ihn nicht wenig, daß Er

in seinem Alter schon so mancherlei Ungemach erfahren hat. Nur die Entweichung vom Gymnasium zu A** verzeih ich Ihm nicht. Nun befahl er mir, ihm die Geschichte meines Lebens von Anfang an zu erzählen. Ich that dies mit so vieler Beredsamkeit und Genauigkeit, daß der König sehr mit mir zufrieden schien. „Fürwahr, ein Knabe von nicht wenigen Talenten! sagt er drauf zur Gräfin, die sein Urtheil auch durch das Ihrige bestätigte. Und wo soll's nun wieder hin, wandt er sich dann zu mir, da auch das Leben zu Hanover bald zu Ende geht? Zu meinen Verwandten, versetzt' ich ehrfurchtsvoll, wo ich denn sicher für alle bisherigen Freuden büßen muß! — So blieb Er wol lieber hier? fragt' er weiter. — Von Herzen gern, war meine Antwort, brächt' ich mein ganzes Leben in Eurer Majestät Diensten zu. Der König klopfte mir auf die Backen und sagte: Frag' Er nur erst Seine Verwandten, ob sie Ihn hier lassen wollen, und dann komm' und sag' Er's mir, so will ich sehen, was ich für ihn thun kann. Hierauf reicht' Er mir auf eine sehr gnädige Art

die Hand, die ich mit gröſter Inbrunſt küßte, und mich dann ſo gleich empfahl.

Die Gräfin ſchickte mir einen Pagen nach, und ließ mir ſagen, ich könnte heut den König ſpeiſen ſehn. Ich that es, und merkte, daß über Tiſche ſehr viel von mir geſprochen wurde. Denn nicht nur die Landgräfin von Heſſen, ſamt dem König und der Gräfin, ſondern auch die übrigen Herrſchaften, die mit dem Rücken nach mir ſaßen, ſahen ſich ſehr häufig nach mir um. Da man engliſch ſprach, ſo verſtand ich vom Geſpräche ſelber nichts. Endlich winkte mir die Gräfin, und reichte mir einen ſilbernen Teller, der mit Konfekt ſehr ſchwer beladen war. Hier, laſſ Er ſich's gut ſchmecken, flüſterte ſie mir zu, und wenn Er Antwort von Seinen Verwandten erhalten hat, ſo vergeſſ Er's nicht, es mir zu wiſſen zu thun. Aller Augen waren auf mich gerichtet, als ſie mit mir ſprach. Ich ging hinweg, packte das Konfekt in meine Taſchen, und lieferte den Teller gehörig wieder ab. Drauf fuhr ich wieder nach der Stadt und freute mich nicht wenig, meine königlichen Geſchenke unter meine jungen Freunde, beſonders

aber

aber unter die Kinder meiner Wohlthäterin vertheilen zu können. Nur ein einziges Stück davon behielt ich für mich, und hob es an drei Jahre auf, bis die Würmer es verzehrten.

Endlich erhielt' ich Antwort von meinen Vormündern. Sie versprachen, mir alles zu vergeben, bestanden aber schlechterdings darauf, daß ich zu ihnen zurückkehren sollte. Ein Eigensinn, den ich ihnen noch jetzt nicht vergeben kann, weil er mich der glänzendsten Aussichten beraubte, und die Quelle zu allen meinen nachmaligen Widerwärtigkeiten ward. Zu einem Hofmann war ich durch meine bisherigen Schicksale hinlänglich vorbereitet. Ich war dreist, gewandt und einschmeichelnd, und gefiel durch mein gutes Aeußeres, und mein bescheidenes Betragen aller Orten, nur nicht bei — meinen Verwandten. Gewiß würd' ich daher am englischen Hofe eine sehr gute Rolle gespielt haben, wenn man mich nicht aus Eigensinn davon weggerissen hätte.

Ein Sekretär, den meine Vormünder dazu bevollmächtigt hatten, holte mich ab, und gab mir nicht einmal die Erlaubniß, der Gräfin zu

Herrenhausen nochmals meine Aufwartung zu machen. Jedermann nahm von mir den zärtlichsten Abschied. Besonders zerflossen meine Wohlthäterin samt ihren Kindern, der Rektor, und mehrere andre redliche Seelen ganz in Thränen, als ich ihnen das letzte Lebewohl zurief, und der Gedanke, mich vielleicht nie wieder zu sehen, in ihnen mächtig ward. Auch mir blutete das Herz, mich von den Edlen losreissen zu müssen, die so viele Blumen der süßesten Freude auf meine bisherige Laufbahn gestreuet, und durch Liebe und Theilnehmung mir mein Leben in Hanover zur glücklichsten Periode meines ganzen irrdischen Daseins geschaffen hatten. Noch jetzt kann ich ihrer nicht gedenken, ohne daß Thränen des Danks und der Freude in mein Auge schiessen, und ohne daß mein Herz einem jeden von ihnen, dem noch der Pilgerstab der irrdischen Wallfahrt nicht am Grabe niedersank, den reichlichsten Seegen vom Himmel herniederflehe. Allein schon viele derselben haben den Schauplatz der Erde mit einer bessern Welt verwechselt, wo sie Rollen spielen, die ganz ihren edlen Herzen angemessen sind.

Ihr Edlen, ach! es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit
euch
Sahe sich röthen den Tag, flimmern
die Nacht!

Zwölfter Brief.

Der Aufenthalt des Verfassers im Hause seiner Eltern ist mit mancherlei Ungemach verbunden. — Beispiel eines lächerlichen Adelsstolzes. —

Der Mensch, der mich zu meiner Familie zurückführte, fing schon an, durch seine Behandlungsart mir einen Vorschmack von dem zu geben, was mich im Hause meiner Eltern erwartete. Allein, da ich nun bereits die Welt besser kannte, als ehedem, und auch an Muth und Dreistigkeit zugenommen hatte, so fiel es mir unmöglich, sein despotisches

Verfahren mit Gleichgültigkeit zu ertragen. Ich sagt' es ihm daher gerade heraus, er möchte ja nicht glauben, daß er einen seiner rohen Landjunker vor sich habe, den er nach Gefallen behandeln könne; und dadurch ward er bald geschmeidiger. Er lieferte mich im Hause eines meiner Onkels ab, von dem ich mit aller Schonung empfangen ward. Er erwähnte meiner Entweichung mit keinem Wort, so sehr ich mich auch schon darauf gefaßt gemacht hatte, sondern behandelte mich äusserst freundlich. Ganz das Gegentheil aber wiederfuhr mir von seiner Frau, einer Herrnhuterin. Sie würdigte mich keines Blickes, und auch ihre beiden Söhne durften sich mir nicht nähern, um nicht von der Pest eines Landläufers, wie sie mich nannte, angesteckt zu werden. Allein so sehr sie dieselben izt auch von mir entfernt zu halten, so sehr sie vor jedem Beispiel der argen Welt ihr Auge zu verschließen suchte, so geriethen sie dennoch auf Wege, die sie beide schon frühzeitig ins Verderben stürzten. Denn der Eine davon ward ein trauriges Opfer der Trunkenheit, die ihn auch bald zu Grunde richtete; der andre aber ward Officier in

preuſſiſchen Dienſten, gerieth durch's Spiel in Schulden, deſertirte und ward von öſtreichſchen Huſaren auf der Flucht in Stücken gehauen.

Ein deutlicher Beweis, wie wenig eine frömmelnde Erziehung, und das Verbergen vor jedem wirklichen und eingebildeten böſen Beiſpiel den Grund zu künftiger Glückſeligkeit zu legen im Stande iſt. Dadurch wird das Laſter nur ſo lang abgehalten, als die Schranken fortdauern, die die Unſchuld ſichern. Allein wie kurze Zeit iſt dies nur möglich! Wie bald tritt der Menſch aus dem engen Bezirk des väterlichen Hauſes, wo aller Augen ſeiner warten können, in die weiten Kreiſe der großen Welt, die kein Verbergen vor dem verführeriſchen Beiſpiel der Untugend und des Laſters mehr verſtatten! Wehe alsdann dem armen Unerfahrnen, der die Züge der Wolluſt, der Unmäſſigkeit und Ueppigkeit nicht vorher ſchon kennen lernte, um ſie beim Aufſtoſſen auf dem Wege des Lebens ſo gleich zu erkennen, und bei Zeiten vor ihnen zu fliehen! Er wird nicht ſelten von ihren verführeriſchen Armen ſchon feſt umſchlungen ſein, eh er noch weiß, wer ſie ſind, und eh er

noch sein Auge vor ihren verblendenden Reitzen verschlieſſen kann. Am besten also, schon früh das jugendliche Herz durch Lehr und Beispiel mit der verschiedenen Handlungsart der Menschen bekannt werden zu lassen; es schon früh auf die Liebenswürdigkeit der Tugend nicht durch unverständliche Worte, sondern im Kreise des geselligen Lebens, durch Vorhaltung von Thaten der Mäſſigkeit, Keuschheit und Menschenliebe aufmerksam zu machen; schon früh ihm einen Abscheu gegen jede Art von Untugend dadurch beizubringen, daß man sich bemühet, ihm die übeln Folgen derselben an vorfallenden Beispielen recht nachdrücklich vorzuhalten, und die daraus erfolgende Zerrüttung der Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit in ein helles Licht zu stellen. Nur auf diese Art, glaub' ich, den jungen Weltbürger der Unschuld zu erhalten, und auch noch dann der Tugend ihn treu zu sehen, wenn er schon längst das väterliche Haus mit den weiten Kreisen der groſsen Welt verwechselt hat. Zum wenigsten war dies bei Eurer Erziehung, geliebte Kinder, mein stetes Augenmerk, und ich hoff

es zu Gott, daß ihr dadurch so für Tugend und Rechtschaffenheit gewonnen seid, daß Ihr auch dann noch, wenn ich schon längst nicht mehr bei euch bin, auf den Pfaden derselben wandeln und meine Asche segnen werdet.

Nur eine Nacht ward ich im Hause meines Onkels, und zwar sehr kümmerlich, beherbergt, und alsdann zu einem meiner Vormünder gebracht. Hier erhielt ich zwar Anfangs meines Entweichens halber einen gelinden Verweis, nachher aber ward ich ganz gut behandelt. Im Grunde war ihm meine Entfernung auch nicht sehr unangenehm gewesen, denn er hatte indeß auch keine Ausgaben für mich gehabt. Auch hier blieb ich nicht lang, sondern ward bald nachher nach meinen Eltern fortgeschafft, die damals auf dem Lande wohnten. Denn mein Vater war vom Könige beordert, einige Einrichtungen bei der Landmili; zu machen, weshalb er die Stadt verlassen mußte. Meine Mutter nebst der einen meiner Halbschwestern — denn die andre war schon seit langer Zeit bei einer Verwandtin — empfingen mich mit aller nur möglichen Zärtlichkeit. Mein Vater hingegen that

ganz fremd und sagte: Der Herr Sohn wird sichs gefallen lassen, statt am englischen Hofe, hier auf dem Lande bei uns zu leben. Im Fall es ihm aber belieben sollte, sich einmal wieder in der Welt herumzutreiben, so wird man sich keine Mühe geben, ihn wieder aufzusuchen. Seh er selber, fuhr er fort, indem er mich an's Fenster führte, die Landstraße geht hier geraden Wegs vorbei. Dies sagt' er mit einem so spöttischen Tone, daß mir jedes Wort ein Dolchstich schien. Und in der That war dies sein voller Ernst, denn eine alte Kammerjungfer im Hause versicherte mich nachher, daß er über die Nachricht, ich sei wiedergefunden, sehr mißvergnügt gewesen sei. Man hatte so gar auch schon das Gerücht verbreitet, ich sei bei Altona in der Elbe ertrunken. Auf diesen Fall hätte mein Vater mich beerbt; mein Wiederfinden mußte daher ihm sehr verdrüßlich sein. Wie sehr er mich diesen Verdruß auch fühlen ließ, wird die Folge meiner Geschichte hinlänglich beweisen.

Seit dem ich nun bei ihm im Hause war, erhielt er nicht nur meine Revenüen von der Zeit

an, die ich in der Fremde zugebracht hatte, sondern er bekam auch jährlich eine gewisse Summe zu meiner Erziehung. Ein Paar Wochen nach meiner Ankunft erschien ein Hofmeister, der aber so wenig im Stande war, der Lehrer und Führer eines Jünglings, als ich, zu sein, daß er beider in gleichem Grade selbst bedurfte. Allein was konnte man auch für die wenigen Thaler verlangen, die er erhielt! Und dann war er doch zum wenigsten geschickt genug, die Augen zu blenden und einen Hofmeister vorzustellen, wenn er auch den Posten auszufüllen nicht im Stande war. Zum Glück kannt' er auch seine Schwäche, und bequemte sich daher gern in alles, wodurch er sich bei mir in Gutem zu erhalten wußte. Dadurch hatt' ich nun von dieser Seite zwar keine neue Tyrannei zu fürchten, allein mit meinen Fortschritten in den Wissenschaften sah es dagegen auch sehr kläglich aus. Statt zuzunehmen, nahm ich vielmehr ab, und so sehr es mir in Hanover darum zu thun war, meine Kenntnisse zu erweitern, so versank ich hier allmählig in solche Gleich-

gültigkeit dagegen, daß ich endlich meinen Schaden gar nicht mehr zu achten schien.

Mein Vater fuhr in seiner Kälte fort; wenn daher die sanfte und liebreiche Behandlung meiner Mutter mich nicht schadlos gehalten hätte, so würd' ich eine solche Behandlungsart nicht lang ertragen haben. So oft mein Vater zu Hause war, — denn er war ein großer Freund der Jagd und brachte daher manchen Tag ausserhalb des Hauses zu — so durft' ich mich gar nicht sehen lassen. Nur bei Tische sah ich ihn, und hier war ich nie im Stande, ihm etwas recht zu machen. Mein Gang, mein Stehen, mein Sitzen, alles ward getadelt. In Gesellschaft kam ich gar nicht mehr, denn so oft wir Fremde hatten, so mußt' ich mit meinem Hofmeister auf dem Zimmer bleiben. Und ausserdem ward ich in Kleidung und jeder Art der Bedürfnisse so knapp gehalten, daß ich bei meiner redlichen Familie in Hanover wie ein Prinz dagegen lebte. So bracht' ich denn drei volle Jahre zu. Im letzten Jahre meiner Gefangenschaft, wie ich sie wol nennen kann, vertauschten meine Eltern ihr bisheriges

Landleben mit der Stadt. Allein auch hier ging es mir nicht beſſer, als vorher. Doch eh ich weiter gehe, muß ich hier noch einen Vorfall erzählen, der mir zeitlebens lächerlich bleiben wird. Die Unwiſſenheit meines Hofmeiſters ging ſo weit, daß er mich nicht einmal in den Grundſätzen der Religion nur nothdürftig unterrichten konnte. Um daher zur Konfirmation vorbereitet zu werden, mußt' ich wöchentlich zwei Nachmittage eine halbe Stunde weit zu einem Landprediger gehn. Auch hier war die Lehrart äuſſerſt ſchlecht. Der ganze Religionsunterricht war auf das Gedächtniß eingeſchränkt. Ihn zur Sache des Verſtandes und des Herzens zu erheben, davon ahndete man nichts. So bald ich daher die Hauptſtücke des Katechismus nur den Worten nach ſo ziemlich inne hatte, ſo ward ich auch zur Konfirmation für reif erklärt. Dies geſchah noch ehe wir das Land verlieſſen.

Im Hauſe dieſes Predigers nun wohnten zwei Perſonen, die ich nicht mit Stillſchweigen übergehen kann. Der eine war ein Fähndrich von meines Vaters Compagnie, ein Sachſe von

Geburt, und nicht von Adel. Er war sehr schön gewachsen, hatte hübsches Haar, und fiel sehr angenehm in's Auge. Dabei aber hatte er so ein gezwungenes Wesen an sich, als ich nicht leicht wieder gesehen habe. Sein Gang war mehr Tanz als Gang, sein ganzer Anzug verrieth die steifste Kunst, und nichts war ihm lieber, als vor dem Spiegel der Bewunderer seiner eigenen Schönheit zu sein. Daher roch man ihn auch immer eher, als man ihn sah, weil eine beständige Ambrawolke sich um ihn zog. Nie ging er aus, ohne Spiegel, Kamm und Bürste bei sich zu führen, und nach wohlriechenden Oelen fragte man gewiß nie umsonst bei ihm. Dieser Stutzer nun machte meiner Schwester sehr oft den Hof, und nichts war mir lächerlicher, als ihn von tausenderlei Süssigkeiten überfliessen zu sehn.

Die andre Person, die sich beim Prediger für funfzig Thaler in die Kost gedungen hatte, war ein altes Fräulein, die Tochter eines Officiers, von sehr schwachen Renten. Ihre Einkünfte für's ganze Jahr beliefen sich nicht höher, als auf achtzig Thaler. Gleichwol aber hat wol

noch niemand in der Welt so viel Adelstolz gehabt, als sie. Sie saß fast immer auf ihrer Stube oder im Garten, und sie war besonders gnädig, wenn die Frau Pastorin einmal mit ihrer Gegenwart beehrt wurde. Sie aß daher auch jederzeit auf ihrer Stube, weil sie mit Bürgerlichen zu essen, für Schande hielt. Meine Eltern besuchte sie oft acht Tage lang, besonders wenn sie mit ihrem Wirth unzufrieden war. Ob sie ihnen aber sehr angenehm war, dies mag ich nicht entscheiden. Denn ausser ihrem Ahnenstolz war sie auch noch sehr zänkisch, lügenhaft und verläumderisch. Sie ging fast immer allein spazieren, saß in der Kirche ganz allein, und dankte Keinem, der sie grüßte, wenn er nicht von Adel war. Ihre Domestiken waren die unglücklichsten Leute auf Gottes weiter Erde, denn niemals hörten sie ein gutes Wort von ihr. Kein Wunder also, daß sie fast jede Woche einen neuen Dienstboten anzunehmen genöthigt ward.

Einst ging nun dieses hochadliche Fräulein im Garten an einen gewissen Ort, den sie, trotz ihres Adels, selbst mit dem Bettler theilen mußte.

Zum Unglück war der Ort sehr baufällig und das Fräulein äusserst korpulent und schwer. Wie sehr erschrak sie daher nicht, als die Pfeiler unter ihr brachen, und sie mit einem male — bis an den Leib versank! Der Ort war sehr abgelegen, darum rief sie lang umsonst nach Hülfe. Endlich, nachdem sie bereits geraume Zeit gelegen hatte, spazierte auch der Fähndrich nach dem Ort. Wie sehr entsetzt' er sich, als er die Verwüstung sah, und noch mehr, da er unter den Trümmern das jammernde Fräulein fand. So sehr sie ihn nun auch sonst als einen Bürgerlichen zu verachten pflegte, so bat sie ihn jetzt doch flehentlich, sich ihrer zu erbarmen. Mit möglichster Vorsicht, um weder seine schönen weissen Strümpfe zu beschmutzen, noch die Falten in seinen Manschetten zu zerstöhren, nähert' er sich ihr, und reichte, nachdem er zuvor seine Handschuh angezogen hatte, ihr mit aller Ehrerbietung die Hand. Allein die Angst, worin die Dame war, ließ sie für diesmal alles Ceremoniel vergessen. Sie faßte daher die beiden Hände des Fähndrichs so herzhaft, daß er hätte laut aufschreien mögen. Zum Unglück aber war

er ein sehr schwaches, zartes Männchen, das bei jedem starken Winde in Gefahr war, mit in die Luft emporgerafft zu werden. Das Fräulein hingegen war so stark und schwer, daß die Erde unter ihr seufzte, wo sie ging. Kein Wunder also, wenn der arme Stutzer aus dem Gleichgewichte kam, und mit einem Zetergeschrei zur Dame hinunterfuhr. Wie rasend rafft' er sich auf, und arbeitete aus allen Kräften, um zur Oberwelt zurückzukehren. Ich trat so eben mit dem Prediger in den Garten, als er uns entgegenkam, und das Fräulein mit allen nur möglichen Flüchen belegte. Um sich zu reinigen, sprang er drauf, so wie er war, in einen sehr tiefen Fischteich, tauchte, wie eine Ente, und geberdete sich dabei, daß ein Halbtodter hätte lachen müssen. Indem wir noch vor Staunen uns nicht erholen konnten, kam des Pastors kleiner Sohn gelaufen, und verkündigte uns des Fräuleins Unglück. Wir eilten daher so gleich nach dem gefährlichen Ort, und hatten alle Mühe nöthig, um beim Anblick des seltsamsten Schauspiels nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Die Unglückliche bat um Gottes willen, ihr zu

helfen. Das wollt' ich gern, war meine Antwort, allein ich weiß, daß man sich Ihro Gnaden nicht ohne Handschuh nähern darf. Ich will daher erst gehen und Handschuh holen, und Ihnen alsdann zu Hülfe kommen. Und so spatziert' ich denn ganz langsam nach dem Hause, und kehrte, nachdem ich meine Handschuh angezogen hatte, mit gleicher Langsamkeit zurück. Als ich ankam, sagte mir der Prediger, daß die Knechte dem Fräulein hätten zu Hülfe kommen wollen, aber von ihr abgewiesen wären. So sehr sie nun auch für ihren Adelstolz, der sie selbst jetzo nicht verließ, noch mehr zu büssen verdient hätte, so dauerte sie mich doch, und ich machte daher Anstalt zu ihrer Rettung. Doch um nicht das Schicksal des Fähndrichs zu haben, sucht' ich so viel, als möglich festen Fuß zu fassen, und ließ mich noch dazu von zwei starken Knechten halten. So reicht' ich ihr dann die Hände; allein indem sie schon halb aus ihrem Abgrunde gerettet war, so versah sie es, und fuhr mit einem male noch tiefer hinab, als sie vorher darin gelegen hatte. Nun mußte sie sich endlich doch gefallen lassen, daß die Knechte ihr zu Hülfe kamen, die sie denn,

nach

nach einem stundenlangen Aufenthalt daselbst, aus ihrem Pfuhl befreiten. Man brachte sie darauf zum Brunnen, und ein Paar Bauerweiber vollendeten die Reinigung. Der Schrecken, den das Fräulein von diesem Vorfall hatte, und mehr noch der Verdruß, den sie darüber noch hinterher empfand, zogen ihr ein Fieber zu, das sie öfters an den Rand des Grabes brachte. Der Fähndrich aber ward beim Regiment, dem die Geschichte sehr bald bekannt wurde, so sehr damit aufgezogen, daß er, zu großer Freude meines Vaters, seinen Abschied nahm.

Gewiß, nichts ist lächerlicher als der Bauernstolz eines armen Adlichen. Zwar berechtigt weder Reichthum noch irgend ein andrer Vorzug der Erde uns zum Stolz; allein da der Sterbliche sich doch einmal gar zu leicht verblenden läßt, so ist es einem Begüterten doch noch immer eher zu verzeihen, wenn er durch eigene Einbildung und die Schmeicheleien andrer schwindlicht wird. Doch wenn ein Armer, der kaum die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens bestreiten kann, blos deshalb sich über andre erhebt, weil er von vornehmern Eltern

abzustammen glaubt, so ist ein solcher gewiß der schärfsten Geissel der Satyre werth. Und gleichwol giebt es solcher Verblendeten noch immerfort nicht wenige, die mit stolzem Auge auf alle Bürgerlichen als auf Geschöpfe herabsehn, die viele Stufen auf der Leiter der Schöpfung unter ihnen stehn. Allein dafür trift sie auch der Spott und die Verachtung aller wahren Edlen, und, von jedem Redlichdenkenden verlassen, bereiten sie sich selbst ein Leben, dem ich sogar den Tod vorzöge. Denn wehe ihnen, wenn sie einmal in Noth und Gefahr gerathen, wo sie der Hülfe andrer nicht entbehren können. Wer wird sich da verpflichtet glauben, ihnen beizustehn, da sie durch ihren Stolz zuvor alles von sich entfernten? Wer wird sich ihretwegen Gefahren blosstellen, oder nur Beschwerden übernehmen, da sie alles mit Verachtung lohnen? Gewiß wird sie dann das Loos des Fräuleins treffen, und wohl ihnen, wenn ihr Schicksal nicht noch härter ist. Der wahre Adel äussert sich durch ein liebreiches, herablassendes und höfliches Wesen gegen jedermann, er verachtet selbst den Geringsten im Volke nicht. Be-

sonders behandelt er diejenigen, die unter ihm sind, mit Nachsicht, Freundlichkeit und zuvorkommender Güte, schätzt Verdienste wo er sie findet, und verachtet Stolz und Uebermuth, und sollten sie auch in Gold und Purpur gekleidet, und mit Stern und Ordensband behangen sein. Ein solcher Adel, lieben Kinder, ist das Ziel, wonach ihr streben müßt, wenn ihr euch nicht nur meiner Liebe würdig machen, sondern auch die Achtung und und Werthschätzung aller wahren Edlen verdienen wollt.

Und so wenig dummer Stolz das Eigenthum eines guten und vernünftigen Menschen sein und werden kann, so wenig kommt auch ein geziertes Wesen in Kleidung und Umgang mit feinen Sitten überein. Denn wer durch weibische Ziereréien Aufmerksamkeit zu erregen sucht, der verräth dadurch daß er seinen männlichen Karakter nicht zu schätzen weiß, und daß es ihm an wahren Vorzügen gänzlich fehlen muß. Am wenigsten kleidet Affektation einen Officier, der der Schutz des Vaterlandes und der Verfechter der Freiheit zu sein gelöbte. Zwar braucht' er dazu nicht unempfindlich

noch Verächter der feinern Gefühle zu sein, allein es muß sich doch über sein ganzes Wesen ein gewisser Ernst verbreiten, der, ohne in kriegerische Pedanterei auszuarten, so gleich seine Bestimmung verräth, und Achtung einzuflößen weiß.

Dreizehnter Brief.

Beitrag zu den Gespensterhistörchen. — Der Verfasser kommt in preussische Kriegsdienste.

Ich kehre zu meiner eigenen Geschichte zurück. Nach einem zweijährigen Aufenthalt auf dem Lande bezogen wir die Stadt. Wir nahmen hier einen sogenannten adlichen Hof in Besitz, der so abgelegen war, daß wir noch immer auf dem Lande zu sein schienen. Dieser Hof stand lange Zeit im Ruf, daß es darin umzugehen pflege, und darum blieb er schon seit Jahren unbewohnt. Das halbe Geld, wofür ihn daher meine Eltern erhielten und

die aufgeklärteren Begriffe derselben machten, daß sie kein Bedenken trugen, ihn zu beziehn. Wir wohnten auch bereits ein Jahr darin, ohne im mindesten durch Spukereien und Geistererscheinungen beunruhigt zu sein. Endlich war mein Vater einst der Jagd wegen, der er sehr ergeben war, auf einige Tage abwesend. Während dieser Zeit vernahm man jede Nacht ein gräßliches Geheul, und es schien, als ob das vermeinte Gespenst aus dem Hause, das auf einer Anhöhe lag, nach dem Garten hinunterging. Ich war sehr neugierig, einmal ein Gespenst zu sehen, daher beredet' ich meine Schwester und noch einige andre Personen, so bald meine Mutter zu Bette war, mit mir in den Garten hinunter zu gehen. Hier war der Bleiche wegen ein großer Fleck gemähet; wir setzten uns also in die Heuhaufen, von wo wir beim Mondschein gerade die Steintreppe hinan bis zur Hausthür sehen konnten. Es war bereits um elf Uhr, als das Geheul begann. Nach einiger Zeit hörten wir die Hausthür öfnen, und sahen eine lange hagre Weibsperson die Treppe herunterkommen. Sie öfnete auch die Hof- und Gartenthür,

wie wol wir sie verschlossen hatten, und die Schlüssel bei uns trugen, und spatzierte langsam die Allee herunter. So viel unsrer auch waren, so überlief uns alle doch ein kalter Schauer. Das Geheul vermehrte sich und ward schrecklich. Die Person schien mit einem langen braunen Rock bekleidet, hatte einen großen weissen Tuch um den Hals, und eine weisse altväterische Cornette auf dem Kopfe. Ihr Gesicht war bleich und hager, ihr Gang träg und schleichend, und ihr ganzes Aeusseres furchterweckend. In der Mitte der Allee wich sie zur Rechten, und kurz darauf sahen wir sie unter einem alten Birnbaum, der schon mehrere Jahre vertrocknet gewesen war. Von hier schlich sie nach einiger Zeit mit gleichem Geheul wieder den Garten hinaus, die Treppe hinauf, und zur Hausthüre hinein. Meine Mutter, die eine schlaflose Nacht gehabt, und das Geheul vernommen hatte, war aufgestanden, hatte das Fenster geöfnet und uns im Garten erblickt. Zugleich hatte sie auch das vermeinte Gespenst die Allee heraufkommen, und gleichfals in das Haus hineingehn sehn. Dies erzählte sie mir

erst einige Jahre nachher, denn gleich darauf wollte sie nichts, als uns gesehen haben. Des Morgens gab sie uns allen für unsre Verwegenheit einen derben Verweis, und behauptete steif und fest, daß unser ganzes Gesicht nur leere Einbildung gewesen sei. Doch ließ sie eine alte Rasenbank unter dem verdorrten Birnhaum umgraben, wo das vermeinte Gespenst gestanden hatte. Hier fand man nun das Geripp eines Menschen nebst einer eisernen Kette, einer kleinen silbernen Tobaksdose, und allerlei unkenntlich gewordene Kleinigkeiten. Alles dies ließ sie zusammen raffen, in einen Sarg legen, und mit obrigkeitlicher Erlaubniß an der Kirchhofsmauer beisetzen. Hiemit hatte die Spukerei ein Ende und das Haus erhielt wieder einen guten Ruf.

Was nun an der ganzen Geschichte Wahres gewesen sei, mag ich nicht entscheiden. Damals glaubt' ich steif und fest, das umgehende Frauenzimmer habe sich einst am Birnbaum erhenkt und nicht eher zur Ruhe kommen können, als bis ihr Gebein auf dem Kirchhof begraben sei. Jetzt aber, da ich auch hierin mehr Erfahrung bekom-

men habe, glaub' ich mir alles ganz natürlich erklären zu können. Die Absicht des ganzen Schauspiels war vermuthlich keine andere, als entweder, uns dahin zu bringen, daß wir aus Furcht das Haus verlieſſen, oder die Wächter aus dem Garten zu vertreiben, und ſich dann des ziemlich beträchtlichen Leinen zu bemächtigen, das auf der Bleiche lag. Etwas Gewiſſes kann ich hierüber nicht beſtimmen, doch glaub' ich, daß ſich aus den angeführten Gründen alles ſo ziemlich erklären läßt. Den ganzen Vorfall aber, geliebte Kinder, hab' ich euch darum erzählt, um euch zu zeigen, daß man getroſten Muthes allen Spukereien und Geſpenſtererſcheinungen trotzen, und ſie entweder auf die Rechnung einer erhitzten Einbildungskraft, oder gewinnſüchtiger und ſchadenfroher Abſichten ſchreiben kann, die ſchlechte Menſchen dadurch zu erreichen hoffen.

Doch nun wieder auf mich ſelbſt zurück. Schon lang hatt' ich meiner Mutter angelegen, ſich für mich doch dahin zu verwenden, daß ich als Page an irgend einem Hofe angeſtellt würde. Denn zum Kriegsdienſte fühlt' ich nicht die ge-

ringste Neigung, der Trieb zum Hofleben aber war seit der Zeit vorzüglich in mir rege geworden, daß ich den englischen Hof in Herrenhausen gesehen hatte. Auch meinen Vormündern hatt' ich heimlich schon seit längerer Zeit meinen Wunsch mitgetheilt. Meinem Vater aber wagte ich nicht, etwas davon zu sagen, denn ich bebte schon, wenn ich nur von weitem seine Stimme hörte. Und da es schien, daß seine Härte gegen mich mit jedem Tage wuchs, so sehnt' ich mich herzlich nach Erlösung. Ich ward auch endlich von seiner Tyrannei befreit, doch leider nur um neuen Tyrannen in die Hände zu fallen.

Wir saßen einst an Tafel, als mein Vater einen Brief erhielt. Er ward feuerroth, als er ihn las, und sagte dann im gewöhnlichen spöttischen Ton zu mir: „Mein Herr Sohn hat doch lang gewünscht, wieder von seinen Eltern weg zu sein, und als Page an einen Hof zu kommen. So wünsch' ich Ihm denn, zur Erreichung seines Wunsches Glück. Er ist von meinen Brüdern zum Kavalier beim Herzog von Bevern bestimmt. Der Herzog ist jetzt in Schleswigk, sein

Kavalier ist gestorben, und meine Brüder haben den Herrn Sohn zur erledigten Stelle vorgeschlagen. Es kommt nun nur drauf an, daß der Herzog Ihn selber sieht und den Vorschlag genehmigt. Er kann daher in drei Tagen in Gottes Namen sein Bündel packen und abreisen." —

Meiner lieben Mutter stieg bei diesen Worten das Feuer in's Gesicht, und Thränen schossen ihr in's Auge. Doch ermannte sie sich bald und sagte zu meiner Schwester: „so sorge denn dafür, daß seine Wäsche gehörig in Stand kömmt!" — Aber, wandte sie sich drauf zu meinem Vater, soll er denn zuvor nicht noch mit beßrer Kleidung versehen werden? Denn in seinem jetzigen Aufzug kann er doch unmöglich reisen!" — Er ist ja reich genug, versetzte mein Vater, seine Vormünder werden daher schon dafür sorgen. Ich bin froh, daß er aus dem Hause kommt." — Dies letztere war jedoch wol nicht sein wahrer Ernst, denn nun entging ihm für meinen Unterhalt eine ziemlich ansehnliche Summe, da ich ihm fast gar nichts kostete.

Indeſſen war ich herzlich froh, daß ich endlich einmal, nach langem vergeblichen Wünſchen wieder in Freiheit kommen ſollte. Nur der Abſchied von meiner vortreflichen Mutter koſtete mir viele Thränen. Nach drei Tagen ſetzt' ich mich nebſt einem Jäger meines Vaters wirklich auf die Poſt, und reiſte unter tauſend Segenswünſchen meiner Mutter ab. Mein Vater aber war bei meiner Abreiſe auf der Jagd, und nahm daher keinen Abſchied von mir.

In der That war es auch hohe Zeit, daß ich von Hauſe kam. Denn beinahe fiel es mir unmöglich, es hier länger auszuhalten. Mein, gegen andre ſo liebreicher Vater war gegen mich ſo ſtreng und unerbittlich, daß er es ordentlich drauf angelegt zu haben ſchien, mich aufs Aeuſſerſte zu bringen. Höchſtens noch vier Wochen hätt' ich das Joch der Sklaverei getragen, und mich dann gewiß durch eine abermalige Flucht in Freiheit geſetzt. Denn ſchon hatt' ich mir den Plan entworfen, mit Hülfe der Frachtwagen nach Hamburg, und von da zu Schiffe nach London zu gehn. Hier war ich gewiß, bei der Favoritin des Königs, der

Gräfin J** Zuflucht und Schutz zu finden; und hätt' ich dies nur gethan, vielleicht wär' ich dadurch tausend Widerwärtigkeiten aus dem Wege gegangen, mit denen ich noch zu kämpfen hatte. Doch die Liebe zu meiner Mutter hielt mich immer noch zurück, und erstickte die Vorsätze zur Flucht in meiner Seele, bevor sie noch ganz zur Reife kamen.

Gottlob, geliebte Kinder, daß ich mir in Rücksicht Eurer weder gleichgültige Kälte, noch despotische Strenge vorzuwerfen habe. Wenigstens hab' ich mir von jeher vorgenommen, mich von beiden eben so weit, als von widersinniger Verzärtelung und Weichlichkeit entfernt zu erhalten. Aber dadurch glaub' ich mir denn auch gerechte Ansprüche auf eure Liebe und Achtung erworben zu haben, die allein der Weg sind, wodurch Eltern zu den Herzen ihrer Kinder gelangen und auf ihre Veredlung und Beglückung wirken können. Und wenn ich zuweilen, in einem Anfall trüber Laune, oder beim Kampf mit Trübsinn und Niedergeschlagenheit, auch nicht der liebreiche Vater zu sein schien, der ich laut des Zeugnisses meines

Herzens doch wirklich bin: so seht dies als ein trauriges Ueberbleibsel aus den Zeiten meiner Trübsal und Widerwärtigkeiten an, das mich oft mit so unwiderstehlicher Gewalt befällt, daß ich mich, trotz allem Streben, nicht aus seinen furchtbaren Ketten winden kann. Um deño liebreicher und gütiger pfleg' ich dann aber auch jedesmal euch wieder entgegen zu kommen, wenn die trüben Wolken des Unmuths sich verzogen, und die Sonne der Heiterkeit mein Herz von neuem mit milden Stral erhellt.

Ich trat auf meiner Reise zuerst bei meinem Vormund ab. Hier ward mir denn erzählt, welche Mühe es gekostet habe, mich beim Herzog anzubringen. Alsdann ward mir die ausnehmende Gnade dieses Herrn in den lebhaftesten Ausdrücken gerühmt, der Glanz seines prachtvollen Hofstaats, den er zu Stettin unterhalte, auf das reizendste geschildert, und von den Prinzen und Prinzessinnen desselben sehr viel Wesens gemacht. Das Resultat von dem allen war, daß ich keinen bessern Posten hätte bekommen können, und daß mein Glück nun völlig gemacht sei, so fern ich mich nur

gehörig in Gunst zu setzen, und darin zu erhalten müßte. Wer war froher als ich? Denn daß ich mir die Gnade des Herzogs sehr bald verdienen würde, darin setzt' ich nicht den geringsten Zweifel. Zum wenigsten nahm ich mir vor, alles mögliche deshalb zu thun, und sollt' ich auch Tag und Nacht geschäftig sein.

Allein wie sehr betrog ich mich! Ich Thor hätte nur im Staatskalender unter der Rubrik: Braunschweig-Bevern nachsehn dürfen, um mich von dem Ungrunde aller jener Vorspiegelungen zu überzeugen. Allein mein Kopf war von allen den Herrlichkeiten, die mir zu Theil werden sollten, so benebelt, daß mir selbst der Gedanke an eine Prüfung nicht in den Sinn kam.

Ich kam beim Herzog an, und er empfing mich so gnädig, daß ich in allem dem, was mir mein Vormund von ihm gesagt hatte, nur noch mehr bestärkt ward. Mein Geschäft sollte sein, ihm Zeitungen und französische Bücher vorzulesen, Thee einzuschenken und andre Dienste eines Hofcavaliers zu verrichten. Alles dies besorgt' ich auch wirklich nach meiner Ankunft zu seiner großen

Zufriedenheit. Wer war nun froher als ich? Das Einzige, was mir noch Mißvergnügen machte, war mein abgetragenes Kleid, das mir gar zu sehr vom prachtvollen Anzuge andrer Kavaliere abzustechen schien. Der Herzog bemerkte es, fragte mich nach der Ursach, und suchte mich zu beruhigen. Da er in zwei Tagen nach Stettin, wo er Kommendant war, zurückreisen würde, sagt' er mir, so würde die Zeit zu kurz sein, mich hier noch gehörig zu equipiren. Allein mein Vormund werde das Geld zur Equipage nachschicken, und so könnt' ich denn nach unsrer Ankunft alles mit Gemächlichkeit besorgen.

Endlich reiste der Herzog ab, und ich mit ihm. Die Reise ging über Berlin, wo wir uns drei Tage aufhielten. So sehr ich auch darum bat, so wollt' er mir doch schlechterdings es nicht erlauben, hier auszugehn. Der Vorwand dazu war mein Kleid, in dem ich mich ohnmöglich könnte sehen lassen. Am meisten schmerzt' es mich, daß ich die Oper nicht besuchen konnte. Von hier ging es Tag und Nacht gerade nach Stettin. Das Abbrennen der Kanonen, der Auflauf des Volks und

das Gedränge der Officiere vor dem sogenannten Palais, bei der Ankunft des Herzogs, gefiel mir nicht wenig. Allein das Palais, als ein altes, schlechtes Gebäude, machte keinen angenehmen Eindruck auf mich. Noch mehr entsank mir der Muth, als ich von dem ganzen, mir so glänzend beschriebenen Hofstaat nichts mehr als zwei Pagen und ein Paar Lakaien sah, deren Aeusseres nicht viel zu versprechen schien.

Mein Herr ging mit den Officieren in ein oberes Stockwerk des Palais, ich hingegen blieb noch eine Zeitlang auf dem Flur, wo ich dem Angaffen des Volks nicht wenig ausgesetzt war. Endlich kam ein alter Kerl mit einem hölzernen Fuß, der mir mit vieler Mühe, nachdem er eine große Menge Schlüssel vergebens versucht hatte, eine Stube unten am Flur aufschloß. Hier hinein, junger Herr, rief er mir zu, wenn es gefällig ist. Ich folgte ihm, und fragte, mit wem ich die Ehre hätte, zu reden. Ich bin des Herzogs Haushofmeister, war seine Antwort. — Und wo ist denn die Gemahlin des Herzogs? — Noch nie hab' ich eine gesehen, versetzte der Alte. Er müßte daher

erst

erst jetzt eine mitgebracht haben; sonst weiß ich nichts davon. Ueberhaupt ist, so lang ich denken kann, kein Frauenzimmer in dies Haus gekommen. Wir können ihrer auch recht gut entbehren. — Nun macht' ich große Augen, doch ahnder' ich das Härteste noch nicht, das mich treffen sollte.

Ich besah mich nun, und fand in einem Nebenzimmer ein mächtiges italienisches Bette mit rothen samtenen Verhängen. Auch die Decken über Stühle und Tische waren von Sammet, lagen aber so voll Staub, daß man kaum die Farb' erkennen konnte. Dies waren eben die Zimmer, in denen der unsterbliche Friedrich, der bleibende Stolz und Segen seiner Staaten, einst als Kronprinz in Verhaft gesessen hatte.

Der Alte mit einem Fuß kam bald zurück, und ließ ein Feldbettchen mit reinlichen Ueberzügen, und einen kleinen Tisch mit etwas Speise hereinsetzen. Zugleich überbracht' er mir auch vom Herzog den Befehl, bis morgen auszuruhen, setzte sich dann zu mir, und plauderte mir bei einem guten Glase Wein wol hundert unterhal-

rende Kriegsgeschichtchen vor. Vor allem erhob er die Gnade des Herzogs und die Vorzüge des preussischen Kriegsdiensts bis zum Himmel, und behauptete, daß kein glücklicherer Mensch unter Gottes Sonne sei, als ein preussischer Soldat.

Des andern Morgens stand ich frühzeitig auf, suchte mich so viel als möglich aufzuputzen, und ging, um, wie gewöhnlich, meinem Herrn den Thee einzuschenken. So wie ich zu ihm hineintrat, fing er an zu lachen, daß ihm der Bauch schütterte. Er war ein langer Mann, und ob er gleich sehr freundlich sein konnte, so war seine Stimme doch ausserordentlich rauh und hart. Nun, mein Lieber, redt' er mich an, wie schläft sich's hier? Ich bedaure, daß ich ihm vielleicht eine unangenehme Nachricht geben muß. Ich bin nicht gewohnt, andre Personen, als Soldaten in meinem Dienst zu haben. Sehr gern hätt' ich Ihm eine Officierstelle bei meinem Regiment verschaft, wobei Er denn zugleich das Amt eines Kavaliers bei mir hätte versehen können. Allein der König hat die Officierstelle bereits vergeben, es ist daher kein andres Mittel übrig, als

daß Er sich so lang mit dem Posten eines Fahnjunkers zu begnügen sucht, bis eine Officierstelle erledigt wird. Ich habe bereits zu Seiner Equipage Befehl ertheilt. Alle Vorgänger in Seinem Amt waren brave Soldaten, auch Er muß daher der Fahne schwören, wenn Ihm an meiner Gnade gelegen ist. Auf den Fall versprech' ich Ihm denn auch, als Vater für Ihn zu sorgen, so daß Ihn sein gethaner Schritt gewiß nicht reuen soll."

Der Kriegsdienst war mir von jeher zuwider. Man stelle sich daher vor, wie sehr ich mich bei dieser Nachricht entsetzen mußte. Starr und bleich wie eine Leiche stand ich daher vor dem Herzog da, stellt' ihm stammelnd meine Abneigung gegen den Kriegsdienst vor, und bat ihn in den rührendsten Ausdrücken, mich doch wieder zu entlassen. Allein nun zeigt' er mir die Vollmacht von meinen Vormündern vor, mich mit Güte, oder im Fall der Widersetzlichkeit, mit Gewalt zum Kriegsdienst zu vermögen. Was war mir nun noch übrig? So bin ich denn verrathen! rief ich voll Verzweiflung aus. Jedoch, ich werd' es nie

vergessen, daß ich zum Dienst gezwungen ward, und jede Gelegenheit, mich zu befreien, wird mir willkommen sein. — Das hat nichts zu bedeuten, versetzte der Herzog, wenn Er sich nur erst an die neue Lebensart gewöhnt hat, so wird sie Ihm schon behagen. Drauf klingelt' er, und zwei Unterofficiere traten mit einer Fahnjunkersmontur in's Zimmer. Sie mußten mit mir bei Seite gehn, und mir die Montur anziehn. So sehr ich auch klagte und jammerte, so half doch alles nichts. Beim Zuziehn der Kamaschen erstarrten mir die Füße dergestalt, daß ich, ohne angefaßt zu werden, kaum gehen konnte. Endlich, nachdem man auch mein Haar gehörig zurechtgemacht hatte, führte man mich wieder zum Herzog. Ha, rief mir dieser entgegen, nun bist du mir ein lieber Junge! Nun werd' ich Dich erst recht lieb haben, und Dich als Vater behandeln! Zum Zeichen seiner Gnade drückt' er mir bei diesen Worten einen Kuß auf den Backen, ich aber wünschte hundert Meilen von ihm entfernt zu sein. Drauf ward die Fahne gebracht, der Adjutant und Auditeur nebst verschiedenen

Officieren traten herein, und ich sollte — schwören. Alle meine Vorstellungen, daß ich keine Lust zum Soldatenstande in mir fühlte, und daß daher mein Eid nur Zwang sein würde, halfen nichts. Der Herzog selbst nahm meine Finger, legte sie an die Fahne, und befahl mir mit drohender Miene, die vorgelesene Eidesformel nachzusprechen. Mit bebender Stimme that ich es, und nun heiterte sich das Gesicht des Herzogs wieder auf. Nachdem ich geschworen hatte, klopft' er mir auf die Backen und wiederholte seine vorigen Versichrungen. Dann übergab er mich an den Adjutanten und sagte: „Nehmen Sie hier diesen jungen Mann mit sich in Ihr Quartier, lassen Sie es ihm an nichts fehlen, und machen Sie einen eben so braven Soldaten aus ihm, als Sie selber sind. Seine Vormünder haben ihm jährlich zweihundert Thaler zugelegt, er wird daher recht gemächlich leben können. Kurz, bedenken Sie, Herr Adjutant, daß Sie meinen Liebling bei sich haben. Diese letzten Worte schien er mir jedoch mit einer Miene zu sagen, die mir der beste Kommentar darüber war.

So zog der Adjutant denn mit mir ab. Er that sehr starke Schritte, so daß ich, um ihm zu folgen, fast ausser Othem kam. Ganz ermüdet gelangt' ich zum Quartier. Wir stiegen durch eine kleine Thür eine lange schmale Treppe hinan, welches meinen gespannten Füßen sehr wehe that. Bis jezt hatte der Adjutant kein Wort gesprochen. Nun rief er die Ordonnanz und übergab mich ihr mit den Worten: „Hier, Konrad, ist der neue Fahnjunker, habt genaue Acht auf ihn, damit ihr mir von seiner Aufführung Rechenschaft geben könnt. — Dann wandt' er sich zu mir und sagte: „Verhalt' Er sich hübsch still und ruhig, dann werd' ich Ihm gewogen sein. Kaum hatt' er dies gesagt, so flog er wie der Blitz wieder die Treppe hinunter und davon. Drauf ward mir eine Stube geöfnet, die samt den Möbeln so schlecht und elend war, als ich sonst kaum Domestikenstuben gesehen hatte. Nun, dacht' ich, bist du unwiderbringlich verloren! Zu einer Lebensart gezwungen, wozu du keine Lust hast, in einer Vestung, aus der du nicht entkommen kannst, und rings umher von Tyrannen und Auf-

passern umgeben, — was wird in Zukunft dein Loos sein! Der Tod war mir itzt tausendmal wünschenswerther, als das Leben, und gern hätt' ich mich in seine Arme geworfen, wenn er mir in dem Augenblick erschienen wäre.

Hier drängt sich mir ein Gedanke zu stark auf, als daß ich ihn in meiner Brust verschliessen könnte. Es ist unverantwortlich, Kinder zu einer Lebensart zu zwingen, die ihnen zuwider ist. Denn oft ist dadurch die gesammte Ruhe, Zufriedenheit und Glückseligkeit derselben auf die ganze Zeit des irrdischen Lebens dahin. Ohne von einem innern Triebe beseelt zu sein, der alles erleichtert und versüßt, betreiben sie die Geschäfte der verhaßten Lebensart nur halb, entziehen sich ihnen so oft sie können, und seufzen, so oft sie ihnen Zeit und Kräfte widmen müssen. Und was ist die Frucht davon? Gewiß keine andre, als daß sie es nie zu einer Vollkommenheit in ihrem Fache bringen, daß sie daher auch nie auf den Beifall anderer und die davon abhangende irrdische Glückseligkeit Rechnung machen können. So manche zerrüttete Wirthschaft, so manche Wohnung des Trübsinns, der Unzufrie-

denheit und des Lebensüberdrusses, so mancher Aufenthalt der Unthätigkeit und zeitverderbender Zerstreuungen, die so gern in Wollust, Völlerei und Spielsucht auszuarten pflegen — woher stammen sie größtentheils anders, als daher, daß Menschen in ein unrechtes Fach geriethen, daß sie zu einer Lebensart gezwungen wurden, zu der sie keine Neigung hatten, daß sie eine Laufbahn betreten mußten, deren Ziel sie gar nicht sahen, oder es zu gering und unbedeutend fanden, als daß sie zur Erreichung desselben alle ihre Kräfte aufzubieten, für rathsam hielten? — Und kann es dem Staate wol gleichgültig sein, Bürger zu haben, die in ihrem Fache Stümper sind? Was nützen ihm Halbgelehrte, schlechte Soldaten, elende Künstler und Handwerker? Sind sie ihm nicht vielmehr nachtheilig, indem unter ihren Händen fast alles verdirbt? Und machen sie ihm nicht beim Ausland Schande, wenn dieses mit Meistern in jedem Fach der menschlichen Geschicklichkeit versehen ist? Es ist traurig genug, wenn es Eltern an Mitteln fehlt, ihren Kindern eine Lebensart erwählen zu lassen, wozu sie Talente

und Neigung haben, und also gewiß etwas Vorzügliches darin würden leisten können. So muß der Edelmann, der ohne Güter ist, oft wider Willen seinen Sohn zum Kriegsdienst bestimmen, ob er gleich als Gelehrter oder Hofmann eine glücklichere Rolle würde gespielt haben. Allein wenn bloßer Eigensinn oder Habsucht die Ursach solcher verkehrten Handlungsart ist, dann kann sie gewiß auf keine Weise entschuldigt werden. Gern, geliebte Kinder, werd' ich daher bei der Wahl einer Lebensart eurer Neigung folgen, und der Stimme der Natur gehorchen, die euch dadurch, daß sie eurem Geiste vorzügliche Talente zu diesem oder jenem Fache menschlicher Betriebsamkeit verlieh, euch auch zu demselben mehr, als zu jedem andern zu berufen scheint. Denn alsdann werdet ihr gewiß dereinst nicht Ursach haben, über mich zu seufzen, wenn es euch, nach dem unerforschlichen Rathschluß der Vorsehung, nicht so gehen sollte, als mein väterliches Herz es euch wünscht, das ganz voll Liebe und Zärtlichkeit für euch ist.

Doch ich lenke wieder ein, und geb' euch zuvörderst eine kurze Schilderung, so wol vom Adjutanten, dessen Aufsicht ich vom Herzog anempfohlen ward, als auch von meinem Konrad, der zugleich die Rolle eines Aufwärters und Aufpassers bei mir spielen sollte Der erstere war lang und schön gebildet, allein er hatte so etwas Wildes im Gesichte, daß ich so gleich Widerwillen und Abneigung gegen ihn empfand. Sonst war er ein vortreflicher Soldat, der vollkommen seinen Dienst verstand. Nur gegen seine Untergebenen war er Tyrann, und ein solcher Schläger, daß er sich der größten Kleinigkeit wegen herumzuhauen pflegte. Dabei war er ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, nur leider nicht zugleich auch weiblicher Unschuld und Tugend, die er sehr oft in seine Schlingen zog. Und ward er irgendwo bei seinem schändlichen Gesuch zurückgewiesen, dann versäumte er gewiß keine Gelegenheit zur Rache.

Konrad, ein Sachse von Geburt, war stark und untersätzig, und das Feuer der Wollust strahlt' ihm aus dem Auge. Dabei nahm er jeder Gele-

genheit wahr, wo er seinen Gaumen zu kitzeln hoffte; übrigens war er artig und gefällig. Er lebte größtentheils auf Rechnung des andern Geschlechts, das ihm auch reichlich zu opfern schien.

Der Kummer meines Herzens drückte sich in jedem meiner Züge aus, er konnte daher auch Konrad's Augen nicht entgehn. Dieser suchte daher alles auf, mich zu beruhigen, und ermunterte mich einmal über das andre, guter Dinge zu sein. Zugleich versprach er mir auch, alles mögliche zu meinem Vergnügen zu thun, und mit dem Adjutanten, sagt' er, wollen wir auch schon fertig werden. So wenig ich nun auch aufgeräumt sein mochte, so konnt' ich doch nicht umhin, einmal über das andre über den possierlichen Kerl zu lachen; denn alles, was er sagte, kam gar zu drollig heraus. Man hätte mir zu meiner Zerstreuung daher gewiß keinen bessern Aufwärter geben können. Es bedurfte nur eines Winks, so that er alles, was ich wollte, zumal da er Geld bei mir merkte. Denn ich hatte mir während der Zeit, daß ich bei meinen Eltern war, mein Geld aus Hanover sorgfältig aufge-

ſpart und von meiner Mutter und Schweſter auch noch manches dazu erhalten. Auch mein Vormund hatte mir zu kleinen Ausgaben etwas mitgegeben, das nicht ganz unbeträchtlich war.

Vierzehnter Brief.

Der Verfaſſer wird durch den Umgang mit zwei tugendhaften Frauenzimmern vor Abwegen bewahrt, muß aber deshalb vom Adjutanten vieles leiden.

Schon war es Mittag, allein noch wollte ſich keine Eßluſt bei mir einfinden. Ich weigerte mich daher, nach dem Speiſequartier zu gehen, und ließ mir etwas Eſſen auf mein Zimmer holen. Konrad brachte ungeheiſſen eine Bouteille guten rothen Wein mit, und machte durch ſein unaufhörliches Bitten und Dringen, daß ich wider meinen Willen etwas genoß und auch die Hälfte des Weins trank. Der Wein vermochte, was

alle Vorstellungen und Zerstreuungen nur halb zu bewirken im Stande waren, er erheiterte mich, und machte, daß ich meines Kummers eine Zeit lang vergaß. Des Abends half all mein Weigern und Widerstreben nicht, ich mußte mit zum Speisequartier. Hier fand ich eine Menge Fahnjunker und Feldwebel, die alle über meine Ankunft sehr erfreut zu sein schienen. Konrad, der ab und zu ging, nahm sich die Freiheit, hervorzutreten, und alle Anwesende samt und sonders kommenden Abend auf ein Butterbrodt und ein Glas Wein in meinem Namen einzuladen. Er that dies, meiner Ehre ungekränkt, auf eine so drollige Art, daß wir alle sehr wohl damit zufrieden waren.

Des andern Morgens ging's bereits an's Exercieren. Dies schien mir nun freilich keine Hexerei zu sein, doch wär' ich gewiß noch besser damit fertig geworden, hätt' ich nur selbst mehr Lust dazu gehabt. Allein der Ehrgeiz ersetzte gewissermassen, was mir an Lust abging. Auch muß ich gestehen, Konrad that mir dabei sehr gute Dienste, denn er exercirte immer mit mir auf meiner Stube. Daher kam es denn auch, daß ichs hierin, zur Freude

des Herzogs, und zum Erstaunen der Offiziere, bald zu großer Fertigkeit brachte. Allein mein Adjutant hatte sich bereits so sehr an's Fuchteln gewöhnt, daß ich dennoch zuweilen seine Klinge fühlen mußte. Dies verdroß mich denn nun um so mehr, je weniger ich eine solche Behandlungsart verdiente. Und daß ich dadurch nur immer mehr gegen den Kriegsdienst eingenommen werden mußte, läßt sich leicht begreifen. Mein Konrad mochte daher sich auch noch so sehr bemühen, mich durch Anleitung zu einem lockern Leben dafür zu gewinnen, so half doch alles nichts. Allein vielleicht wär' ich endlich durch die mancherlei aufgedrungenen Gelegenheiten zur Ausschweifung selbst ein unglückliches Opfer derselben geworden, hätte mich die gütige Vorsehung nicht mit einer rechtschaffnen Familie bekannt werden lassen, die mich durch ihren vortreflichen Umgang vom Abgrunde des Verderbens zurückhielt.

In dieser Familie befanden sich zwei Töchter, nicht schön, aber doch von sehr einnehmenden Wesen, und von dem redlichsten Herzen. Ausserdem empfahlen sie sich auch noch durch eine Geistesbildung,

wie man sie nur bei wenig Frauenzimmern zu finden pflegt. Und mit allen Vollkommenheiten, die ihnen eigen waren, verbanden sie eine so liebenswürdige Bescheidenheit, daß man ihnen ohnmöglich seine Hochachtung versagen konnte. In ihrem Umgang vergaß ich daher alles Kummers, mein Herz ward veredelt, mein Geschmack verfeinert, und mein ganzer äußerer Ton gebildet und abgerundet. Ohnmöglich konnt' ich daher an der rohen Lebensart des größten Theils meiner Kamraden noch Vergnügen finden. Ich entzog mich daher ihrer Gesellschaft immer mehr, allein dadurch so wol, als noch durch einen andern Umstand ward der Grund zu nachmaligem Ungemach und zu meiner endlichen Befreiung gelegt.

Einst kam Konrad auf mein Zimmer und sagte mir: „Hören Sie, Junker, ich glaubte Sie endlich dahin zu bringen, daß Sie mit Ihrem Schicksal zufrieden würden; allein ich sehe wol, daß alle meine Mühe vergebens ist. Der Adjutant hat, wie Sie wissen, mir gleich Anfangs aufgetragen, auf all Ihr Thun und Lassen sehr genau Acht zu geben. Heut will er an Ihnen ein Betragen be-

merkt haben, weshalb er weder Ihnen noch mir trauen zu können glaubt. Er drohete daher, daß, wenn das Ding sich nicht bald änderte, er Ihnen einen Aufpasser geben würde, auf den er sich mehr verlassen könnte. Wollen Sie nun nicht unter die Aufsicht eines grämlichen Menschen gerathen, der Sie täglich, um sich einzuschmeicheln, beim Adjutanten anschwärzt, so thun Sie wenigstens äusserlich, als ob Sie sich in Ihr Schicksal gefunden hätten. Besonders hüten Sie sich, den Umgang Ihrer Kamraden gar zu sehr zu fliehen, sondern behandeln Sie dieselben, wie wol es Ihnen einigen Zwang kosten mag, mit mehr Freundlichkeit und Theilnehmung. Das Gegentheil davon würd' Ihnen unzählige Neckereien und Verdrüßlichkeiten zuziehn."

Ich versprach ihm alles, und zwang mich in der That so viel als möglich, seinem Rath zu folgen. Denn Konrad hätt' ich um alles nicht gegen einen andern umgetauscht. Zugleich schenkt' ich dem Adjutanten, auf Konrad's Antrieb, auch eine schöne Tabatiere von Dresdner Porcellan, die

denn

denn machte, daß er mich auf einige Zeit wieder gütiger behandelte, als zuvor.

Indessen besucht' ich meine redliche Familie nach wie vor. Und da sie dicht an meinem Hause wohnte, so konnt' ich dies sehr leicht. Ich war bereits anderthalb Jahre in Stettin, als ich sie kennen lernte. Wie sehr freuet' ich mich, in ihrem Hause wieder Menschen zu finden, denn alle andre, mit denen ich Umgang haben mußte, schienen mir Unmenschen zu sein. Nur den Herzog, bei dem ich einige male die Woche auf eine Stunde sein mußte, und meinen Capitän nehm' ich aus. Der letztere war ein sehr feiner, artiger Mann, der mir mit vieler Höflichkeit begegnete. Er billigte daher das rohe Verfahren des Adjutanten auch keinesweges. Ich war sehr oft bei ihm zu Tische, wo er mich denn jedesmal väterlich ermahnte, ja der Stimme der Wollust und der Verführung nicht Gehör zu geben. Auch verschafte er mir, auf geäussertes Verlangen, Unterricht im Zeichnen. Den Umgang im Hause meiner redlichen Familie billigte er gar sehr, allein die Wege, die mich Konrad zu führen pflegte, gefielen ihm nicht.

Wie glücklich wär' ich gewesen, hätte der Herzog mich den Händen dieses Mannes anvertraut! Gewiß hätt' ich dann zu Stettin ein weit glücklicheres Loos gehabt. Auch er schien nicht im rechten Fach zu sein. Denn so gut er auch seinen Dienst verstand, so hätt' er sich doch zum Posten eines Ministers noch weit besser geschickt. Daher sagte der Herzog auch einst zu mir: „Seinen Capitän hat Gott im Zorn zum Soldaten gemacht.“ Wie? versetzt' ich ihm darauf, versteht er etwa seinen Dienst nicht recht? Vollkommen, antwortete der Herzog. Er ist dabei ein gelehrter, würdiger Mann, nur fehlt es ihm am rechten Pli, der einem Soldaten nöthig ist.

Da mein Hauptmann den Umgang auf meiner Nachbarschaft selbst für gut gefunden hatte, so setzt' ich ihn mit desto größerm Eifer fort. Der Sekretär, — dies war der Vater meiner jungen Freundinnen — unterrichtete mich im Rechnen und Italienischen, Mutter und Töchter lasen mir die besten neuesten Schriften vor und des Abends spielten wir blos zum Vergnügen, nicht um Geld, eine Parthie l'Hombre und dergleichen Spiele

mehr. Einst erzählte man mir auch, daß mein Adjutant eine Zeit lang gegen die Töchter den Verliebten gespielt, sich aber eines Tages so ungesittet dabei benommen habe, daß ihm auf eine nachdrückliche Art die Thür gewiesen sei. Aus diesem Umstande und der Rachsucht des Adiutanten läßt sich denn sein ganzes nachmaliges Betragen gegen mich sehr gut erklären, weshalb ich ihn nicht mit Stillschweigen übergehen durfte.

Mein Konrad, dem durch den öftern Besuch des Sekretärs und seiner Familie zum Wohlleben nicht wenig entging, indem ich ihm nun weit seltener in's Weinhaus folgte, hatte mir schon oft seine Unzufriedenheit darüber bezeugt. Zuletzt kam auch der Adjutant einst auf mein Zimmer und sagte mir drohend: „Junker, ich hab' erfahren, daß Er so oft hier neben an zu den feilen Dirnen geht. So fern ich noch einmal davon höre, so werd' ich Ihn zusammenfuchteln, daß Er gewiß das Laufen vergessen soll. Ich klagte es den guten Leuten und meinem Capitän, allein der letztere gab mir zur Antwort: Subordination ist die erste Regel beim Kriegsdienst. Sie sind Junker, und

er Ihr Adjutant, und dazu Ihnen noch vom Herzog besonders vorgesetzt. Ich will und kann die Ursachen nicht untersuchen, warum er Ihnen das Haus verbietet, allein gehorchen müssen Sie ihm, und dürfen dabei, — setzte er lächelnd hinzu, — nicht einmal sauer sehn. Gewöhnen Sie sich im Kleinen zu einem strengen Gehorsam in allem dem, was Ihre Obern befehlen, so wird er Ihnen hernach im Großen desto leichter werden.

Allein ich genoß zu viele Freundschaft im Kreise der redlichen Familie, und hatte mich bereits zu sehr an ihren Umgang gewöhnt, als daß ich so gleich darauf Verzicht thun konnte. Oeffentlich durft' ich sie nun zwar nicht mehr besuchen, und ohne Konrads Vorwissen, der mich nicht mehr aus den Augen ließ, war es mir unmöglich, irgend etwas vorzunehmen. Ihn sucht' ich daher durch Geschenke zu bestechen, daß er mir zuweilen des Abends verstohlner Weise in das benachbarte Haus hinüber zu schleichen erlaubte. Welche Wollust für mich, dann ein Paar Stunden eines vernünftigen und liebreichen Umgangs geniessen zu können!

Jedoch währt' auch diese Freude nicht lang. Der Adjutant war dahintergekommen, daß ich, trotz seinem Befehl, dennoch auf der Nachbarschaft gewesen sei. Er kam daher auf meine Stube, und fuchtelte mich dergestalt herum, daß ich lange Zeit unter den Händen des Feldscheers zubringen mußte. Nun verging mir alle Lust, noch ferner auf die Nachbarschaft zu gehen. Nach einigen Monaten begegnete mir die ältere Demoiselle auf der Straße. Ich ging einige Minuten neben ihr, um nach langer Zeit wieder einmal mit ihr zu reden. Zum Unglück kam der Adjutant des Wegs daher. Er sahe mich, und zog mir daher sogleich einige Hiebe über den Rücken, daß ich fast zu Boden sank. Doch zu Hause ging das Fuchteln erst recht an, so daß ich augenblicklich auf der Stelle bleiben zu müssen glaubte. Er hieb noch immer zu, als die Ordonnanz vom Herzog kam, die mich zu ihm berief. Dies geschah sehr oft, und dann mußt' ich dem Herzog entweder dies und jenes lesen, oder etwas für ihn abschreiben. Ich lief, so verstöhrt wie ich war, zum Herzog hin. Wie zum Teufel sieht Er aus? Aus welchem schlechten

Hause kommt Er her? war seine Anrede. Ich erzählt' ihm alles, und indem ich vor ihm stand, schwollen mir Arme und Lenden dergestalt auf, daß die Näthe rissen. Kaum konnt' ich mich länger auf den Füßen halten, ich lehnte mich daher an einen Stuhl. Der Herzog rief einen Bedienten, ließ die Näthe an den Aermeln meines Rocks vollends aufschneiden und mich auskleiden. Armer Schelm, sagt' er darauf, ein bischen zu viel war es doch wol, was Er bekommen hat! Dann nahm er aus seiner Feldapotheke etwas Spiritus, wusch mich selbst damit, und befahl, mir einen Mantel umzuhangen, und mich nach Haus zu bringen. Zugleich gebot er mir auch, den Feldscheer holen zu lassen, und so lang von der Parade zu bleiben, bis ich besser wäre. Allein des Morgens darauf ließ der Adjutant mir sagen: Wenn ich mich nicht so gleich anzöge und auf die Parade ginge, so wollt' er mich dahin fuchteln. Konrad zog mich daher so gut, als möglich an, und nähete mir Rock und Beinkleider auf dem Leibe zusammen. Doch standen die Näthe an mancher Stelle noch fingerbreit auseinander.

Einige Wochen nachher ſollte unſer Regiment beim Schluß des Exercirens mit dem Regiment des Prinzen Moritz von Deſſau eine blinde Bataille liefern. Ich war ein ſchmächtiger Knabe, der kaum die große Fahne tragen konnte. Nun wehete an dieſem Tage noch ein ſehr ſtarker Wind, der mir das Tragen derſelben noch gar ſehr erſchwerte. Indem nun unſer Regiment ſich ſcheinbar über Hals und Kopf zurück zog, ſo fiel ich mit meiner Fahne, und alles ging über mich weg. Ich ward hiebei gar ſehr beſchädigt. Bevor ich mich nun noch aufraffen und entfliehen konnte, kam das feindliche Regiment des Prinzen Moritz heran, und nahm mich gefangen. Doch ward ich bald darauf ſamt der Fahne durch ein Kommando dem Herzog von Bevern zurückgeſchickt. So wenig ich nun auch für dieſen Vorfall konnte, indem er weder meiner Ungeſchicklichkeit noch Flatterhaftigkeit, ſondern einzig und allein meinem Mangel an körperlicher Stärke beizumeſſen war; ſo erhielt ich dennoch vor der Fronte des Regiments, wie wohl mein Hauptmann und mehrere andre für mich baten, vom Adjutanten ſechzig derbe Fuchtel aufge-

zählt. Ich hätte noch mehr erhalten, wenn der Herzog nicht schleunig herbeigeritten wäre, und halt! gerufen hätte.

Mein redlicher Hauptmann gerieth darüber mit dem Adjutanten in einen Wortwechsel, und als wir in die Stadt gerückt waren, begaben sie sich ohne Sekundanten auf den Kirchhof, um die Sache durch den Degen auszumachen. Der Adjutant wußte dem Hauptmann den Degen aus der Hand zu schlagen, und als dieser ihn eben wieder aufheben wollte, so hieb er ihm auf eine schändliche Art vier Finger ab, und spaltete ihm die Hirnschale. Man bracht' ihn für todt nach Hause, und nur mit vieler Mühe ward er am Leben erhalten. Der Adjutant, ein Liebling des Herzogs, erhielt auf einige Zeit Stubenarrest, und damit war seine Strafe vollendet.

Unglücklicher Wahnsinn, die Beleidigung einer oft falschverstandenen Ehre durch den Degen zu rächen, wie lang wirst du die Menschen noch fesseln? Schon so manches traurige Opfer sank durch deine Wuth, das noch lang die Ehre, noch lang der Segen des Vaterlandes sein konnte. Von dir

fordert so manche Gattin den Gatten, so mancher Sohn den Vater, so manche Braut den Bräutigam zurück. Du führtest mit verderblicher Hand oft Jammer und Elend in den Schooß sonst glücklicher Familien ein. Blühende Geschlechter wurden durch dich verheert, durch dich sanken Wohlthäter des Menschengeschlechts in ihrer Blüte dahin, und zerstümmelt und zur Arbeit verderbt, klagen die traurigen Zeugen deines Grimms dich an, die zwar dem Tode, doch nicht dem Stempel der Schand' entgingen, womit du deine Verehrer zu brandmarken gewohnt bist. O, wie lang werden die Menschen in ihren Kreisen noch dich dulden, und dadurch sich selber schänden! Wie lang werden sie's noch für süßer halten, deine Altäre mit Blut zu färben, als sich durch Großmuth, durch Mitleid, durch Wohlthun zu rächen! Wann werden sie dich, unseliges Kind der Dumheit und Barbarei, o Zweikampf, zur Hölle zurückdrängen, woher du entstammst, und dadurch einen Kranz sich winden, der Ewigkeiten blühen wird!

Funfzehnter Brief.

Der Verfaſſer entwiſcht aus Stettin und findet unterwegs einen alten treuen Bedienten ſeines Vaters, der ihm die wichtigſten Dienſte leiſtet.

Unter meinen Bekannten zu Stettin waren auch ein Paar dortige Gymnaſiaſten. Dieſen hatt' ichs nun geklagt, daß der Adjutant öfters ohne Mondirung, um ſich beſſer bewegen zu können, auf mein Zimmer komme, und mich unverdienter Weiſe zuſammenfuchtle. Dies brauchen Sie gar nicht zu leiden, ſagten ſie; wenn er nicht in Mondirung iſt, ſo können Sie ſich ihm getroſt widerſetzen, ohne daß man Ihnen ein Haar krümmen darf.

Kurz darauf hatte der Adjutant erfahren, daß ich hinten aus meinem Schlafzimmerfenſter ein Billet in den Garten des Sekretärs geworfen hatte. Der Gebrauch der Vorderfenſter war mir ſchon lang verſagt. Denn die jüngere Demoiſelle hatte mir einſt eine Taſſe Kaffee aus ihrem Fenſter in

das meinige gereicht, das dicht daran stieß. Dies war dem Adjutanten hinterbracht, er ließ mir daher die Vorderfenster so verkleben, daß ich sie nicht mehr gebrauchen konnte. Itzt da ich zu den Hinterfenstern meine Zuflucht genommen hatte, und der Adjutant nun sahe, daß er durch alles Drohen und Abschneiden der Gelegenheit seine Absicht nicht erreichen konnte, so ward er doppelt aufgebracht. Er kam daher im Schlafrock und mit der bloßen Fuchtel zu mir, und fluchte, daß mir angst und bange ward. Er hat schon wieder Billets an die Menscher geschrieben? Wart Er nur, ich will Ihn lehren! und damit fuhr er auf mich los. Ich saß so eben mit bloßem Säbel in der Hand, den ich putzte. So gleich erinnert' ich mich an die Worte der Gymnasiasten. Herr, rief ich aus, sind Sie Officier, so legen Sie erst Montirung an, sonst respektir' ich Sie nicht. Bei diesen Worten sprang ich auf, fuhr ihm unter den Hieb, und gab ihm mit meinem kurzen Säbel einen Streich in's Gesicht, daß ihm Hören und Sehn verging. Der Hieb, wie ich nachher vernahm, war nicht tief, doch war er dadurch von

der einen Backe zur andern über den Mund gezeichnet.

Er rief so gleich seine Aufwärter, allein ich hieb wie rasend um mich her, so daß alles vor mir zurückfuhr. Schnell schoß ich dann die Treppe hinab, und flog wie ein Pfeil durch Umwege ins Haus der Gymnasiasten, wo zum Glück mich Niemand sonst bemerkte. Da haben wir's nun, rief ich ihnen zu, als ich in ihr Zimmer trat, der Adjutant hat mich abermals auf meiner Stube fuchteln wollen, ich hab' ihm aber so eins mit dem Säbel über's Gesicht versetzt, daß er wol an mich denken soll. Allein was ist nun zu thun? Beide wurden todtenblaß. Mein Gott! sagten sie, wir sind insgesamt verloren, wenn man Sie bei uns trift. Geschwind, rief darauf der Eine, der entschlossener war, geschwind mit Ihnen in den Kanal! Es war nämlich hinter ihrem Zimmer ein Kanal, über welchem ein geheimer Ort erbauet war. Hieher ward ich so gleich gebracht, man öfnete mir mit dem Beil durch Aufhebung der Bretter einen Weg, holte eine Leiter, die in der Nähe stand, und so stieg ich dann in den

furchtbaren Abgrund hinab. So bald ich unten war, wurden die Bretter wieder gehörig zusammengefügt, so daß man ohne genaue Untersuchung nichts merken konnte. Kaum war alles wieder in Ordnung, als Lerm im Hause entstand. Mehrere Unterofficiere nebst einem Officier traten in die Stube der Gymnasiasten, die ganz emsig bei ihren Büchern saßen. Wo ist der Fahnjunker, fragten sie, der sich hieher geflüchtet hat? Fahnjunker? versetzte der Eine, davon wissen wir nichts! Wir haben ihn wol in acht Tagen nicht gesehn! Nun ward alles in der Stube umgekehrt, allein — umsonst. Fluchend gingen sie hinweg, allein es währte keine halbe Stunde, so kehrten sie verstärkt zurück. Zum Henker! schrie der Officier, der Fahnjunker muß hier sein, man hat ihn hier in's Haus laufen sehn, — und nun ging's von neuem an's Visitiren. Doch auch dies war so fruchtlos, wie das erste. Man mußte daher nochmals unverrichteter Sache hinweg. Nur ward der Wirth, der doch von allem nichts wußte, in Verhaft genommen.

Es war bereits December, als dies vorfiel. Wie wohl es mir daher in meinem unterirrdischen Gefängniß sein mußte, läßt sich leicht denken. Von manchen andern Unannehmlichkeiten, die mir hier wiederfuhren, schweig ich, sie verstehn sich von selbst. Vor der Nacht war an keine Erlösung zu denken. Ganz erkältet zog man mich endlich hervor, schnitt mir mein schönes, langes Haar ab, und verstellte mich so gut, als möglich. Des Nachts schlief ich zwischen ihnen beiden, aber immer in Todesangst. Bei Tage aber war mein Aufenthalt beständig im Kanal. So bracht' ich fünf ganzer Tage zu.

Endlich ward beschlossen, ich sollt' es wagen, bei hellem Tage mit der Post aus der Vestung zu fahren. Dies war der einzige Weg, zu entkommen, so gefährlich er auch war. Man beförderte meine Flucht auf folgende Art. Es ward mir eine Perücke nebst hübscher bürgerlicher Kleidung, Mantel, Reisemütze, Fuchsschwanz um den Hals, ein Koffer mit guter Wäsche und eine Börse von achtzig Thalern angeschaft. Das meiste zu dem allen lieferte der redliche Sekretär. Nun wollte

ein Gymnasiast um diese Zeit just die Universität Rostock beziehn. Er hieß zu meinem Erstaunen, Unruh, wie ich mich ehmals selber nannte. Dieser nahm einen ordentlichen Paß für sich, und miethete sich einen Bedienten. Beide lieh er mir, und ging selbst zu Fuß voraus. Das Posthaus lag nah am Kommendantenhause. Die Post fuhr gerade um halb zwei Uhr des Mittags ab, und der Herzog war gewohnt, so bald in's Horn gestoßen ward, mit seinen Gästen von Tafel aufzustehn, und aus dem Fenster der Abfahrt des Postwagens zuzusehn. Dies alles wußt' ich, man urtheile daher, wie mir zu Muth sein mußte. Dennoch entschloß ich mich, das Aeusserste zu wagen, um wieder frei zu sein. Auf den Fall, daß ich erkannt werden sollte, hatt' ich ein Terzerol bei mir; mit diesem hätt' ich mir so gleich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Mehr als zwanzig Gymnasiasten, die paarweis gingen, brachten mich mit Sang und Klang zum Posthaus. Ein Mädchen, die einen Korb mit Wein und Römern trug, ging vorauf. Wir hatten es so abgepaßt, daß der Postillon schon zum drittenmal in's Horn

ließ, als wir anlangten. In aller Eil ward nun eingeschenkt, und dem Herzog ein Vivat gebracht. Ich leerte getrost mein Glas, warf es über den Kopf, setzte mich auf und — fuhr davon. Es waren mehrere Passagiers auf der Post. Alle nehmen Hut und Mütze ab, als wir vor dem Fenster des Herzogs vorüberfuhren. Auch der Adjutant war hier und hatte ein langes schwarzes Pflaster übers Gesicht. Ich stellte mich, als ob ich mich eifrig bemühte, gleichfals meine Reisekappe loszumachen, um den Herzog zu begrüßen. Während dessen kamen wir denn an's Thor, wo zu meinem Schrecken gerade der Sergeant die Wache hatte, der mich im Zeichnen unterrichtete. Er trat selber an den Postwagen, fragte jeden einzeln und kam endlich auch zu mir. Wer ist der Herr? fragt' er mich. Student! — Woher? — Aus Stettin! — Wohin? — Nach Rostock! — Den Paß? — Hier ist er! — Wo ist der Bediente? — Kommt nach. — Reisen Sie mit Gott! — Der Postillon stieß ins Horn und fuhr davon.

Ohngefähr eine Meile von Stettin fand ich den vorangegangenen Gymnasiasten. Er stieg nun

als mein Bedienter auf, und so fuhren wir immer weiter fort. Als ich auf die Grenze kam, umarmt' ich meinen Freund, und sagte ihm mit Thränen in den Augen den herzlichsten Dank. Dann schoß ich mein Terzerol in die Luft, und dankte Gott auf den Knieen, daß er mich durch tausend Gefahren hindurch so glüklich im Hafen der Freiheit landen ließ. Um schneller fortzukommen, nahm ich darauf Extrapost, und gelangte in Kurzem froh und wohlbehalten in Rostock an.

Von hier schrieb ich an den Herzog, und bat um meinen Abschied. Doch der Art, wie ich entkommen war, erwähnt' ich mit keiner Silbe. Ich stellte ihm vor, daß ich zum Kriegsdienst gezwungen, und noch dazu gar zu tyrannisch vom Adjutanten behandelt sei. Auch vergaß ich nicht hinzuzusetzen, daß lezterer immer ohne Mondirung mich zu fuchteln gekommen sei, weshalb ich's nicht für meine Schuldigkeit gehalten hätte, ihn für einen Officier anzuerkennen, und als solchen zu behandeln.

Der Herzog antworte mir sehr gnädig, und versicherte mich auf Fürstenparole, daß, wenn ich

mich von selber wieder einstellen wollte, er alles vergessen und vergeben würde. Zugleich versprach er mir auch, daß ich fernerhin nicht mehr unter der Aufsicht des Adjutanten stehe, sondern zu meinem Hauptmann ins Quartier gelegt, und die erste Officiersstelle bekommen sollte, die erledigt werden würde. Allein an den Abschied sei auf keinen Fall zu denken. Und stellt' ich mich nicht freiwillig wieder ein, sondern würde irgendwo aufgefangen, so würd' er mich auf eine Art bestrafen, die allen zum Exempel dienen solle. — Allein ich hütete mich wohl, wieder in die Falle zurückzugehen, aus der ich so glüklich entkommen war. Späterhin haben meine Vormünder meinen Abschied für acht hundert Thaler erkauft.

Das Erste, was ich in Rostok beim Absteigen vom Postwagen in's Auge bekam, war der Jäger meines Vaters. Schon glaubt' ich nicht anders, als ich sey schon wieder verrathen, und mein Vater habe mich bereits beim Halse, um mich in ein noch ärgeres Joch einzuspannen, als meine bisherige Sklaverei gewesen war. Ich sah mich daher bereits nach einem Zufluchtsorte um, als Frie-

drich, so hieß der Kerl, der lange Zeit bei meinem Vater gewesen war, auf mich los kam, mir um den Hals fiel, und durch tausend Zeichen seine Freude zu erkennen gab. Um Gottes willen! lieber junger Herr, wo kommen Sie denn her? rief er mir zu. — Nein, mein Auge trügt mich nicht, Sie sind es selbst. Gewiß sind Sie davon gegangen? — Ich bin es auch, und daher treffen wir hier gut zusammen. Nun schöpfte ich wieder etwas Luft, da ich vorher in tausend Aengsten gewesen war. Bald, mein guter Friedrich, versezte ich darauf, hättest du mich zum Laufen gebracht. Schon dacht' ich, mein Vater säße mir auf dem Nacken, und sann bereits auf Wege, ihm zu entfliehen. Sei mir tausendmal willkommen, und erzähle doch, wie du hieher gekommen bist!

Vor Ihrem Vater können Sie sicher sein, war seine Antwort, der ist weit genug von hier. Ich habe mich in des Königs Wildbahn treffen lassen, und daher sogleich die Flucht ergreifen müssen. Ihr Vater schickte mir ein gut Stück Geld und meinen Abschied nach, und so irr' ich noch jezt ohne Dienst umher. Haben Sie nun

noch keinen Bedienten, so geh ich nicht von Ihnen, sondern bin entschlossen, mit Ihnen zu leben und zu sterben. Er blieb also von Stund an als Bedienter bei mir, und wie viel Dienste mir der Redliche erzeigte, dies wird die Folge meiner Geschichte lehren.

Glücklich ist der, dem der Himmel einen so treuen Freund in seinem Bedienten an die Seite stellt. Er kann getrost allen Gefahren entgegen gehen, denn es fehlt ihm nie an Hülfe; und unterliegt er ihnen, so unterliegt er ihnen nie allein. Wenn alle Bekannte und Freunde von ihm fliehen, wenn selbst Bruder und Schwester ihn der Angst zum Raube überlassen; dann weicht er nicht von ihm, dann haucht er Trost und Beruhigung in sein wundes Herz, dann wagt er alles um den Frieden in seine Brust zurückzuführen, der daraus entwichen ist. Wer sah nicht schon den treuen Diener am Krankenbette des geliebten Herrn? Kein Schlaf kommt in sein Auge, kein Bissen Brod in seinen Mund, keine Freude in sein Herz, so lange noch Gefahr dem theuren Leben drohet. Und giesst Genesung wieder Röthe über die welkende Wange

und Heiterkeit in das getrübte Auge; o wer freut sich dann so innig, wem rinnt die Thräne des Entzückens dann so rein und heiß, als dem treuen Diener, der nie dem Krankenbette seines Herrn entwich! Ich hab' es erfahren, geliebte Kinder! und wünsche, daß ihr es ingesamt, wie ich, erfahren möget, welch ein Schatz ein solcher Freund, ein solcher Diener iſt. Nie hat ein Mensch es redlicher mit mir gemeint, als Friedrich, der nur dann sich glücklich fühlte, wenn ich es war, nur dann Freude haben wollte, wenn ich sie hatte, nur dann der Ruhe genoß, wenn er auch mich in ihrem Schooß wußte. O, daß ich ihn so bald verlieren mußte, den edlen, biedern Freund, daß er nicht durch alle Tage meines irrdischen Lebens mich begleiten konnte, daß er nicht sein brechendes Auge mit mir im Tode schlieſſen, und in die bessere Welt hinüberschlummern durfte! Gewiß hätt' ich dann der Leiden weit weniger, und der Freuden weit mehrere gehabt. Allein ich sollte das Glück seines Besitzes nur kennen lernen, um seinen Verluſt deſto tiefer zu fühlen. Friede des

Himmels umschwebe die Asche des Edeln und sein Geist geniesse aller Glückseligkeit, die er in seinem irrdischen Wirkungskreis verdiente!

Sechszehnter Brief.

Der Verfasser geht nach Amsterdam, und findet bei einer redlichen Judenfamilie, was er bei Christen vergebens suchte.

Durch die Mühseligkeiten und Beschwerden, die ich seit einigen Wochen ausgestanden hatte, war meine Gesundheit völlig untergraben. Ich ward daher so gefährlich krank, daß die Aerzte schon alle Hofnung zur Genesung aufgaben, und anfiengen, mich zu verlassen. Mehrere Tage lag ich ohne Bewußtsein da, und gab kaum noch einige Zeichen des Lebens von mir. Und gewiß würd' ich ein Raub des Todes geworden sein, hätte nicht Friedrich all sein Möglichstes zu meiner Rettung gethan. Er war schon bei Jahren, besaß einen rei-

chen Schatz von Erfahrungen, und wußte sehr gut mit Kranken umzugehen. Mein Wirth versicherte mich daher, als ich genas, er habe in seinem Leben noch nie Jemanden so für einen Kranken sorgen sehn, als Friedrich für mich Sorge getragen hätte. Kein Schlaf war in sein Auge gekommen, keine Ruhe hatte seinen bekümmerten Geist erquickt. Und die Sparsamkeit, mit der er überall zu Werk gegangen war, war so groß, daß er kaum sein Leben dabei unterhalten hatte.

Als ich besser war, sagte er mir, er habe an meinen Vater geschrieben, daß man meinetwegen unbesorgt sein möchte. Ich würde nach Holland gehen, wohin ich Empfehlung hatte. Ich schrieb selbst nach einiger Zeit, aber weder er, noch ich, erhielten Antwort. Mein Bischen baares Geld war indessen drauf gegangen; ich ward daher genöthigt, da ich meiner Gesundheit wegen noch drei Monate liegen bleiben mußte, meine Uhr nebst allem andern zu Gelde zu machen, was ich nur irgend entbehren konnte. Endlich reist' ich ab. Mein Weg gieng über Hamburg nach Amsterdam. Im Gasthofe zu Hamburg fand ich einen

jungen Menschen, der mir dem Aeußern nach ganz wohl gefiel. Er wünschte mit mir nach Holland zu reisen, allein es fehlt' ihm an Geld dazu. Friedrich verwandte sich für ihn, ich nahm ihn daher frei mit nach Amsterdam. Unterwegs erlitten wir einen ungeheuren Sturm, und liefen mit Lebensgefahr bei Friesland in den Hafen ein. Hier mußten wir des Windes halber mehrere Wochen liegen bleiben. Dies kam mir, zumal da ich nun noch eine Person mehr zu unterhalten hatte, sehr hoch zu stehen. Ich hatte daher nur noch sechs Gulden im Vermögen, als ich zu Amsterdam an's Land trat. Ohnmöglich konnte ich mit so geringer Baarschaft mich in einen grossen Gasthof einquartieren. Ich bat also den Schiffer, mir eine kleine Herberge anzuweisen, wo ich nicht so viel Aufwand machen durfte. Er brachte mich daher auf den Harlemer Teich in eine schmale Gasse zu einer alten Wittwe. Hier lebte ich eine Zeit lang ohne die Gefahr zu ahnden, worin ich schwebte; denn dies Haus war der Seelenverkäufer wegen sehr gefährlich.

Ich war von einem Sekretär in Stettin an einen holländischen Officier empfohlen, der zu Herzogenbusch in Garnison liegen sollte. Allein ich erfuhr von ohngefähr, daß sein Regiment nach Nord-Holland verlegt war. Mein Geld schmolz immer mehr zusammen, wovon sollt' ich also die Kosten zu einer Reise dahin bestreiten? Der junge Mensch, den ich von Hamburg mitgenommen hatte, gieng mich zwar nichts mehr an, denn er wollte nach Ostindien, und lebte nun auf seine Rechnung. Tag und Nacht quält ich mich mit Gedanken, woher ich Geld nehmen wollte, um meinen Plan vollends auszuführen. Mit allen Ihren Sorgen, lieber Herr, sagte Friedrich zu mir, richten Sie doch nicht das geringste aus. Es muß daher auf eine andere Art Rath geschaft werden. Ich habe mich bereits nach Kaufleuten erkundigt, die nach Dännemark handeln. Vielleicht daß einer derselben, wenn Sie Ihren Namen sagen, und Ihren Brief an's Regiment vorzeigen, so gefällig ist, Ihnen das nöthige Geld vorzuschießen. Dieser Anschlag war nicht zu verwerfen. Wir beschloßen daher, uns so gut als möglich herauszuputzen, eine

Miethkutsche zu nehmen, und umherzufahren. Um noch mehr Staat zu machen, sollte der junge Mensch, den ich mitgebracht hatte, mit hinten auftreten, als ob er mein zweiter Bedienter sei. Schon glaubten wir durch Ausführung dieses Plans aus aller Noth zu sein, allein noch wußten wir nicht, wie schwer es an einem so großen Orte halte, Geld zu bekommen, wo so viele Abentheurer auf andrer Börsen Jagd zu machen pflegen.

Wir hielten nach Friedrichs aufgeschriebener Addresse vor einem grossen Hause still. Ich ward gemeldet, und in ein sehr prächtiges Zimmer geführt. Ein ehrwürdiger Mann, mit einer langen Allongeperücke geschmückt, kam mir entgegen, und begegnete mir mit aller nur möglichen Würde. Nachdem ich ihm mein Anliegen vorgetragen hatte, gab er mir mit grosser Bescheidenheit zur Antwort: „Gern will ich Ihnen, mein Herr, das „alles glauben, was Sie mir da sagen, und mich „dünkt so gar, Ihren Namen schon gehört zu ha„ben. Allein ich bedaure herzlich, daß ich „Ihnen nicht dienen kann Ich habe weder „Verkehr noch Briefwechsel mit nordischen Län-

„bern. Fahren Sie aber zu dem Herrn, von dem „ich Ihnen die Addreſſe geben will, da werden Sie „gewiß keine Fehlbitte thun.“ Er wünſchte ſo ſehr meiner wieder los zu werden, daß er ſelbſt hinlief, mir die Addreſſe aufzuſchreiben. Ich dankte ihm darauf auf das verbindlichſte, ſetzte mich wieder in die Kutſche, und fuhr ab. Friedrich ſahe mich beim Einſteigen an, ich ſchüttelte den Kopf, und ſagte nur, wohin wir weiter fahren wollten.

Auch beim zweiten Kaufmann kamen wir an. Ich ward gleichfalls angemeldet, und mit dem größten Ceremoniel empfangen. Der Herr entſchuldigte ſich wegen ſeines gewiß ſehr prächtigen Schlafrocks und ſeiner Pantoffeln, und fragte, ob er nicht die Ehre haben könnte, mir mit etwas aufzuwarten. Er rühmte mir ſeinen vortreflichen Capwein, und Gott weiß, was noch mehr! und befahl, Chokolade zu bringen. Allein kaum hörte er meinen Geſuch, als er, ohne die Chokolade zu erwarten, die Thür aufmachte, mit dem Finger darauf zeigte, und ſagte: mein Freund, Sie kommen zu dem Unrechten, ich kann Ihnen nicht

dienen. Er ließ mich hierauf allein zur Thür hinausgehen, und schlug dieselbe, dergestalt hinter mir zu, daß ich fast aus aller Fassung kam. Traurig stieg ich in die Kutsche, und befahl dem Kutscher nach der Tygersgraft zu Herrn D** zu fahren.

Der Kaufmann lief mir schon auf der Treppe entgegen. Er war ein starker finstrer Mann, dem seine lange Perücke ein ehrwürdiges Ansehen gab. So bald ich in's Zimmer trat, bat er mich, Platz zu nehmen, freute sich über die Ehre mich bei sich zu sehen, und erkundigte sich nach meinen Befehlen. Ich nannte ihm dann meinen Namen, und sagte, daß ich Willens sei nach Nord-Holland zu reisen und Kriegsdienste zu nehmen; allein mein Geld sei all geworden, und ich suchte daher jemand, der mir auf einen Wechsel etwas vorschösse. Bei diesen Worten verschob er seine Perücke, und als ich noch hinzusezte, ich hätte gehört, daß er nach Dännemark handle, ich bät' ihn daher nur um hundert Gulden, um mit meinem Bedienten nach der Garnison zu kommen; so stand er auf, und sagte: „Gehen Sie mit Ihrem Bedienten zum

„Henker! Glauben Sie, daß wir Herren in Am„ſterdam Narren ſind, um uns von Landſtrei„chern betrügen zu laſſen? Nein, dazu ſind „wir zu klug geworden!“ Bei dieſen Worten faßt' er mich beim Arm, und ſchleuderte mich ſo unſanft nach der Thür, daß ich nicht weiß, wie ich in den Wagen und nach Hauſe kam.

Ich war froh, als ich wieder auf meinem Stübchen war, um mich ungeſtört meinem Kummer überlaſſen zu können. Ohne Geld an einem fremden Ort zu ſeyn, und noch dazu für einen Betrüger gehalten zu werden, dies war mir ein ſehr ſchrecklicher Gedanke. Ich ſann und ſann, um einen Ausweg aus dem furchtbaren Labyrinth zu finden, in das ich durch Schuld des Schickſals gerathen war; doch nirgends fand ich nur einen Schimmer von belebender Ausſicht. Verzweifelnd ſtarrt' ich daher mit dem Auge zur Erde, als Friedrich zu mir kam. Auch ihm war der Verdacht eines Betrügers nicht minder ſchrecklich, als mir, doch gab er darum noch nicht alle Hoffnung zur Rettung auf. Er gieng aus, kam bald darauf wieder, und ſagte, er habe einen reichen

Juden ausfündig gemacht, der ein rechtschaffener Mann sei, und viel Verkehr mit Fremden habe. Wir mietheten daher für unser letztes Geld abermals einen Wagen, um nach dem Juden hinzufahren, und beschlossen, wenn auch dies vergebens sei, alles bis auf zwei Hemden zu verkaufen, um dadurch nach der Garnison hinzukommen. Sollten Sie, sagte der redliche Friedrich, auch nur so viel Geld bekommen, um allein reisen zu können, gern bleib ich hier, und suche mich indeß so gut als möglich durchzuhelfen, bis ich wieder bei Ihnen eintreffen kann.

Wir kamen vor der Thür des Juden an. Eine sehr gefällige Frau führte uns in ein kleines Zimmer, und sagte, ihr Mann sei nicht zu Hause, doch komme er morgen wieder. So fern ich nun ihr mein Begehren anvertrauen wollte, so könnt' ich morgen Antwort holen lassen. Ich sagte ihr darauf offenherzig, — denn das ganze Benehmen der Frau flößte mir Vertrauen ein — woher ich käme, wohin ich wollte, und daß meine gegenwärtige Lage mich zwänge, zur Güte eines Menschenfreundes meine Zuflucht zu nehmen, und mir

einigen Vorschuß zu erbitten. Zugleich erzählt' ich ihr auch, wie grob ich bei meinem Gesuche von einigen reichen Kaufleuten behandelt worden sei, die mich sogar für einen Betrüger angesehen hatten. „Ich bedaure Sie, mein lieber junger Herr, war ihre Antwort, denn ich seh es Ihnen und Ihrem Bedienten an, daß Sie ehrliche Leute sind. Indessen versichere ich Sie, daß man sich hier vor Betrügereien nicht genug hüten kann. Fast täglich wird man überlaufen, und bei der größten Vorsichtigkeit büßt man doch öfters ein. Dem ohngeachtet werde ich meinen Mann, der gar kein hartes Herz hat, zu Ihrem Vortheil einzunehmen suchen. Sie ließ darauf Konfekt, Sekt und Früchte bringen, und auch für meinen Friedrich ein Glas Wein einschenken, und bestimmte mir für den folgenden Tag eine Stunde, wenn ich wieder kommen sollte. Als ich ihr mein Logis nannte, so schlug sie in ihre Hände, und sagte: lieber, bester Herr, das ist ja ein Seelenverkäuferhaus! Nehmen Sie sich um Gottes willen in Acht, sonst sind Sie verloren! Sie erklärte mir hierauf, was das sagen wolle, und daß man

hier alle Fremde mit Gewalt und List zu bewegen suche, als Matrose oder Soldat nach Ostindien zu gehen, wohin solche Menschen für ein Spottgeld verkauft würden.

Etwas beruhigter fuhr ich nun nach Hause, jedoch konnte weder ich noch Friedrich die ganze Nacht ein Auge zuthun. Denn nun fürchteten wir jeden Augenblick überfallen, gebunden, und nach Ostindien fortgeschleppt zu werden. Zwar wohnte die alte Wirthin, die den Schein einer sehr frommen Matrone hatte, ganz allein im Hause, doch hatten wir bereits allerlei starke Schifsleute aus und eingehen sehen, und sehr vertraut mit der Alten reden hören. Wir waren daher froh, als es Morgen ward. Wieder einen Wagen zu miethen, dazu fehlte es uns an Geld, ich gieng daher mit Friedrich zu Fus nach dem Hause des Juden.

Als wir ankamen, war der Mann schon ausgegangen. Die Jüdin aber machte mir guten Muth, ließ Chokolade bringen, und unterhielt mich aufs artigste, bis ihr Mann zurückkam. Auch er war ein guter Mann, dessen Menschenliebe sich sogleich in allen seinen Gesichtszügen ankün-

ankündigte. Siehe da, lieber Mann, rief ihm die Frau entgegen, hier iſt der junge Herr, von dem ich geſtern mit dir ſprach. Nicht wahr, man ſieht es ihm ſogleich an, daß er ein ehrlicher Mann iſt? Der menſchenfreundliche Jude grüßte mich ſehr höflich, betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen, machte verſchiedene Bewegungen mit der Hand, und ſagte einige mir unverſtändliche Worte zu ſeiner Frau, woraus ich jedoch ſeine gute Meinung von mir zu errathen glaubte. Endlich ſagte er auf deutſch zu ihr: Ja, du willſt gern jedem helfen, dies habe ich bereits ſehr oft zu meinem Schaden erfahren. Wer bürgt mir denn dafür, daß mir der Herr das vorgeſchoſſene Geld zu rechter Zeit wiedergeben kann und will? Hat der Herr denn gar nichts an Golde oder Silber, was er mir zum Pfande geben könnte? So ganz ohne Koſtbarkeiten pflegen doch dergleichen Herrn nur ſelten zu ſein?" — Ich ſelbſt bin Bürge für ihn, verſetzte die Frau, indem ſie ihrem Mann die Backen ſtreichelte. — Sehr gern würde ich Ihnen ein Pfand anbieten, war meine Antwort, wenn nicht Krankheit und andere widrige

Zufälle mich faſt um all das Meinige gebracht hätten. Jedoch hab' ich noch einen Koffer mit etwas Leinwand und nothwendigen Kleidungsſtücken, wenn Ihnen dieſer zum Pfande gefällig iſt, ſo werde ich denſelben ſogleich herbeibringen laſſen. Friedrich, der draußen alles gehört hatte — denn die Thür ſtand halb offen — trat bei dieſen Worten plötzlich herein, und ſagte: auch ich habe noch etwas Geräth im Ränzel und dieſen Hirſchfänger und Kuppel mit ſilbernem Beſchlag; ſehr gern gebe ich es gleichfalls zum Pfande her! Die Thränen ſchoſſen mir bei dieſem Erbieten ins Auge, denn ſchon hatte der Redliche in Roſtock ſeine ſilberne Uhr, eine ſilberne Doſe, und einen kleinen goldenen Ring, das Einzige, was er von ſeiner längſtverſtorbenen Mutter noch aufbewahrt hatte, mit der größten Bereitwilligkeit für mich verkauft.

Gut, mein Freund, lächelte ihm der Jude zu, bringt nur alles her. Ich verlange zwar von dem allen nichts zum Pfande, allein ich will doch ſehen, ob ich mit Wahrheit berichtet bin. Iſt

dies der Fall, so verspreche ich, daß zu allem Rath werden soll.

So kommen Sie dann, lieber Herr, sagte Friedrich vor Freuden ganz ausser sich, um den Herrn zu überzeugen, daß wir ehrliche Leute sind. Ich gieng sogleich, ohne zu bedenken, daß ich kein Geld hatte, um in der Herberge zu bezahlen. Erst unterwegs fiel mir dies ein, jedoch hatte Friedrich schon ein Mittel ausgedacht, um dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen. Sobald wir in unserer Herberge angekommen waren, so mußte ich einen Brief mit einer falschen Addresse schreiben. Mit diesem schickten wir den jungen Menschen, den ich von Hamburg mit hiehergebracht hatte, und dem wir nicht viel trauten, in eine entlegene Straße. Darauf packte Friedrich so schnell als möglich ein, und lief nach der Wirthin, die allein im Hause war, gab ihr alles Geld, was wir noch übrig hatten, und bat sie allerlei einzukaufen, das, wie er wußte, nicht in der Nähe zu bekommen war. Sobald er diese aus den Augen verloren hatte, so hieng er seinen Ränzel um, nahm meinen kleinen Koffer auf die Schulter, und so verliessen wir das

Haus. An der Ecke der zweiten Straſſe legte er alles auf einen Schiebkarren, worauf wir denn geradeswegs zum ehrlichen Juden eilten. Sobald wir hier Geld bekommen hätten, wollte Friedrich ſogleich in die Herberge zurückkehren, und alles bezahlen, was wir daſelbſt ſchuldig waren. Wir waren bereits auf der letzten Brücke der Judenbreitenſtraſſe, als ich etwas hinter mich herrauſchen und die Stimme Friedrichs hörte. Ich ſahe mich um, und erblickte den Hamburger hinter mir, der ſeinen Hirſchfänger gezogen hatte, und mir den Kopf geſpalten haben würde, wenn nicht Friedrich gleichfalls blank gezogen, und mir das Leben gerettet hätte. Auch ich zog von Leder, eine Menge Pöbel umringte uns, und der Hamburger ſchrie uns für Diebe aus. Wir hätten mit ihm in einem Quartiere logirt, ſagte er, wären jetzt heimlich davon gegangen, und hätten ihm ſein Zeug mitgenommen. Friedrich gab ihm ein Paar mit der flachen Klinge, ſchalt ihn einen Lügner, und rief mir zu, nur gerade nach dem Juden hinzueilen, und Hülfe herbeizuſchaffen. Denn der Pöbel lärmte entſetzlich, warf mit Steinen, und wir

wären in ein völliges Handgemeng gekommen, wenn nicht die Juden bei der Nachricht, daß wir in eins der vorzüglichsten Häuser ihrer Nation hineilten, uns gegen den Christenpöbel in Schuz genommen, und sicher an Ort und Stelle gebracht hätten.

Mein ehrlicher Israelit stand eben mit seiner Frau an der Thür, als wir mit dem Schwarme von Menschen, der uns begleitete, uns seinem Hause näherten. Bestürzt erblickt er uns, und wußte nicht, was dieser ganze Auftritt zu bedeuten habe. Schaam und Bestürzung verschlossen mir den Mund, ich konnte daher kein Wort hervorbringen, um ihnen die Sache zu erklären. Friedrich nahm daher das Wort, und erzählte alles, wie es sich zugetragen hatte. Der redliche Jude gerieth in Eifer, warf dem Hamburger seine Undankbarkeit in den lebhaftesten Ausdrücken vor, ließ ihn in sein Haus ziehen, und befahl ihm, nachdem Friedrich Koffer und Ränzel geöfnet hatte, zuzusehen, ob etwas von dem Seinigen darin sei. Als dieser nun nichts fand, so nahm ihn der Judenpöbel in Empfang, riß ihm die Kleider vom

Leibe, und ſtieß und ſchlug ihn dergeſtalt, daß, wenn nicht ein Seelenverkäufer zugetreten wäre, und ihn gerettet hätte, er nicht mit dem Leben würde davon gekommen ſein.

Unterdeſſen hatte die Jüdin nach einem Chriſtenarzt geſchickt, der mich zur Ader ließ, und gegen alle nachtheilige Folgen des Schreckens durch ſchickliche Arzenei zu ſichern ſuchte. Auch ward ich nicht weit davon in ein gutes Haus einquartirt. Friedrich aber mußte ſogleich nach der Herberge zurück, um dort zu bezahlen, was wir ſchuldig waren. Als er wiederkam, ſagte er mir, die ganze Herberge ſei bei ſeiner Ankunft von einer Menge Menſchen umringt geweſen, denen die Alte erzählt habe, daß wir heimlich davon gegangen wären, und ſie betrogen hätten. Beherzt ſei er mitten unter ſie getreten, und habe der Alten, die vor Erſtaunen bald zu Boden gefallen ſei, zugerufen: Mutter, was Sie da ſagt, iſt Unwahrheit; ich komme ſo eben, alles ehrlich zu bezahlen, was wir Ihr ſchuldig ſind! — Ein anſehnlicher Jude, der mit ihm gegangen ſei, habe alles weitläuftiger erzählt, und die Frau erhalten, was ſie

gefodert habe. Ein Paar Tage nachher kam mein redlicher Jude zu mir, machte mir die Rechnung, wie viel ich zur Reise von Amsterdam bis nach der Garnison nöthig hätte, und gab mir mehr als ich brauchte. Zugleich versprach er mir, solang bis er Nachricht von mir erhalten habe, für Friedrich zu sorgen; denn dieser Redliche war krank geworden, und konnte, besonders wegen einer Kontusion, die er durch einen Steinwurf an der Hüfte erhalten hatte, mir nicht folgen. Der menschenfreundliche Israelit gab ihm in meiner Gegenwart auf drei Monat Kost- und Quartiergeld, ließ den Arzt kommen, und befahl ihm, den Kranken auf seine Kosten zu kurriren. Den Wirthsleuten aber gebot er aufs dringendste, es ja nicht an Pflege fehlen zu lassen, er werde alles sehr reichlich bezahlen.

Sehr ungern verließ ich Friedrich, doch er sowohl, als mein israelitischer Freund drangen in mich, meine Reise zu beschleunigen. Und so riß ich mich denn mit blutendem Herzen von meinen redlichsten Freunden, besonders von meinem treuen Friedrich los, den ich, trauriges Geschick! — in

diesem Leben nicht wieder sehen sollte! Er starb der Beste, Edelste der Menschen trotz aller Pflege und Sorge des rechtschaffenen Israeliten, bald nach meiner Abreise am kalten Brande. Mein Verlust war unersetzlich, und noch jetzt segnet ihn mein Herz, und meine Thränen fliessen, so oft ich an ihn denke.

Birg' ihn sanft, o Mutter Erde!
Bis einst frisches Leben weht,
Und sein Staub dem neuen Werde!
Froh zur höhern Wonn' ersteht:
Dann reißt keiner Trennung Harm,
Ihn hinfort aus meinem Arm!

Siebzehnter Brief.

Der Verfasser nimmt in Holland Kriegsdienste, und befindet sich recht wohl dabei.

Wie glücklich, geliebte Kinder! sind wir nicht, in einer Zeit zu leben, wo man bereits anfängt, das Verdienst zu schätzen, in welchem Stande und bei welcher Nation man es auch findet. Ein Moses Mendelsohn und mehrere verdienstvolle Männer der jüdischen Nation, die nicht nur ihrem Volke, sondern der gesamten Menschheit zur Ehre gereichten, und noch gereichen, sind Beweise, daß Rechtschaffenheit, Aufklärung und Menschenliebe, auch bei den Juden ihre eifrigsten Verehrer fanden und gewiß noch ferner finden werden. Wollte Gott, daß viele Christen, die sich Muster der moralischen Vollkommenheit zu sein dünken, und mit stolzem Auge auf andere Religionspartheien herabblicken, nicht von so manchem Juden, Heiden

und Muhamedaner durch Grundsätze und Handlungen weit übertroffen würden! Allein nicht selten fand ich in dem Lauf meines Lebens da Hartherzigkeit, Liebloſigkeit und Bedrückung, wo ich Theilnehmung, Mitleid und Hülfe zu ſuchen berechtigt war, und dieſe edleren Tugenden, dieſe Zierden und Beglückerinnen des Lebens keimten und blühten auf einem Boden, wo der geiſtliche Stolz nur Unkraut zu bemerken glaubte. Wie manche Juden, Muhamedaner, Indier habe ich kennen gelernt, die vielen ruhmſüchtigen Chriſten zum Muſter dienen könnten, die da zu handeln ſuchten, wo dieſe, nach Leßings Ausdruck, andächtig ſchwärmen, um nur gut handeln nicht zu dürfen! Mein Grundſatz war daher ſchon früh, das Gute zu ſehen, zu ſchätzen und zu genieſſen, in welcher Geſtalt, und bei welcher Nation es ſich mir auch darbot, und ich verſichre es euch, daß ich mich immer wohl dabei befand. Auch ihr, geliebte Kinder, werdet wohl thun, euch dieſen Grundſatz, ſo viel als möglich, zu eigen zu machen, und darnach zu handeln. Die ſeligſten Früchte

werden daraus für euch entsprieſſen, und euch da erquicken, wo ihr ſonſt im Mangel ſchmachten müßtet.

Auf dringendes Bitten des redlichen Juden und meines Friedrichs reiste ich nach bereits gedachter Garniſon. Allein auch hier war das Regiment nicht mehr, ſondern ſchon den Tag zuvor ausmarſchirt. Die Compagnie, unter welcher der Lieutenant ſtand, an den ich von ſeinem Bruder, dem Sekretär in Stettin, empfohlen war, war auf dem Marſch nach Medenblick. Man verſicherte, daß wenn ich mich ſogleich aufmachte, ich noch im Stande ſei, denſelben einzuholen. Ich nahm daher ſogleich ein gutes Fuhrwerk, und ereilte ſie auch des Abends in der That. Sie hatten ſich vor einem Dorfe im Freien gelagert, und mein Lieutenant nebſt andern Officieren lieſſen ſichs beim Glaſe Wein recht wohl ſein. Er las den Brief ſeines Bruders ſogleich, und brachte mich darauf zum Capitän, der in einem kleinen Zelte ſich gleichfalls mit einigen guten Freunden beluſtigte. Der Inhalt des Briefes war, ich ſei ein bemittelter Edelmann, habe wegen einiger Verdrüß-

lichkeiten mit meinem Adjutanten den preußischen Kriegsdienst verlassen müssen, und sei vorzüglich des kleinen Diensts vollkommen kundig. Der Capitän, ein sehr artiger junger Mann, nahm mich mit größter Höflichkeit auf, bot mir sogleich seine Börse, und was er bei sich hatte, und fragte: ob ich seiner Compagnie die Ehre erzeigen wollte, mich als Kadet dabei zu engagiren? Wollen Sie das, fuhr er fort, so sind Sie es von Stund an, mit, oder ohne Gage, wie es Ihren Umständen angemessen ist. Wir haben Befehl erhalten, das preußische Exercitium einzuführen, da Sie dies nun völlig inne haben, so wird es dem General sehr grosse Freude sein, wenn Sie den Officieren und Unterofficieren darin Unterricht ertheilen wollen.

Was sollte ich thun, da ich jezt von allen verlassen war? Zwar hatte ich einen Widerwillen gegen den Kriegsdienst, allein zum Gelehrten oder Hofmann war ich nun bereits verdorben, und auf Unterstützung von meiner Familie konnte ich nicht gewiß rechnen. Ich mußte daher Gott danken, daß er mir nur irgendwo einen Zufluchtsort eröfnete,

der mich gegen völligen Mangel in Schutz nahm. In Hofnung auf baldige Beförderung ward ich Kadet, doch verbat ich mir die Gage. Nur ersuchte ich den Capitän um Vorschuß, um dem braven Juden in Amsterdam zu bezahlen, meinen Friedrich zu lösen, und solang leben zu können, bis ich Nachricht von meiner Familie erhalten hätte. Der Capitän versprach mir alles; doch, setzte er hinzu, warum wollen Sie nicht die Gage annehmen, da Sie mit dem Unterricht gewiß der Mühe genug haben werden? Sie bekommen Unterofficiers Gehalt, bis der General, wenn er mit Ihrer Thätigkeit zufrieden ist, weiter für Sie sorgen wird. Die erste aufkommende Officiersstelle kann Ihnen dann auf keinem Fall entgehen. Ich ließ mir alles gefallen, und erhielt noch denselben Abend hundert und funfzig holländische Dukaten ohne Handschrift. Die ganze Nacht brachte ich mit den Officieren im Vergnügen hin, und ohne uns schlafen gelegt zu haben, brachen wir des Morgens auf, und ich fuhr auf einem leichten Wagen nach Medenblick voran.

Wie erſtaunte ich nicht, in dieſer kleinen, äuſſerſt reinlichen und netten Stadt nicht eine lebendige Seele auf den Straſſen zu finden! Und ſah ich ja noch Jemand, ſo zog er ſich bei meinem Anblick in gröſter Eil zurück. Kein Menſch konnte ſich dazu entſchlieſſen, mich einzunehmen, und man fürchtete ſich vor den ankommenden Soldaten dergeſtalt, daß man ihnen mit Zittern entgegen ſah.

Medenblick iſt ein kleines mit vielen Grafen durchſchnittenes Städtchen an der äuſſerſten Spitze von Nord-Holland. Es liegt ſehr hart an der Süderſee, gegen welche es durch einen ziemlich hohen Teich geſchützt iſt. Dem ohngeachtet aber brechen ſich die Wellen oft mit ſolchem Ungeſtüm dagegen, daß das Waſſer nicht ſelten bis an den Kirchthurm hinanzuſpritzen pflegt. Noch nie hatte an dieſem Orte Garniſon gelegen, ja viele Einwohner deſſelben hatten in ihrem Leben keinen Soldaten mit Augen geſehen, ſie machten ſich daher ſehr ſonderbare Vorſtellungen davon Damals wohnten hier, einige reiche Privatperſonen ausgenommen, die von ihren Renten lebten, nur

Schiffer und Schifszimmerleute, die des Sommers auswärts ihr Brodt verdienten, und Weiber und Kinder zu Hause lieſſen. Daher war auch jezt das Städtchen von Männern ganz entblößt, und die Weiber ſchwebten der heranrückenden Einquartierung wegen in tauſendfacher Furcht.

Die Straßen waren, ſo wie die Häuſer, insgeſamt mit Kalk geweißt, und es herrſchte aller Orten eine ſo übertriebene Reinlichkeit, daß ſie ſelbſt läſtig ward. Die Feuerheerde waren polirt, und mit glänzenden Platten von Kupfer und Meſſing geſchmückt. Aus Furcht ſie zu beſchmuzen, kochte man daher das Eſſen auf Feuerfäſſern, und um die Straßen nicht zu verunreinigen, die man mit jeder Woche aufs neue weißte, wurde kein anderes Fuhrwerk als höchſtens ein Kariol in der Stadt geduldet. Alles was transportirt werden ſollte, das ging zu Waſſer, und da dies Städtchen, den Handel mit Bauholz abgerechnet, nur wenig Verkehr hatte, ſo ſahe man auſſer des Sonntags hier ſehr wenige Menſchen auf den Straßen. An den Einwohnern fanden wir bei näherer Bekanntſchaft recht brave und rechtſchaffene

Leute von unschuldigem und gutem Wandel. Daher hörte man hier auch äusserst wenig von Ausschweifungen, ja manche derselben waren sogar selbst dem Namen nach unbekannt. Eine Gewohnheit, die unter den hiesigen jungen Leuten beiderlei Geschlechts sehr herrschend war, und der ich jezt erwähnen will, wird gleichfalls zeigen, daß Ordnung und Regelmäßigkeit ihnen gewissermaßen schon so zur andern Natur geworden waren, daß sie nicht einmal mehr den Einfall hatten, sich von ihnen auch nur eine Handbreit zu entfernen. Bei Tage sahe man keinen von ihnen in Gesellschaft gehen. Allein des Abends nach zehn Uhr, wenn die Alten sich zu Bette begeben hatten, dann kamen sie abwechselnd im Hause eines Mädchens zusammen, um sich gemeinschaftlich zu vergnügen. Sie hatten dabei nicht die geringste Aufsicht, denn man hielt es nicht für möglich, daß vernünftige und wohlgezogene junge Leute bei ihren Zusammenkünften sich durch sittenloses Betragen schänden könnten. Ein Mädchen, das der Verführung eines unserer Tambours unterlegen war, ward daher bei hellem Tage von allen ihren

ehmaligen

ehmaligen Gespielinnen aus der Stadt gebracht, erhielt von jeder einen Tritt, und durfte sich nie wieder vor ihren Augen sehen lassen. Der Zeitvertreib der jungen Leute bei ihren Versammlungen bestand darin, daß sie sich in der Runde um einen Tisch hersetzten, aus einem Büchelchen, das sie Möpschen nannten, allerlei altfränkische Lieder sangen, eine Tasse Thee tranken, Pfänder spielten, nach Gesang tanzten, und bei gutem Wetter auf den Straßen herumzogen, und diejenigen, die nicht in der Gesellschaft erschienen waren, aus ihren Häusern holten. Karten spielen, würfeln und nach Musik tanzen, hielten sie für unerlaubt, und dachten daher auch nicht einmal daran, sich dergleichen zu Schulden kommen zu lassen. Ueberhaupt glaube ich, daß es in keiner Gesellschaft sittlicher und untadelhafter zugeht, als hier.

Da sich Niemand von den Einwohnern dieser Stadt entschliessen konnte, mich aufzunehmen, so logirte ich mich in eine Art von Gasthof ein, den ich ausserhalb des Städtchens fand. Des folgenden Tages ging ich der Mannschaft entgegen, und als wir einrückten, fanden wir die Straßen überall

so todt, daß es schien, als ob alles plötzlich ausgestorben sei. Die Laden an den Fenstern, so wie die Thüren, waren verschlossen, und nur hin und wieder sahen wir etwas Menschenähnliches durch die Ritzen der Ladenlucken hindurchschimmern. Wir marschierten vor das Rathhaus, wo eine Magistratsperson die Billets austheilte. Die gemeinen Soldaten wurden in ein altes Gebäude gelegt, das wie eine Baracke eingerichtet war. Ich ging mit dem Capitän in sein Quartier zu einer reichen Zinngiessers Wittwe, wo wir sehr sonderbare Auftritte erlebten, bevor wir eingelassen wurden. Nach langem Klopfen öfnete sich endlich eine Bodenlucke, wohin sich Frau, Tochter und Magd geflüchtet hatten. Wer ist da? rief eine Stimme zu uns herab. Gute Frau, war die Antwort, ich bin der Capitän und Kommendant hiesiger Garnison. Man hat mir hier Quartier gegeben, ich bitte daher herabzukommen, und mir aufzumachen. Ach das Gott erbarm! erscholl es wieder, Soldaten! Soldaten! was soll ich arme unglückliche Frau nun anfangen! Mein schönes Haus — ach wie wird es ihm ergehen! Der

Capitän war selbst ein Holländer, er wußte daher die Sitten des Orts, und hatte Befehl, überall mit so viel Schonung als möglich zu verfahren. Wir wollen nichts verderben, gutes Mütterchen! fuhr er daher fort, machen Sie uns nur auf, und geben Sie uns Pantoffeln, um ins Haus zu kommen. Wir sind lauter Holländer, und versprechen, uns so zu betragen, daß Sie keine Klage über uns haben sollen. Endlich ward die Thür geöfnet, allein zu gleicher Zeit auch die Hinterthür nach der See zu aufgemacht. Sobald wir nun Pantoffeln angezogen hatten, und im Begriff waren, hineinzugehen, so stürzte die sämtliche Hausgenossenschaft zur Hinterthür hinaus, und nur mit vieler Mühe beredten wir sie, zurückzukehren. Doch uns nahe zu kommen, dazu wurde noch lange Zeit erfodert, eh sie dieses wagten. Indeß erhielt der Capitän nebst seinen zwei Bedienten ein sehr schön möblirtes Zimmer, und es dauerte keine vierzehn Tage, so waren wir recht gut bekannt. Mein Freund der Lieutenant, der schon lange Jahre in Holland gewesen war, wußte so gut in den hiesigen Ton einzustimmen, daß er

ein sehr reiches Mädchen, die Tochter eines Goldjuweliers, die ohne Eltern war, heirathete, und mit ihr eine Summe von zweimalhunderttausend Gulden und eine schöne Tabacksfabrick erhielt. Er nahm darauf auch seinen Abschied, und beschloß, sein Leben hier in Ruhe zuzubringen. Auch mein Capitän verliebte sich mit einem jungen Mädchen, das einige Tonnen Goldes im Vermögen hatte. Die Vermählung aber ward noch aufgeschoben, weil ihre Verwandten allerlei dagegen einzuwenden hatten. Sie wollte daher erst den Zeitpunkt ihrer Mündigkeit erwarten, der nur noch zwei Jahre entfernt war.

Ich schrieb nach Amsterdam an den redlichen Israeliten und meinen braven Friedrich, und versprach in Gesellschaft meines Capitäns, der dahin reisen wollte, sie ehestens zu besuchen, und diese schöne Stadt in näheren Augenschein zu nehmen. Allein ich ward gefährlich krank: so daß ich in acht Wochen an keine Reise denken konnte. Sobald ich aber völlig wieder hergestellt war, so machten wir uns auf, und ich kann wohl sagen, daß ich mich ohne grosse Kosten vier Wochen lang auf das

Herrlichste in Amsterdam vergnügte. Ich logirte mit dem Capitän bei einem seiner Verwandten, der uns sehr gut bewirthete, und dessen Equipage uns auch jederzeit zu Diensten stand. Mein rechtschaffener Jude nebst seiner würdigen Frau hatten bei meinem Anblick die herzlichste Freude. Sieh, liebes Männchen, rief sie aus, habe ich nicht wahr geredt, daß dieser junge Herr ein ehrlicher Mann sei. Ich bin nun mit meiner Bürgschaft am Ende, und freue mich, daß ich sie gerechtfertigt niederlegen kann! Der gute Mann wollte sogar keine Interesse von mir annehmen, und erzeigte mir sowohl während dieses Aufenthalts in Amsterdam, als auch noch späterhin die größte Freundschaft und Ergebenheit. Mein treuer, rechtschaffener Friedrich aber war bereits nicht mehr. Der redliche Jude hatte ihn zuletzt noch von einem Geistlichen bedienen, und nach seinem Tode sehr anständig begraben lassen.

Wir reisten darauf wieder zur Garnison zurück, wo ich denn alle meine Kräfte aufbot, um sowol Officieren als Unterofficieren und Gemeinen

das preußische Exercitium beizubringen. Der General kam selbst zu uns, lobte meine Geschicklichkeit und Thätigkeit öffentlich, und versprach mir die erste Officierstelle, die aufgehen würde. Ich mußte nun auch an die andern Oerter, wo der übrige Theil des Regiments in Garnison lag, um auch hier den verlangten Unterricht zu ertheilen. Ueberall ward ich von den Officieren sehr freundschaftlich behandelt, und den übrigen Kadets bei weitem vorgezogen. Allein dies gab denn auch zu mancherlei Mißhelligkeiten Anlaß, die jedoch in kurzem wieder beigelegt wurden.

Achtzehnter Brief.

Der Verfaſſer kommt nach Herzogenbuſch in Garniſon, folgt ſeinem Hang zur Pracht, und lernt das Bild der größten Dürftigkeit in einer verarmten adelichen Familie kennen.

Unterdeſſen hatte meine Familie dem Capitän geantwortet, der für mich geſchrieben hatte. Sie ſchickte mir nicht nur Wechſel, ſondern ſetzte mir auch eine jährliche Zulage feſt, die mir vierteljährig in Haag ausgezahlt werden ſollte. Nur anderthalb Jahre blieben wir in Medenblick, worauf wir Befehl erhielten, nach Herzogenbuſch aufzubrechen. Bei dieſer Gelegenheit hätte ich aus Unbedachtſamkeit ſehr bald um meinen guten Namen kommen können. Wir wurden auf dem Marſch in einen Flecken einquartirt, wo man ebenfalls ſehr fürchterliche Begriffe von Soldaten hatte. Ich kam nebſt zehen Mann in ein kleines

Haus zu liegen, worin jedoch sehr reiche, aber äusserst geitzige Leute wohnten. Nur zwei Tage hatten wir hier Rasttag, aber auch während dieser kurzen Zeit thaten sie alles, was sie zu thun schuldig waren, mit der grösten Saumseligkeit und Verdrossenheit. Die Soldaten waren daher so aufgebracht, daß sie des Morgens früh vor dem Aufbruch die Betten aufschnitten, und die Federn umherschüttelten. Im Hause war ein sehr schmaler Diehlengang, auf welchem ein grosser Schrank stand. Beim Herausmarschiren konnten wir nur einer nach dem andern gehn. Der Schrank stand eben offen, alle, die vor mir gingen, griffen hinein, und holten heraus, was ihre Hand so eben faßte. Auch ich that es, doch blos zum Spaß, denn ich lebte ja seit den Wechseln meiner Familie im Ueberfluß. Als ich die Hand zurückzog, da hatte ich eine sehr kostbare Haube, die reich mit guten Perlen besetzt war. Sobald ich meine Beute vor der Thür erst recht erkannte, so ward ich nicht wenig verlegen. Schon stand ich im Begriff, sie zurückzutragen, als ein Officier von der Compagnie herbeikam, und uns gebot, zu eilen,

weil fast alles schon in Reih und Glieder stünde. Er war mein guter Freund, ich trug daher kein Bedenken, ihm meine Verlegenheit anzuvertrauen. Was ist das weiter, gab er mir zur Antwort, willst du die Haube nicht behalten, so gieb sie mir, ich werde gewiß nicht daran denken, sie zurückzutragen. Vergnügt, nur ihrer los zu werden, gab ich sie ihm sogleich, und es war nachher mein Glück, daß ich mich derselben entledigt hatte. Denn kaum war das Regiment beisammen, als gerufen wurde, wer in unserm Hause einquartirt gewesen sei, der solle vor die Fronte treten. Es geschah, und nun wurden wir Mann für Mann durchsucht. Bei wem man nun etwas aus dem Schranke fand, der ward geschlossen, und in Verhaft genommen. Wie froh war ich nun nicht, meine Beute abgegeben zu haben! Ich nahm mir es daher von nun an auch ernstlich vor, mich in Zukunft vor allen bösen Beispielen sorgfältig zu hüten, und Ehrlichkeit die erste meiner Tugenden sein zu lassen.

Sehr gut wäre es für mich gewesen, wenn ich lang in Medenblick hätte bleiben können. Denn

zu Herzogenbusch lagen verschiedene Regimenter, und damals war es den holländischen Officieren und Kadets noch erlaubt, ausser dem Dienst so prächtig gekleidet zu gehen, als sie wollten. Man kann sich daher leicht denken, daß der Aufwand, den man hier auf Kleider machte, gewiß nicht unbeträchtlich war. Der Hang zur Pracht war von jeher mein Fehler, und das gute Vernehmen, worin ich mit meinem Hauptmann stand, samt dem Ruf von meinem Vermögen verschaften mir überall Ansehen und Kredit, und öfneten mir den Zutritt zu allen angesehenen Gesellschaften. Daher war es kein Wunder, wenn ich gar bald Verschwender ward, zumal, da ich von Jugend auf zu wenig Geld in Händen gehabt hatte, um den Werth desselben gehörig schäzen zu lernen. Ausserdem war ich immer sehr sklavisch gehalten worden, und selbst in Stettin war ich nur ein aufgeputzter Sklav. In Medenblick genoß ich zwar einer vollkommenen Freiheit, und hatte auch hier einigen Aufwand gemacht, zur Verschwendung aber fehlte es mir an Gelegenheit. Hier aber glänzte alles, was ich nur sahe; denn fast alle

Officiere waren bemittelte Leute, sie suchten daher ihren Wohlstand durch kostbare Kleidung, zahlreiche Bedienten und prächtige Equipagen darzuthun. Auch ich ward mit dem Strome fortgerissen. Ich schafte mir deshalb ausser dem Bedienten, den ich bereits hatte, noch einen kleinen Husaren an, putzte mich und meine Leute sehr verschwenderisch, und besuchte mit grossem Aufwande die ersten Gesellschaften der Stadt.

Ich kann hier eine Begebenheit nicht mit Stillschweigen übergehen, die mir eines Tages das Bild der äussersten Armuth und des schrecklichsten Zustandes vor Augen stellte. Schon oft hatte ich einer armen kümmerlichen Alten aus Mitleid sehr künstlichgemachte Blumen und Bukets abgekauft, und sie an meine Bekannten verschenkt. Nun kehrte ich einst des Nachts um eilf Uhr aus einer Gesellschaft nach Haus zurück. Ich mußte auf meinem Wege, den ich sehr oft passirte, vor einer alten hohen Mauer vorbei, in der eine kleine Pforte befindlich war. Schon oft hatte ich mich erkundigen wollen, wohin diese Pforte führe, allein noch immer hatte ich es wieder vergessen.

Es war dunkel, ich hatte keine Laterne bei mir, sahe aber obenerwähnte Alte, der ich noch kurz zuvor Blumen abgekauft hatte, mit einem Korbe unter dem Arm und einer kleinen Blendlaterne vor mich hergehn. Als sie an die kleine Pforte kam, stand sie still, sahe rings umher, und da sie Niemand erblickte, denn ich hatte mich zurückgezogen, so zog sie einen Schlüssel hervor, und öffnete die Pforte. Ich glaubte, zu bemerken, daß sie beim Hineingehen zwar den Schlüssel wieder auszog, aber die Pforte doch nicht recht zuschloß. Meine Neugier trieb mich an, ihr zu folgen. Die Thür war mit einem schwachen Druck geöfnet. Nun gieng es über einen langen Hof in ein altes Gebäude, worin ich jedoch kein Licht bemerkte. Endlich entdeckte ich in einer der untern Stuben einen schwachen Schimmer von Licht. Ich folgte dem Schimmer, und als ich näher kam, so war es die Alte mit der Laterne. Ganz leise schlich ich mich zum Fenster hin, das sehr niedrig war, und, o Himmel! welch ein Schauspiel entdeckte sich da meinen Augen! Ich erblickte ein mächtig grosses Zimmer, aber ohne das geringste Hausgeräth.

Nicht einmal ein Stuhl, geſchweige denn noch etwas mehreres, war hier zu ſehn. In der Mitte der Stube lag ein hoher Haufen Streh, und drei menſchliche Geſtalten auf demſelben mit alten Lumpen zugedeckt. Die alte Frau hatte ſich auf die Erde zu ihnen geſetzt, und packte geräucherten Hering, Käſe, Brod und Butter aus. Allein kaum hatte ſie es ausgepackt, als es auch ſogleich verſchlungen war. Auch eine Brandtweinsflaſche ward von der Alten dargeboten, allein nur eine davon trank mit vieler Begierde daraus.

Wo kommt ſie noch ſo ſpät her, Mutter, hieß es endlich', wir ſind bald vor Kälte und Hunger umgekommen! Ach, das Gott erbarm! antwortete die Alte. Heute habe ich es mir recht ſauer müſſen werden laſſen, gnädige Fräuleins! um von ihren Blumen etwas zu verkaufen; und wäre mir nicht endlich noch ein Kadet in den Wurf gekommen, der mir ſchon oft abgekauft hat, ſo hätte ich Ihnen gar nichts bringen können. Noch um zehn Uhr Abends traf ich den jungen Herrn im ſogenannten holländiſchen Garten, und er war ſo mitleidig, mir für einen ganzen Gulden abzu-

kaufen. Morgen früh werde ich Ihnen auch etwas Feurung bringen. — (Es war gerade um Weihnachten, als dies vorfiel.) —

Lieber Gott, seufzte darauf das eine Fräulein, indem sie die Hände rang, wann wird doch unsre Noth ein Ende nehmen! Und wenn wir nun alles aufzehren, wo nehmen wir dann Geld zu neuen Materialien für die Blumen her! Wollten sie denn, versetzte die Alte zu der einen, die noch das frischeste Ansehen hatte, übrigens aber fast gänzlich ohne Kleidung war, sich nicht entschliessen, den jungen Menschen zu sprechen, den Ihnen der Vater zugewiesen hat? — Bei Gott! war die Antwort, ehe ich meine Unschuld verkaufe, und mich zu einer Buhlerin hinab erniedrige, lieber will ich auf diesem Stroh vor Kälte und Hunger sterben!

Nun fing die dritte, ein dickes kupfriges Geschöpf, die während des die Brandweinsflasche nicht viel vom Munde gebracht hatte, an zu jauchzen, zu singen und zu lachen. Erbarm' es Gott, Schwester, sagte ihr darauf die Eine, wie ist es möglich sich so zu vergessen, und uns noch mehr

zu betrüben! Die Alte nebst den zwei andern Fräuleins fingen nun bitterlich an zu weinen, die dritte aber sang und lachte immerfort.

Mein Gemüth ward durch dieses Schauspiel im Innersten erschüttert. Während der Zeit nun, daß alle drei überlegten, was weiter zu thun sei, und endlich einig wurden, das letzte Kleid zu verkaufen, das sie bis jetzt noch erhalten, und wechselsweise angezogen hatten, wenn sie nach der Messe gingen, zog ich meine Börse hervor, in der sich einige zwanzig Gulden befinden mochten, und warf sie durch eine zerbrochene Fensterscheibe, so daß sie gerade auf das Stroh vor die Fräuleins niederfiel. Vor Schrecken schrien sie alle laut auf, und ich gewann Zeit, bevor sie sich noch erholten, mich davon zu machen. Lang hatte ich keine so angenehme Nacht gehabt, als diese war. Des andern Tags erkundigte ich mich, wer in dem alten Hause wohne, und brachte nur so viel heraus, daß sich drei Fräuleins katholischer Religion daselbst aufhielten, die ehmals grossen Aufwand gemacht hatten, jetzt aber ganz einsam lebten, von keinem Menschen Besuch annähmen, und sich

nirgends mehr, als einzeln in der Messe sehen lies-
sen. Sobald die Alte nun wieder vor meiner Thür
vorbeiging, so rief ich sie an, und fragte, wer
denn die Blumen mache, die sie zum Verkauf
herumtrage. Ach Herr! war ihre Antwort, sie
werden in einem Beginenkloster von armen Mäd-
chens gemacht. Ich suchte noch mehr aus ihr her-
auszulocken, allein alles war vergebens. Nun be-
stellte ich mir noch für dreißig Gulden von ihrer
Waare, und befahl ihr, mir dieselbe nach einigen
Tagen, zu einer bestimmten Zeit, in ein angese-
henes Haus zu bringen, wo gerade Assemblee sein
würde. Dies geschah; ich hatte mir durch einen
Bedienten ein sauberes Körbchen bringen lassen,
hierein legte ich die Blumen, und ging damit zur
Gesellschaft. Meine Herrn, hub ich darauf an,
ich weiß, daß Sie alle galant und mitleidig sind;
beides haben Sie hier Gelegenheit, zu beweisen.
Einige Damen von Adel, die ehedem eben so glän-
zende Gesellschaften in ihrem Hause sahen, als ich
hier versammelt zu sehen die Ehre habe, sind in
die äusserste Armuth gerathen. Das einzige Mit-
tel zu ihrem Unterhalt ist die Verfertigung dieser

Blumen.

Blumen. Die Empfehlung eines jungen Mannes, wie ich bin, könnte vielleicht Verdacht erwecken, allein ich muß versichern, daß diese Damen fast sämtlich meine Mutter sein könnten. Nun, meine Herren, so kaufen Sie denn aus Mitleid meinen Krahm, und diese Damen werden ihn als einen Beweis Ihrer Galanterie sehr gern aus ihren Händen nehmen. — Mein Unternehmen fand Beifall, und in einem Augenblick hatte ich meine Waare gegen schöne holländische Dukaten umgetauscht. Ja, ich war sogar nicht einmal im Stande, einen jeden der Herren zu befriedigen, und mußte daher versprechen, nächstens mehr in die Assemblee zu bringen. Ich siegelte die Dukaten ein, und gab sie der Alten nebst dem Befehl, noch für funfzig Gulden verfertigen zu lassen.

Indessen dünkte es mich nun auch Zeit zu sein, auf eine wesentlichere Art für die armen Kinder zu sorgen. Ich war daher schon Willens, mit dem katholischen Pater deshalb Abrede zu nehmen, als die Alte kam, und mich im Namen eines Fräuleins von S** inständigst bat, mich doch einmal nach ihrem Hause zu bemühen. Ich stellte mich

über diese Einladung verwundert, unterließ aber nicht, mitzugehen. Wir kamen an, und ich ward gleich bei der kleinen Pforte in eine Art von Kabinet geführt, worin drei Stühle, ein kleiner Tisch und ein sehr kleiner Spiegel die sämtlichen Geräthe waren. Eine sehr lange ältliche Dame in grossem Fischbeinrock, einer alten seidenen Andrienne, und übrigem zwar alten aber standesmässigen Anzug, bewillkommte mich ziemlich gravitätisch. „Setzen Sie sich, junger Herr, hub sie darauf an.“ Nach der grossen Summe, die Sie uns gestern für unsre Blumen geschickt haben, bin ich nun völlig überzeugt, daß Sie allein derjenige sein können, der vor ohngefähr vierzehen Tagen eine Börse mit Geld in jenes Zimmer auf dem Hofe geworfen hat. Ihre Handlung ist und bleibt sehr edel, und Gott wird Sie dafür lohnen, daß Sie eine verarmte Familie so thätig aus ihrem Elend reissen. Ich darf Ihnen von unserer traurigen Lage nichts verhelen, denn Sie selbst sind in jener Nacht Zeuge davon gewesen. Doch nächst Gott weiß keiner, als Sie etwas davon, und ich hoffe es zu Ihrem Edelmuth, daß Sie Niemand

etwas weiter davon anvertrauen werden. Denn nur wenige Menschen denken so edel, wie Sie, wir würden daher bei vielen, statt Mitleid, nur Spott und Verachtung einerndten. Vor Zeiten war in diesem Hause sehr oft der Zusammenfluß des ganzen Adels. Man war fast nirgends so vergnügt als bei uns. Wir armen Kinder waren thöricht genug, alle für wahre Freunde zu halten, die sich dafür ausgaben, und, vielleicht etwas zu stolz, verwarfen wir so manche gute Parthie, die uns hätte glücklich machen können. Wir verloren unsre Eltern, wurden uns selber überlassen, und da wir nicht zu wirthschaften wußten, so büßten wir in kurzem einen beträchtlichen Theil unsers Vermögens ein. Hierzu kam noch, daß zwei Brüder, die in Kriegsdiensten standen, gleichfalls durch Verschwendung sowohl sich in Dürftigkeit stürzten, als auch uns um eine ansehnliche Summe brachten. Der Bankerot eines grossen Hauses, dem wir den Rest unsers Vermögens anvertrauet hatten, richtete uns völlig zu Grunde. Sobald nun unsere Bekannten und Freunde die Abnahme unsers Vermögens merkten, so zogen sie sich immer

mehr zurück, ja selbst unsere Verwandte schienen uns ganz zu vergessen. Wir waren daher bald so verlassen, daß wir in einer vollkommenen Einöde zu leben wähnten. Solang wir nun noch Kleider, gute Geräthschaften, und Kostbarkeiten hatten, so lang ging es noch so ziemlich. Allein allmählig schmolz auch dies zusammen, und endlich blieb uns nichts mehr übrig, als das Wenige, was Sie hier sehen." Hiebei zeigte sie auf ihre Kleidung und die Möbeln in der Stube, und eine Thräne schwamm in ihrem Auge. „Die gute Alte, die Sie kennen, war die Amme meiner jüngsten Schwester, und hatte allein Edelmuth genug, uns in unserm Elend nicht zu verlassen. Die äusserste Noth zwang uns, für Geld zu arbeiten. Wir stickten daher allerlei Kleidungsstücke, verfertigten Blumen und Putz, und liessen die Alte, so wie wir etwas fertig hatten, es heimlich verkaufen. Lange Zeit arbeiteten wir für Kramläden, allein zwei von uns wurden krank, und meine mittlere Schwester ergab sich leider, wie Sie selber Augenzeuge gewesen sind, aus Verzweiflung dem Trunk, und machte uns dadurch noch unglücklicher,

als wir vorher waren. Schon vier Jahre hat dieſes traurige Leben gedauert, und ob wir gleich gute Arbeit machen können, ſo fehlt es uns doch an Verlag und Materialien dazu. Ihre Güte hat uns zwar in etwas wieder aufgeholfen, allein bedenken Sie, daß es uns leider an allem fehlt. Dennoch aber danken wir Ihnen mit dem gerührteſten Herzen für Ihren menſchenfreundlichen Beiſtand, und bitten nur einzig und allein um Verſchwiegenheit; und wollen Sie auch noch ferner für Gelegenheit zum Verdienſte für uns ſorgen, ſo werden Sie uns unendlich dadurch verpflichten."— Daran ſoll es Ihnen, war meine Antwort, mit Gottes Hülfe nicht fehlen. Das geſtrige Geld verwenden Sie blos dazu, ſich Betten und die nöthigſten Hausgeräthe anzuſchaffen. Zugleich erſuche ich Sie auch um ein Verzeichniß der Arbeiten, die Sie machen können, und der Materialien, die Sie dazu nöthig haben. Für's erſte aber ſenden Sie mir eine gute Parthie Blumen, und ſorgen Sie weiter für nichts, denn das Uebrige iſt meine Sorge. Jedoch Ihre ungezogene Schweſter muß ſich beſſern, oder weggeſchaft werden. Uebri-

gens können Sie von meiner strengsten Verschwiegenheit versichert sein.

Ich ging darauf hin, und besorgte nicht blos einen guten Vorrath Feurung, sondern auch allerlei Materialien zu ihrer Arbeit. Und nachdem sie nun mit allen Nothwendigkeiten versehen waren, und noch ein Paar Zimmer gehörig ausmöblirt hatten, so verschafte ich ihnen noch zwei Mädchen, die sich auf Putzmachen gut verstanden, um ihnen an die Hand zu gehen. An Arbeit fehlte es ihnen nicht, indem ich bei allen meinen Bekannten und Freunden ein gutes Wort für sie einzulegen suchte, und ich muß ihnen das Zeugniß geben, daß ihre Thätigkeit nicht ermüdete. Daher hatte ich auch das Vergnügen, sie bei meiner Abreise aus Holland in ziemlich guten Umständen zu verlassen. Auch suchte ich es zuvor noch durch den Pater dahin zu bringen, daß die eine Schwester, die sich dem Trunk ergeben hatte, und daher den andern nur zur Last war, in ein Kloster zu Brabant eingesperrt wurde, wozu ich denn mit Freuden auch an Gelde das Meine beitrug. Als die Damen sich zu dem Grade des Wohlstandes hinauf gearbeitet hatten, daß sie

wieder standesmäßig erscheinen konnten, so erzählten sie von selbst, was ich für sie gethan hatte, und ihre Dankbarkeit hatte keine Grenzen. Auch die Achtung und Freundschaft anderer gegen mich erhielt dadurch keinen geringen Zuwachs, so daß ich mich für den geringen Aufwand, den ich der Menschenliebe zum Opfer brachte, hinlänglich belohnt sah.

Nur mein Obristlieutenant, ein alter störriger Geitzhals, wollte mir nicht wohl. Die Ursach davon war, ich hatte einst eine Majorswittwe beleidigt, die ein sehr anstößiges Leben führte, und auch mit ihm einen unerlaubten Umgang unterhielt. Diese niedrigdenkende Frau fand ich eines Nachmittags bei den verarmten Fräuleins, wo sie für jemand Broderien bestellt hatte. Sie betrug sich hier so ungebührlich, und erlaubte sich Freiheiten, die allen Wohlstand beleidigten. Unmöglich konnte ich gute Seelen, die blos das Unglück hatten, verarmt zu sein, von einer so schlechtgesinnten Person mißhandeln sehen. Ich sagte ihr daher nachdrücklich, sie möchte der Anständigkeit nicht vergessen; allein da sie in ihrer

Frechheit noch immer weiter ging, so konnte ich mich nicht länger halten. Ich belegte sie also mit einem Namen, dessen sie sich durch ihr sittenloses Leben würdig gemacht hatte, nahm sie bei den Armen, und warf sie zur Thür hinaus. Dies letztere aber that ich mit solcher Heftigkeit, daß sie fiel, sich einen Fuß verränkte, und daher nach Haus gefahren werden mußte. Die Folge davon war, daß der Obristlieutenant mich sogleich in Verhaft nehmen, und in die Wache setzen ließ. Hier saß ich ganzer vier Wochen lang, und drang ohne Unterlaß darauf, die Ursach meines Sitzens durch ein Kriegsverhör untersucht zu sehen. Der Obristlieutenant verlangte, ich sollte der Majorin Abbitte thun, und den Arzt bezahlen. Ich aber wollte mich zu nichts verstehen, und foderte meinen Abschied. Endlich vermochte mich noch mein Capitän, fürs erste nur in alles einzuwilligen, damit ich meine Freiheit wieder erhielte, alsdann nach dem Haag zu reisen, und beim hohen Kriegsrath klagbar zu werden. Zugleich versprach er auch, sobald ich frei wäre, mir ein Zeugniß meines Wohlverhaltens zu ertheilen, und mich zur

Sicher-

Sicherheit mit einem Paſſe zu verſehen. Ich gehorchte, und ward nun vom Adjutanten zur Majorin hingebracht, um ihr Abbitte zu thun. — Der Herr Obriſtlieutenant, redte ich ſie an, als ich zu ihr in's Zimmer trat, will nicht haben, daß man eine Sache beim rechten Namen nennt. Es thut mir daher leid, daß ich dies nicht früh genug gewußt habe, um mich danach zu richten, und hiemit war ich ſogleich wieder aus dem Hauſe. Als ich in mein Quartier zurückkam, fand ich Paß und Zeugniß ſchon geſchrieben und unterſiegelt, und meine Pferde geſattelt. Ich ſtieg daher ſogleich auf, und eilte, ſo ſchnell ich konnte, nach dem Haag. Hier ſetzte mir ein guter Freund die nöthigen Schriften auf, die ich beim hohen Kriegsrath einzugeben hatte, und leitete die ganze Sache ſo ein, daß es ein Wunder geweſen wäre, wenn ich nicht Recht erhalten hätte. Mein Obriſtlieutenant ward gefodert, und erhielt einen derben Verweis. Ich hingegen ward zur Schadloshaltung zum Lieutenant ernannt.

Merkwürdige

Lebensgeschichte

eines

niedersächsischen Edelmanns,

von

ihm selbst verfaßt.

In

Briefen an seine Söhne.

Zweiter Band.

Ein Gegenstück zu Trenk's Leben.

Berlin, 1789.

bei Friedrich Vieweg, dem Aeltern,

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt

der im zweiten Bande enthaltenen Briefe.

Neunzehnter Brief.

Der Verfasser lernt im Haag einen sehr sonderbaren Mann kennen, bewirbt sich um seine Freundschaft, und gewinnt sie. Doch wird ihm diese Freundschaft bald nachher die Quelle vieles Kummers. , , S. 1

Zwanzigster Brief.

Der Verfasser verläßt auf Vorstellungen seiner Vormünder die Holländischen Kriegsdienste und wird zu Amsterdam mit einem sehr schönen und reichen Frauenzimmer bekannt, um derentwillen er sehr viel Aufwand macht. 15

Ein und zwanzigster Brief.

Fortsetzung des Vorigen. Beschreibung einer großen Lustbarkeit. , , , , 44

Zwei und zwanzigster Brief.

Die Sache nimmt mit einemmale eine andere Wendung, und der Verfasser wird ein Raub der Verzweiflung. , , , S. 62

Drei und zwanzigster Brief.

Selten kommt ein Unglück allein. ' ' ' 72

Vier und zwanzigster Brief.

Entwickelung der im vorigen Brief angefangenen Geschichte. ' ' ' 87

Fünf und zwanzigster Brief.

Der Verfasser sieht keine Möglichkeit vor sich, zu bezahlen, und geht daher freiwillig in das öffentliche Schuldgefängniß, wo er verschiedene interessante Bekanntschaften macht. ' ' ' ' 106

Sechs und zwanzigster Brief.

Der Verfasser kommt wieder in Freiheit, weiß aber nun nicht, wohin? Endlich entschließt er sich zu einer Reise nach Ostindien. ' 121

Sieben und zwanzigster Brief.

Der Verfasser kommt nach Batavia und macht von da aus verschiedene Handelsreisen nach Japan und Schina. ' ' ' ' 136

Acht und zwanzigster Brief.

Der Verfasser lernt zu Batavia ein weisses Frauenzimmer kennen, und heirathet sie. 152

Neun und zwanzigster Brief.

Der Verfasser wird ein ansehnlicher Kapitalist. 162

Dreißigster Brief.

Der Verfaſſer wird faſt mit einemmale wieder ein armer Mann; am tiefſten aber beugt ihn der Verluſt ſeiner Frau. ' ' 181

Ein und dreißigſter Brief.

Der Verfaſſer kehrt unter tauſendfachen Unannehmlichkeiten in ſein Vaterland zurück. 197

Zwei und dreißigſter Brief.

Der Verfaſſer kommt in ſein Vaterland zurück, wo er bei näherer Erkundigung findet, daß die gethane Erbſchaft ſo groß nicht iſt, als er hofte. Er erhält Hofnung zur Verſorgung, doch ſieht er ſie nicht erfüllt, geräth in Schulden und wird in Verhaft genommen. ' ' ' ' ' 206

Drei und dreißigſter Brief.

Der Verfaſſer wird in Ratzeburg abermals in Verhaft genommen, und hat daſſelbe Schickſal bald darauf auch in Lauenburg und Hannover, an welchem lezten Ort er Freunde ſeiner Jugend wieder findet. Nach langen vergeblichen Bemühungen, auf einen Poſten geſtellt zu werden, erhält er zu Braunſchweig eine wenig einträgliche Bedienung. 210

Vier und dreißigster Brief.

Der Verfasser lernt einen Fremden kennen, der ihn beredet, an einer Weinessigfabrik, die er anlegen will, Theil zu nehmen. Dadurch verwickelt er sich in neue Widerwärtigkeiten. 230

Fünf und dreißigster Brief.

Der Verfasser wird Kassenschulden halber nochmals ins Gefängniß gesetzt, behält aber nach seiner Loslassung doch sein Amt. 242

Sechs und dreißigster Brief.

Der Verfasser wird für einen alten Vetter Freiwerber. 253

Sieben und dreißigster Brief.

Der Verfasser entdeckt, daß er sich bei seiner Freiwerberei sehr betrogen hat. 262

Acht und dreißigster Brief.

Der Verfasser verläßt seinen Posten in Braunschweig und geht mit seiner Frau in sein Vaterland, geräth aber hier in eine sehr traurige Lage. 277

Neun und dreißigster Brief.

Fortsetzung und Beschluß. 284

Neunzehnter Brief.

Der Verfasser lernt im Haag einen sehr sonderbaren Mann kennen, bewirbt sich um seine Freundschaft, und gewinnt sie. Doch wird ihm diese Freundschaft bald nachher die Quelle vieles Kummers.

Nichts in der Welt, geliebte Kinder, ist wohl gewöhnlicher, als der Name der Freundschaft. Und gleichwohl ist dieser Name so oft ein Schleier, der die schändlichsten und lieblosesten Absichten verbirgt, der Stolz und Eigennutz in ein blendendes Gewand versteckt, und so dem Auge zu entziehen sucht. Wie glücklich, wer dies noch nicht aus eigener Erfahrung weiß, wer noch immer treue Seelen fand, an die er sich mit Sicherheit anschließen, und mit denen er alle Geheimnisse seines Herzens theilen konnte! Ich war so glücklich

nicht; denn zu oft nur sah ich mich am Ende von denen auf's schändlichste getäuscht, auf die ich mein ganzes Vertrauen gesetzt, für die ich die größten Aufopferungen zu machen kein Bedenken getragen hätte. Die Folge meiner Geschichte wird auch hiezu die redendsten Beweise liefern, und mehr als einmal zeigen, wie sehr man sich bei der Auswahl seiner Freunde in Acht zu nehmen, wie sehr man sie zuvor zu prüfen und bei allerlei Auftritten des Lebens zu beobachten habe, bevor man sich mit Sicherheit an sie anschließen, und ihnen Geheimnisse des Herzens anvertrauen kann.

In dem Gasthofe, wo ich im Haag logirte, befand sich auch ein Mann, mit dem ich täglich speiste. Sein ganzes Aeußeres war sehr geheimnißvoll, er sprach nur wenig, gab sich fast mit Niemand ab, und sah beständig vor sich hin. Nach seiner Kleidung hielt man ihn für einen verarmten Mann von Stande; denn sie war zwar fein, doch aber alt und verschossen. Ich hatte große Lust, mich mit dem Manne in ein Gespräch einzulassen, allein es gelang mir nie. Er fertigte mich jederzeit so kurz ab, daß es mir unmöglich war, ihm recht

anzukommen. Einst wollt' ich des Morgens früh in's Speisezimmer gehen, um den Wirth daselbst zu sprechen. Als ich zur Thüre kam, hört' ich inwendig ein ziemlich lautes Gezänk. Ich blieb stehen und vernahm nun, daß der Wirth zu jemand sagte: er hätte schon solang versprochen zu bezahlen, aber noch niemals Wort gehalten, länger könn' er nun nicht warten. So fern er daher nicht heut noch Anstalt zur Bezahlung machte, so würd' er sich genöthigt sehen, ihn zur Thür hinauszuwerfen. Die Antwot auf diese Drohung war: „Herr Wirth, sie haben heute üble Laune, werden sie nur erst heitrer, dann werden sie gewiß aus einem sanftern Tone sprechen." Ich trat nunmehr in's Zimmer, und siehe da, der bedrohete Schuldner war der sonderbare Fremde, der ganz ruhig beim Kamin sein Pfeifchen rauchte, als ob nichts vorgefallen wäre, so sehr der Wirth auch schrie und tobte. Beim Herausgehn erkundigte ich mich nun beim Wirthe, wer der Fremde sei, und wie hoch sich seine Schuld belaufe.

„Seiner Angabe nach, war die Antwort, ist er ein preußischer Capitain, Namens von St**,

der im Duell seinen Major erschossen hat, und deshalb hieher geflüchtet ist. Er hat so große Geschicklichkeit im Zeichnen, Mahlen, Graviren, Wachsposſiren und dergleichen schönen Künsten mehr, daß er mit Gemächlichkeit sein Brod verdienen könnte. Allein er ist so träge, daß er ohne die größte Noth gewiß keinen Finger rührt. Ausserdem spricht er fast alle Sprachen, und dies sehr fertig, jedoch sein Eigensinn hat keine Grenzen. Er ist mir bereits über zwei hundert Gulden schuldig; aber glauben Sie wohl, daß er heut die Rechnung annehmen wollte? Er glaube alles, gab er mir zur Antwort, allein es sei ihm noch nicht gemüthlich, zu bezahlen. — Anfangs war er hier sehr fleißig, verdiente schönes Geld und bezahlte richtig. Nunmehr aber, da er sieht, daß ich Vertrauen auf ihn gesetzt und ihm schon lang keine Rechnung zugestellt habe, nun denkt er weiter an kein Bezahlen. Doch wie es mir auch gehe, und wenn ich auch keinen Strüber von ihm erhalten sollte, noch heute werf' ich ihn mit seinem Plunder, der nicht zwei Gulden werth ist, aus dem Hause."

Das thun sie nicht, versetzt' ich ihm, sondern bringen sie mir die quittirte Rechnung, ich will für ihn bezahlen. Ihm aber sagen sie kein Wort davon, er ist ein Mann von Stande und entschiedenem Verdienst, man muß ihn daher mit Schonung behandeln. Wer weiß, welche Gründe ihn jetzt bestimmen, nicht zu arbeiten.

Der Wirth brachte mir die Rechnung und ich bezahlte sie ihm mit dem Bedeuten, sogleich zum Herrn von St** zu gehen, sich zu entschuldigen, und ihm die Rechnung als bezahlt zu überreichen. Ich horchte an der Thür des Speisezimmers, um zu hören, was es geben würde, und vernahm folgende erbauliche Gespräche:

Wirth. Ich bitte Sie meiner vorigen Hitze wegen um Verzeihung, Herr Capitain. Meine Leute hatten mir den Kopf so warm gemacht, und verschiedene andre Vorfälle mich so aufgebracht, daß ich vielleicht in meinem Benehmen gegen Sie etwas zu ungestüm gewesen bin.

Capitain. Das ist artig! Also wenn ihm seine Leute den Kopf warm machen, dann glaubt er sich zu Grobheiten gegen einen Mann berechtigt,

der ihm schon manchen schönen Dukaten zu verdienen gab? Nein, Herr Wirth! nehm' er mir's nicht übel, so bald ich zu seiner Bezahlung Anstalt getroffen habe, so werd' ich keinen Augenblick mehr in seinem Hause bleiben.

Wirth. Für die Bezahlung, gnädiger Herr, brauchen Sie weiter nicht zu sorgen. Hier ist die quittirte Rechnung, Sie sind mir nichts mehr schuldig.

Capitain. Zum Henker, Herr Wirth, mach er mir's nicht zu grob! Wenn hab' ich schon ein Geschenk von ihm verlangt, oder etwas umsonst begehrt? Noch immer hab' ich jeden Schuft bezahlen können, auch ihm werd' ich daher nichts schuldig bleiben.

Wirth. Nicht zu hitzig, Herr Capitain, ich bitte Sie, Sie verstehn mich nicht. Noch niemals ist's mir eingefallen, einem Mann von Ihrem Stande und Ihrer Geschicklichkeit etwas schenken zu wollen. Allein ein Herr, der unsre Streitigkeit heut früh gehört hat, und Ihr großer Verehrer ist, hat alles berichtigt, und mir verboten, seinen Namen zu nennen.

Capitain. Das nenn' ich mir einen ganzen Narren, der für einen Fremden über zwei hundert Gulden bezahlt, ohne näher mit ihm bekannt zu sein. Nein! sag' er nur dem Herrn, daß ich seines Allmosens nicht bedarf, daß ich mich selbst wohl nähren, daß ich selbst bezahlen kann. So gleich nehm' er hier die Quittung wieder, und trage das erhaltne Geld zurück.

Wirth. Das werd' ich wohl schön bleiben lassen! Ich bin froh, bezahlt zu sein: wollen Sie daher etwas, so können Sie sich ja mit dem Herrn abfinden, und ihm das Geld erstatten, so bald es Ihnen möglich ist.

Capitain. Das ist ja verwünscht! So will ich denn sogleich wissen, wer der Windbeutel ist, der es wagt, meine Rechnung zu bezahlen, oder ich ziehe augenblicklich aus dem Hause.

Wirth. Nun, mein Gott! Herr Capitain werden Sie doch nur nicht ungehalten. Wenn Sie bei mir bleiben und mich nicht verrathen wollen, so will ich's Ihnen wohl entdecken. Es ist der junge Herr Kadet, mit dem Sie täglich an einem Tische speisen, und der Sie sehr verehrt.

Capitain. Man seh einmal den jungen Menschen, was der sich doch nicht unterfteht! Nein, dergleichen iſt mir seit langer Zeit nicht in den Wurf gekommen. Gewiß den muß ich sprechen, — auf welcher Stube wohnt er denn?

Bei diesen Worten macht' ich mich so gleich auf und aus dem Hause, und kehrte erſt um Mitternacht zurück. Dies setzt ich so drei Tage fort, bis daß ich glaubte, der Capitain würde sich wohl eines bessern besonnen haben. Dann speiſt' ich wieder an öffentlicher Tafel wie gewöhnlich, und der Capitain that, als kennt er mich nicht. Nach der Tafel aber kam er zu mir und fragte mich, ob ich ihm nicht die Ehre erzeigen wollte, auf seinem Zimmer eine Taſſe Kaffee mit ihm zu trinken. Ich nahm es an, und wir eilten so gleich nach seinem Stübchen, das im dritten Stockwerk war. „Junger Herr, hub er hier an, Sie haben mich neulich in keine geringe Verlegenheit gesetzt. Ich bin es nicht gewohnt, daß ein Fremder meine Rechnungen bezahlt, nun aber haben Sie über zwei hundert Gulden aus eignem Antrieb für mich berichtigt. Sagen Sie mir, ich beſchwöre Sie, was hat Sie

dazu vermocht? Haben Sie vielleicht des Geldes so viel, daß Sie bei jeder Gelegenheit sich Mühe geben, desselben los zu werden, oder bewog Sie etwas anders zu diesem Schritt?" —

Verzeihen Sie meinen Vorwitz, versetzt ich ihm. Ich wünschte dadurch einen Mann von Stande, der sich auserdem auch noch durch so viele Verdienste auszeichnet, aus der Verlegenheit zu reißen, noch länger dem Ungestüm eines groben Wirthes ausgesetzt zu sein. Ich bin zwar keineswegs sehr reich, doch kann ich jetzt dieses Geldes leicht entbehren. Nie werd ich es wagen, Ihnen eine solche Kleinigkeiten anzubieten, sondern ich bitte Sie nur, dieselbe als geliehen anzunehmen, und sie mir zurück zu geben, so bald Sie bei Kasse sind.

Der Starrkopf ging auf dem Zimmer auf und ab, besah mich von unten bis oben, stampfte mit dem Fuß auf die Erde, und machte allerlei sonderbare Grimassen. Endlich kam er auf mich zu, faßte treuherzig meine Hand und sagte: „Junger Mann, Sie sind ein seltener Heiliger! Jedoch halt' ich Sie für einen ehrlichen und guten Kerl,

und darum nehm ich, da ichs sonst von keiner Seele angenommen hätte, Ihr Anerbieten an. Ja, ich thue noch mehr, ich bitte mir so gar von Ihrer Bereitwilligkeit, andern zu dienen, (wenn Sie deren entbehren können) noch funfzig Gulden aus." — Mit Freuden werd' ich sie Ihnen zustellen, war meine Antwort, nur gönnen Sie mir Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft, deren ich mich immer würdiger zu machen suchen werde. Ich weiß, daß Sie ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und seltener Geschicklichkeit sind. Meine Wißbegierde ist unersättlich, nur habe ich hier wenig Gelegenheit, sie zu befriedigen. Ich wünschte daher recht sehr, aus Ihrem lehrreichen Umgange Nutzen zu ziehn.

Hier fiel er mir mit Inbrunst um den Hals, und drückte mich fest an seine Brust. „Guter, edler Jüngling, rief er aus, von jetzo an besitzen Sie mein ganzes Herz! — und nun waren wir auch unzertrennlich. Ich öffnete meine Börse, zahlte ihm die verlangten funfzig Gulden, und dann tranken wir unsern Kaffee in Frieden.

Für die ihm vorgeschossenen funfzig Gulden kaufte sich der Herr von St** nun allerlei Materialien zur Arbeit, und war von jetzt an ziemlich fleißig. Ich kam fast nicht von seiner Seite, und lernte in seiner Gesellschaft alle die Handarbeiten, mit denen ich mir in der Folge so manche trübe Stunde erheitert, und so manchen Freund erworben habe. Allein zu gleicher Zeit sah ich hier auch, wie weit ein menschlicher Eigensinn gehen kann, wenn er nicht schon frühzeitig bekämpft und gebrochen wird. Ein Beispiel davon wird statt vieler dienen, um wider diesen so gefährlichen Widersacher der menschlichen Ruhe und Glückseligkeit nachdrücklich zu warnen. Mein Freund hatte eine sehr prächtige Gruppe, zwei und eine halbe Elle in Quadrat, in weissem Wachs verfertigt. Sie stellte, so viel ich mich noch erinnere, die Kalypso mit ihren Nymphen vor, wie sie den Telemach mit Mentor sich ins Meer stürzen sehn. Ein jeder, der dies Werk betrachtete, bewunderte es, und konnte sich an den Schönheiten desselben nicht satt sehen. An einem sehr sehr schön gearbeiteten Baume hatte er ein feines Spinngewebe ange-

bracht, von welchem eine Spinne herunter hing, die so natürlich war, daß man sie schlechterdings von keiner wahren Spinne unterscheiden konnte. So theuer man ihm auch dieses Kunstwerk bezahlt haben würde, und so sehr er des Geldes bedurfte, so war er doch eigensinnig genug, es nicht verkaufen zu wollen. Er bestimmt' es daher der Prinzessin von Oranien zum Geschenk, und ließ es, mit einem saubern Spiegelglase bedeckt, und in einen schönen Rahm gefaßt, nach dem Schlosse tragen. Auch die Prinzessinn bewunderte es und fragte nach dem Preise desselben. Nicht um Geld ist mir es feil, versetzt' er darauf, sondern Eurer Königlichen Hoheit zum Geschenk bestimmt. — Verlangen Sie Dienste, Herr Capitain, fuhr die Prinzessinn fort, so geb' ich Ihnen mein Wort, daß Sie so gleich angestellt werden sollen. — Ich danke, Eurer Königlichen Hoheit unterthänigst, war die Antwort, ich wünsche mein eigener Herr zu bleiben. — In der That ein meisterhaftes Stuck, Herr Capitain, allein, wie war es möglich, die Spinne so zu trocknen und zu erhalten? — Die Spinne ist von Wachs, wie ich Eurer Königlichen

Hoheit gleich beweisen kann. — Das ist unmöglich! — Kaum hatte die Prinzessinn dies gesagt, so lößte er schweigend das hintere Brett, brach die Spinne los, und zerrieb sie in der Hand. Hier sehen nun Eure Königl. Hoheit selbst, versetzte er dann, daß ich's nicht gewagt habe, eine so grose Prinzessinn mit Unwahrheit zu hintergehen. Die Prinzessinn erschrack, und bat ihn inständigst, ihr doch wieder eine andere Spinne an das Kunstwerk zu machen; allein er wollte sich um keinen Preis dazu verstehen. Das Ende von allem war, daß die Prinzessin, durch seinen Starrsinn beleidigt, ihm das ganze Stück mit Unwillen zurück gab. Er nahm es, da sein Kerl schon hinweggegangen war, selbst auf die Schulter, und trugs bei hellem Tage auf's Rathhaus, wo er ein Geschenk damit machte. Vielleicht, daß man es hier zu seinem Andenken noch bis jezt verwahrt.

Die Zeichnungen dieses sonderbaren Mannes waren so beliebt, daß wenn er in zwei bis drei Stunden auf gelb Pergament ein Stück entworfen, und nur halb vollendet hatte, (denn ganz vollendete er nie eine Zeichnung) man ihm gern drei

bis vier holländische Dukaten dafür zahlte. Allein auch keinen Stüber nahm er weniger, als er gefordert hatte, lieber zerrieß er die Zeichnung in tausend Stücken. Dies wußten auch so wohl der Junge, der ihm die Zeichnungen auf dem Kaffehause verkaufte, als die Käufer selbst, und gleichwohl riß man sich darum. Mir schenkte er eine selbstgemachte Tabatiere von Elfenbein, die fast alles übertraf, was man von der Art Schönes sehen konnte. Um alle Schönheiten gehörig zu bemerken, hatte man ein Vergrößerungsglas nöthig. So verfertigte er auch ein Kriegsschiff, welches so klein und sauber war, daß man es unter einem mäßigen Kristall im Fingerringe tragen konnte. Trotz dieser Kleinheit aber entdeckte man durch's Mikroskop doch alles mögliche, was nur an einem Kriegsschiff befindlich ist. Das Untertheil des Schifs war von Elfenbein und auf's künstlichste ausgearbeitet, die Thaue einfache oder gedrehte Menschenhaare, und die Segel, die feine weiße Haut vom Ei. Kurz noch nie sah' ich jemand, der so viele Geschicklichkeiten in sich vereinigte, als dieser Mann. War es daher ein Wunder, wenn

ich, als ein junger Mensch ohne Erfahrung und Menschenkenntniß, mich von einem so außerordentlichen Genie gänzlich einnehmen und leiten ließ? Gewiß einem jeden andern von gleichem Durst nach Kenntnissen und gleicher Wärme des Herzens würd' es nicht besser gegangen sind.

Zwanzigster Brief.

Der Verfasser verläßt auf Vorstellungen seiner Vormünde die Holländischen Kriegsdienste und wird zu Amsterdam mit einem sehr schönen und reichen Frauenzimmer bekannt um derentwillen er sehr viel Aufwand macht.

Es war nun Zeit, zur Garnison zurückzukehren. Mein Freund von St** ließ sich bereden, mich zu begleiten. Auch zu Herzogenbusch ward er allgemein bewundert. Besonders aber ward die Tochter meiner Wirthin, ein sehr hübsches, aber stilles und unschuldiges Mädchen von seinem einehmenden Wesen so bezaubert, daß sie nicht mehr ohne ihn

leben konnte. Sie verließ daher auch nach einiger Zeit ihre Mutter, und folgte ihm nach Spanien.

Ich hatte bereits das dritte Jahr in Holländischen Kriegsdiensten zurückgelegt, und nicht geringe Summen zugesetzt, als mir meine Vormünder meldeten, daß ich nunmehr mündig wäre. Zugleich riethen sie mir auch, die Holländischen Kriegsdienste zu verlassen, und nach Haus zurückzukehren. Ich war nicht abgeneigt, ihrem Rath zu folgen, doch hatte ich erst noch einige tausend Gulden an meine Gläubiger zu bezahlen, eh ich meinen Abschied fodern konnte. Dies schrieb ich meinen Vormündern, und erhielt so gleich die Vollmacht, mir vom damaligen dänischen Legationssekretär im Haag so viel auszahlen zu lassen, als ich zur Tilgung meiner Schulden und zur Reise nöthig hätte. Dieser Legationssekretär war gerade einer von denen Vettern, die mit mir in meiner Kindheit auf dem Lande waren erzogen worden. Er bemühete sich daher selber nach der Garnison und verlangte, daß ich mit meinen Gläubigern akkordiren möchte. Allein dazu wollt' ich mich auf keinen Fall verstehn, ja ich wußt' es sogar noch so

ein-

einzuleiten, daß er außer meinen wahren Schulden mir noch falschangegebene bezahlen mußte. Dadurch erhielt ich noch eine geheime Börse, denn ich wußte nur zu gut, daß mein Vetter, um sich bei meinen Vormündern einzuschmeicheln, mir mein Reisegeld knapp genug zutheilen würde. Außerdem wünscht' ich auch, auf Anrathen meines Freundes, eh ich Holland verließ, noch einige Wochen in Amsterdam zuzubringen, wo mir der Herr von St** mit einer geheimnißvollen Miene sagte, daß er mir vielleicht sehr wichtige Dienste leisten könne.

So bald nun alles berichtigt war, und ich meinen Abschied erhalten hatte, so reiste ich mit meinem Freund über Leyden nach Amsterdam. In Leyden hatte ich Gelegenheit den Herrn von St** mit einigen Professoren in verschiedenen Sprachen disputiren zu hören. Auch diese ertheilten ihm das Lob eines sehr gelehrten Mannes. —

In Amsterdam nahm ich an allen öffentlichen Vergnügen Theil, besonders aber hatte die französische Komödie viel Reiz für mich, die ich daher auch nie versäumte. Eines Abends befand ich mich

mit meinem Freunde gleichfalls hier, als auf einer der benachbarten Logen ein Geräusch entstand. Alle Gesichter waren dahin gerichtet, die Neugierde trieb daher auch mich den Magnet zu suchen, der alles so in Bewegung setzte. Voll Bewunderung sah' ich nun eine sehr schöne junge Dame in die Loge kommen, die in schwarzen Sammet gekleidet war, und ganz von Diamanten blizte. Ein alter Mann, dessen Kleidung um ein halb Jahrhundert zurück zu sein schien, war ihr Begleiter und machte an ihrer Seite den sonderbarsten Kontrast, den man sich nur denken kann. Alles machte Verbeugungen nach der Loge zu, und auch mein Freund nahm die Zeit wahr, wo ihm der Alte mit den Augen begegnete, und grüßte ihn, als einen Bekannten, sehr freundlich. Der Alte machte seine Tochter, — denn dies war die junge Schöne, — auf Herrn von St** aufmerksam, und er erhielt auch von ihr ein sehr freundliches Kompliment. Beim zweiten Auftritt des Schauspiels ging der Alte weg, und nun ward die Loge von jungen Herren von Stande gleichsam wie bestürmt. Die Schönheit der jungen Dame hatte mich gleich beim

erſten Anblick ſo bezaubert, daß ich, ohne des Theaters weiter zu gedenken, keinen Blick von ihr verwandte. Sie winkte einem jungen Frauenzimmer in einer andern Loge, die gleichfalls nicht ohne Reize war. Dieſe begab ſich ſo gleich zu ihr, ſie ſtellte ſie ihren Verehrern vor, und gab durch Mienen zu verſtehn, ſie möchten ſich mit dieſer unterhalten und ſie in Ruhe dem Schauſpiel zuſehn laſſen. Ueberhaupt ſchien ſie gegen die jungen Herren ziemlich gleichgültig zu ſein, ob ſie gleich ſehr artig war.

Ich war ſo ſehr in die Reize der liebenswürdigen Schönen vertieft, daß ich's nicht einmahl merkte, als die Komödie zu Ende war. Das Parterre war bereits faſt ledig, als mein Freund zu mir ſagte: Bleiben wir dieſe Nacht denn hier, oder wollen wir auch zum Aufbruch Anſtalt machen? Ich dächte Sie folgten Ihrem Fixſtern, der Sie ganz aus Ihrem Gleiſe gebracht zu haben ſcheint. — Wir eilten nun der Dame nach, und ich kam noch zu rechter Zeit an die Thür, als ſie eben die Treppe herunterkam. Mein Glück wollt' es ſo, daß der Herr, der ſie führte, durch die Menge der

Hinausſtrömenden, von ihr weggedrängt wurde, und gänzlich von ihr abkam. Sie ſchien darüber in Verlegenheit zu ſein. So gleich drängt' ich mich daher durch die Menge durch, und bat mir auf franzöſiſch die Ehre aus, ſie in den Wagen führen zu dürfen. Sie nahm ſehr verbindlich meinen Arm, und rief ihrem Kutſcher, vorzufahren. Allein keine Kutſche kam, wie wohl wir eine geraume Zeit darauf warteten. Ich bat ſie daher, ſich meines Wagens zu bedienen und zu erlauben, daß ich ſie nach Hauſe brächte. Mein Freund ſprach auf italieniſch ganz bekannt mit ihr, und entſchuldigte ſich mit Geſchäften, daß er uns nicht begleiten könne. Wir ſetzten uns alſo ein, und ſie befahl dem Kutſcher, wohin er fahren ſollte. Wie ſelig ich mich an der Seite dieſes Engels fühlte, darf ich wohl nicht beſchreiben. Ohne zu wiſſen, womit ich ſie unterhielt, war mein einziger Wunſch, daß ihr Haus nur meilenweit entfernt ſein möchte. Allein nur zu bald war es erreicht, wir ſtiegen aus, und ich führte ſie in ihr Zimmer. Eltern und Schweſter kamen uns bereits vor der Stubenthür entgegen und bewillkomm-

ten uns. Die letztere aber ein kleines, poſſirliches Dina, zog ihre Schweſter mit ihrer neuen Bekanntſchaft auf, jedoch ward ſie von der Mutter bald zum Schweigen gebracht. — „Dieſer Herr, ſagte die Schöne, fand mich vor der Thür des Schauſpielhauſes in Verlegenheit. Mein Wagen war nicht da, weil der Kutſcher ſich wahrſcheinlich wieder betrunken hat. Ich nahm daher das Anerbieten, mich nach Haus zu bringen, um ſo lieber an, da der Herr von St**, den ich geſprochen habe, dieſen Herrn für ſeinen Freund ausgab.“ — Warum, rief der Alte, haſt du denn den Herrn von St** nicht mitgebracht? Er iſt, wie ich heut geſehen habe, in Amſterdam, und hat mich noch nicht einmahl beſucht! Ich entſchuldigte ihn ſo gut ich konnte, und erfuhr nachher, daß mein Freund auch ein Alchymiſt ſei, und mit dem Vater meiner Schönen, als ſeinem vertrautem Freunde, verſucht habe, Gold zu machen. Man behielt mich zum Soupé, und der Alte war ſehr neugierig, zu erfahren, wie ich zum Herrn von St** gekommen ſeie, und welche gemeinſchaftliche Abſicht uns verbinde. Alles im ganzen Hauſe war

mehr als fürstlich, und ich fühlte mich so glücklich, daß ich an diesem Abend gewiß mit keinem Monarchen der Erde getauscht haben würde. Erst nach zwölf Uhr des Nachts kehrt' ich nach Haus zurück, eine Stunde, in der mein Freund mich nie zurückkehren sahe.

Ich habe bisher, sagte er Morgens darauf, Sie eben für keinen Verehrer des schönen Geschlechts gehalten, allein gestern Abend habe ich das Gegentheil bemerkt. Fast vermuthet' ich's, daß Sie die Demoiselle H** nicht würden sehen können, ohne von ihren Reizen bestrickt zu werden. Aber hüten Sie sich, die Liebe ist eine gefährliche Krankheit, die schon manchen in den Abgrund des Verderbens stürzte! — Doch wenn Sie sich gut dabei nehmen, und sich gänzlich meiner Leitung überlassen wollen, so kann ich Ihnen in diesem Punkt vielleicht die wichtigen Dienste leisten, wovon ich Ihnen schon in Garnison einen Wink gegeben habe. Ich bin im Hause Ihrer Göttin sehr gut angeschrieben, und habe besonders das Herz des Vaters ganz in Händen.

Wer war froher als ich? Ich fiel dem Herrn von St** um den Hals und nannte ihn tausendmal meinen Freund und Wohlthäter. Darauf putzte ich mich auf's beste und fuhr um eilf Uhr nach der neuen Gebieterin meines Herzens, um mich zu erkundigen, wie sie die Nacht geschlafen habe. Ich fand in ihrem Hause einen Zirkel von Damen und jungen Herren, die sich eben damit beschäftigten, Chokolade einzunehmen. Sie erzählte mit vieler Anmuth, daß sie mich gestern in der Komödie hätte kennen lernen, und setzte sehr schmeichelhaft hinzu: diesmal verzeih ich's meinem Kutscher gern, daß er mich in Stiche ließ, denn sonst würden wir jetzo das Vergnügen entbehren müssen, diesen artigen jungen Herrn bei uns zu sehn. Wer weiß, ob er unter dem hiesigen Frauenzimmer etwas gefunden hätte, das ihm der Mühe werth geschienen, deshalb unsre Gesellschaften aufzusuchen. Sehr gut also, daß ein günstiger Zufall ihn in unsre Kreise gezogen hat. Meine Antwort hierauf, so wie mein ganzes Betragen gegen die Damen war so eingerichtet, daß ich der Gesellschaft, wie ich sehr deutlich merkte, nicht mißfiel.

Endlich kam auch der Herr von St**. Er that, als ob er hier zu Hause wäre, und alle begegneten ihm sehr liebreich. Wir wurden beide zu einer Assemblée eingeladen, die den nächsten Abend im Hause einer der anwesenden Dame sein sollte, und trugen kein Bedenken, die Einladung anzunehmen. Nachdem nun noch über verschiedenes gesprochen, und noch mancherlei Fragen gethan, und beantwortet waren, so empfahlen wir uns und fuhren davon.

Aber um's Himmels Willen, liebster Freund, sagte ich zum Herrn von St** so bald wir im Wagen waren, wer sind denn die Eltern meiner Gebieterin? Sie sind sehr reiche Italiener, war seine Antwort. Der Vater, zwar von guter aber armer Familie, kam als dürftiger Knabe hieher, und erwarb sich dadurch seinen Unterhalt, daß er ein ausländisches Thier für zwei Stüber sehen ließ. Allein das Glück war ihm so günstig, daß er itzt jeder Tochter siebenmalhunderttausend Gulden zur Aussteuer giebt. Er ist ein eifriger Katholik, aber dabei ein sehr braver und mitleidiger Mann. Ich merke, man mag Sie im Hause wohl leiden. Wären Sie daher katholisch, und

wollten hier im Lande bleiben, so möchte ich mir fast einfallen lassen, Ihnen Glück zu wünschen; es sei denn daß Ihr Adelstolz es nicht erlaubte, eine Bürgerliche zu heirathen. Allein, setzte er hinzu, finden Sie einmal ein so schönes Fräulein mit sieben Tonnen Goldes, zumal in ihrer Heimath, wo der Adel immer mehr anfängt, zwar nicht an Hochmuth, aber doch an Reichthum abzunehmen. Doch, mein Lieber, wenn Sie auch hier Ihre Rechnung finden sollten, und wenn Vernunft und Herz Ihnen eine Verbindung mit Ihrer Göttin anriethe, so ist die Befriedigung Ihrer Wünsche doch noch nicht so leicht. Dann müssen Sie erst nach Hause reisen, Ihre Sachen gehörig in Ordnung bringen, und Geld anschaffen. Die Eltern Ihrer Schönen sind sehr für Pracht und Glanz, und ihre Göttin selbst nicht wenig für Plaisirs und Veränderungen eingenommen. Schon viele große Vorschläge wies sie ab, selbst ein Gesandter hielt vergebens um sie an. Die Eltern lassen ihr in der Wahl ihres künftigen Gemahls völlige Freiheit, und noch hat sich der Glückliche nicht gezeigt, dem sie ihre Hand geben möchte.

Ueberhaupt scheint es, als habe sie noch nicht Lust, sich durch eine Heirath Fesseln anzulegen. Daher darf man ihr auch nicht so gleich mit einem Heirathsantrage entgegen kommen, sondern muß sie allmählig mit goldnen Netzen zu fangen suchen. Bedenken Sie also wohl, was Sie unternehmen, damit Sie hinterher nicht Ursache haben, es zu bereuen Das Erste, was Sie thun müssen, ist, daß Sie nach Hause reisen, und sich hinlänglich mit Geld versehen. Die Einwilligung Ihrer Eltern zur Heirath will ich Ihnen schon verschaffen, auch werde ich hier während Ihrer Abwesenheit alles zu ihrem Vortheil einzuleiten suchen. Um Ihre Familie aber deſto leichter in Ihr Intresse zu ziehn, müssen Sie vorgeben, daß Sie schon das Jawort erhalten haben. Ich werde sehen, daß ich einen Briefwechsel zwischen Ihnen beiden anspinnen kann, der Ihr Vorgeben dann noch mehr bekräftigen wird. Den Eltern ihrer Schönen werd' ich sagen, Sie wären ein reicher Kavalier, hielten sich jetzt hier nur incognito auf, würden aber nach Kurzem standesmäßig equipirt aus Deutschland zurück kommen.

Ich dankte meinem Freund für seinen guten Rath, und versprach nicht das geringsten ohne ihn vorzunehmen. Nur noch kurze Zeit blieb ich hierauf in Amsterdam, weil mir die Ausführung meiner Wünsche sehr am Herzen laz. So lang ich aber noch daselbst verweilte, besucht' ich fast täglich das Haus meiner Gebieterin, und folgt' ihr überall, wie ihr Schatten nach. Und da ich ihre Abneigung gegen alles verliebte Wesen kannte, so hütete ich mich sehr, von Liebe mit ihr zu reden, oder meine Absichten zu deutlich zu verrathen, und dadurch gewann ich gerade am meisten. Es ist recht abgeschmackt, sagte sie mir einst, da ich sie aus einer großen Gesellschaft nach Hause führte, wenn junge Leute kein Wort reden können, ohne verliebte Klagen und Thorheiten mit einzumischen.

Da sie sich vermöge ihrer unbegränzten Wißbegierde, schon mehrere Sprachen eigen gemacht hatte, so wünschte sie, sich auch im Deutschen zu vervollkommnen. Mit Vergnügen ergriff ich daher diese Gelegenheit, ihr Beweise meiner Dienstbeflissenheit zu geben, und übte sie so wohl im Schreiben als Reden. Ich merkte dafür auch nicht

undeutlich, daß ich das Glück hatte, allen andern von ihr vorgezogen zu werden. Wenn wir allein waren, so giengen wir wie Geschwister mit einander um, von Liebe aber kam kein Wort aus meinem Munde. Und so gefällig und freundschaftlich ich gegen meine Schöne war, so gefällig war ich auch gegen ihre Eltern und ihre lose Schwester, die uns jedoch nicht selten mit unserm Geschwisterton weidlich neckte.

Endlich kam der betrübte Tag, wo ich, wegen Abnahme meines Geldes, Amsterdam verlassen mußte. Ich ward mit meiner Göttin einig, daß wir mit Bewilligung ihrer Eltern unsern deutschen Briefwechsel auch während meines Aufenthalts in Deutschland fortsetzen wollten, und daß unsre Briefe durch den Herrn von St** besorgt werden sollten, der indeß dem alten Herrn versprochen hatte, mit ihm im Laboratorium zu arbeiten. Mein Freund hielt dies alles für einen sehr glücklichen Anfang dessen Ende nicht anders, als verwünscht sein könnte. Mit gerührtem Herzen reiß' ich ab, und es schien, daß meine Gebieterin gleichfalls bei meinem Abschied nicht unempfindlich war. Ihre

Schweſter machte daher auch die Bemerkung, daß unſere Trennung für Geſchwiſter, die wir doch nur ſein wollten, zu zärtlich ſei.

Ich kam glücklich bei meinen Eltern an, und ward von Mutter und Schweſter mit allen Zeichen der Liebe aufgenommen. Mein Vater war zwar gleichfalls artig, doch merkt' ich, daß er ſich dazu zwingen mußte. Denn mein ſchöner Vetter, der däniſche Legationsſekretär in Holland hatte ihm mancherlei in den Kopf geſetzt, was ihn einen Prozeß von mir fürchten ließ. Vorzüglich hatte er gerathen, bei Ablegung der Vormundſchafts-rechnungen ja recht behutſam zu ſein, weil ich einiger tauſend Thaler wegen, die man, gegen das Teſtament, meinem Vater verabfolgen laſſen, meinen Vormündern etwas zu thun machen würde, wie ich ſchon geäußert hätte. Ich ſuchte dies meiner Mutter, die mir davon Nachricht gab, ſo gut als möglich auszureden, und bat ſie auch mei-nen Vater vom Ungrunde aller dieſer Vorſpieg-lungen zu verſichern.

Um das Porto zu erſparen, hatte ich nur einen Mantelſack mit etwas Wäſche und einen

grünen Kleide mit auf die Post genommen. Drei große Koffer aber nebst einer Kiste mit Porzellän wurden mir zu Wasser nach Hamburg nachgesandt. Zum Unglück blieben diese etwas lang aus, und man fieng daher schon an, der Schilderung, die mein holländischer Vetter von mir entworfen hatte, Glauben beizumessen. Man war bereits geneigt, mich für einen Lügner und die Beschuldigungen, daß ich mein Geld durch Ausschweifungen durchgebracht hätte, und von Kleidung und allem völlig entblößt sei, für wahr zu halten. Meine liebe Mutter, wie ich wohl merkte, kränkte dieser Verdacht aufs äußerste, doch durfte sie sich nichts davon merken lassen, daß sie mich für schuldlos hielt. Endlich kamen meine Koffer an, und alle Beschuldigungen waren nun mit einemmale widerlegt. Ich war so reichlich mit allem versehn, daß wohl drei Kavaliere daran genug gehabt hätten. Denn leider war dies von jeher mein größter Fehler, daß ich meine Begierde nach prächtiger Kleidung und andern Kostbarkeiten nicht sättigen konnte; ein Fehler, geliebte Kinder, vor dem ihr euch so sehr als möglich zu hüten habt, so fern ihr tau-

send Unannehmlichkeiten des Lebens, die euch sonst gewiß treffen, entrinnen wollet. Reinlich, standesmäßig und nach der Sitte der Zeit einherzugehn, dies erfodert der Anstand, und die Achtung, die wir uns und andern schuldig sind; allein alle Kostbarkeiten, welche der Luxus erzeugt, und die Habsucht der Menschen gebohren hat, besitzen zu wollen, ist für jeden, den nicht große Reichthümer dazu berechtigen, thöricht, ja unverantwortlich. Leider sah ich nur zu spät dies ein, und würde dem itzt herzlich danken, der mich schon früh auf diese gefährliche Krankheit aufmerksam gemacht und mir Mittel zu ihrer Heilung an die Hand gegeben hätte!

Nachdem meine Koffer angekommen waren, und ich so wohl meiner Mutter und Schwester, als auch meinem Vater sehr ansehnliche Geschenke gemacht hatte, so fieng man an, mehr Vertrauen auf mich zu setzen. Von meiner Herzensangelegenheit hatte ich nur meiner Mutter etwas weniges entdeckt, und ich durfte mich nicht ganz darüber auslassen, bevor ich nicht Briefe aus Holland erhalten hatte. Diese aber blieben zu meinem

großen Kummer aus, wie wohl ich schon verschiedenemale geschrieben hatte. Die Besorgniß einer wichtigen Ursach dieses Schweigens schlug mich fast zu Boden, so daß ich endlich meinem unterliegenden Körper durch Arzenei zu Hülfe kommen mußte. Mein Freund von St** hatte mir meine Geliebte ganz vortreflich in Miniatür gemahlt und das Gemählde in einer elfenbeinerne Dose angebracht, so daß ich es nach Belieben zum Vorschein bringen, oder, durch Vorschieben einer Devise, verstecken konnte. Meine liebste Beschäftigung war daher, so oft ich konnte dieses reizende Abbild wahrer Schönheit und Unschuld zu betrachten. Die Dose trug ich beständig bei mir, das Bild aber hatte noch Niemand gesehen.

Hinter dem Hause meiner Eltern war ein Gärtchen, dessen Laube an einen öffentlichen Spaziergang stieß. Hier saß ich einst mit meiner Dose in der Hand, und nachdem ich eine geraume Zeit das Spiel von tausend traurigen Gedanken gewesen war, schlief ich ein. Als ich erwachte, griff ich zuerst nach meiner Dose, allein — ich fand sie nicht. Meine Bestürzung war unbeschreiblich. Schon besorgt' ich, daß eine

diebi-

diebische Hand der Vorübergehenden sie, wegen der starken goldenen Einfassung, entwendet hätte. Traurig verließ ich daher die Laube, und blickte nach allen Seiten umher, ob ich nicht jemand ansichtig werden könnte, der mir vielleicht Nachricht zu ertheilen wüßte. Mit einemmale entdeckt' ich meine Schwester nebst einigen andern Damen in der Ferne, die etwas in der Hand hielt, das sie genau besahen. Leise schlich ich nun hinter einer Hecke ihnen näher, und hörte die eine Dame sagen: Warlich, ein treffliches Gemälde! Ist das Original der Kopie nur etwas ähnlich, so ist es eine Schönheit, an der auch der Neid nichts tadeln kann. — Ja, versetzte meine Schwester, dahinter steckt ein Geheimniß. Nun weiß ich, warum er so melancholisch ist. — Als ich näher kam, sah ich die eine Dame, die mich zuerst bemerkte, die Dose so gleich verstecken, und wußte nun, wo ich sie wieder fodern konnte. Jetzt kamen sie auf mich los, und zogen mich mit meinem Trübsinn und meiner Unpäßlichkeit weidlich auf. Freilich, sagte die eine Komtesse, ist es kein Wunder, schwermüthig zu sein, wenn man eine so schöne

Lautenschlägerin in Holland zurückgelassen hat. — Denn meine Schöne war in der Attitüde gemahlt, wie sie eben die Laute schlug. — O rief ich aus, meine Damen, ich weiß nun alles, und Niemand, als Sie, meine schöne Komtesse, hat meine Dose. Ich habe dieselbe heut ausdrücklich zu mir gesteckt, um meiner Schwester die schöne Arbeit daran zu zeigen. — So, versetzte meine Schwester, also erst heute bekommst Du den Einfall, da Du mir schon längst alle Deine Kostbarkeiten gezeigt hast? Nun, meine liebe Komtesse, geben Sie ihm die Dose nur zurück, wir bringen sein Geheimniß doch nicht heraus. Diese zog darauf die Tabatiere hervor, wollte aber, ehe sie mir dieselbe wiedergab, nochmals das schöne Bild besehen. Doch wie erschrack sie nicht, als dasselbe verschwunden und ein Blatt weisses Pergament mit einigen Versen an seine Stelle getreten war. Vermuthlich hatte sie, indem sie die Dose wegsteckte, die Feder berührt, die das aufgerollte Pergament fallen ließ. Sie sind ein Zauberer, rief sie aus, und fieng nun an zu lesen:

Vermähle stets Vernunft der Liebe,
Willst du durch Liebe glücklich sein;
Sonst wird die Königin der Triebe
Zu bald nur Mutter herber Pein,
Und Reu' und Ueberdruß vergällt
Hinfort dir jede Lust der Welt.

Herrlich, riefen alle, aber nun nicht eher vom Fleck, als bis Sie das schöne Bild wieder zum Vorschein gebracht haben! Ich gehorchte ihrem Befehl, drückte auf die Feder und das feine Blatt rollte sich augenblicklich auf, so daß das Gemälde wieder sichtbar ward. Nachdem sie es nochmals durch die grösten Lobsprüche erhoben hatten, kehrten wir in's Haus zurück, wo es auch meinen Eltern gezeigt ward. Mein Vater machte die Anmerkung dabei, das Bild sei im höchsten Grade schön, und wenn mir ein ähnliches Original in meinem Leben schon zu Gesicht gekommen wäre, so hätt' ich mehr gesehen, als er.

Einst kam mein Vater sehr vergnügt nach Hause. Wir erwarteten zum Mittag eine ziemliche Anzahl von Fremden, und mein Vater brachte

noch außerdem, nach seiner Gewohnheit, sechs Officiere aus dem Kaffeehause mit, so daß die Tafel aus dreißig Couverts bestand. Man war bei Tisch sehr aufgeräumt und mein Vater scherzte wieder seine sonstige Art sehr häufig mit mir. Es war bereits sehr scharf getrunken worden, als er einen großen Pokal ergrif und mit Burgunder füllte. Meine Herren, hub er darauf an, Sie werden mir gestehen, daß mein Sohn bereits in den Jahren ist, wo er sich etwas Liebes anzuschaffen, das Recht hat. Sie werden ihm also die Ehre erzeigen und auf die Gesundheit seiner Liebschaft trinken. Doch damit Sie auch wissen, ob sie dessen werth sei, so sehen Sie hier ihr Bildniß, und so zog er ein auf Elfenbein gemahltes Porträt hervor und gab es in der Gesellschaft herum. Alle brachen in die beredtesten Lobsprüche aus, ich aber saß wie versteinert da, und wußte nicht, was dies alles bedeuten sollte. Endlich kam auch das Bild zu mir. Der Herr Sohn sage einmal, fuhr mein Vater fort, wenn ich ihm, ein solches Frauenzimmer zu heirathen die Erlaubniß gäbe, und er auf diesem Wege noch ein Vermögen von einigen Tonnen

Goldes dazu erhielte, würd' er mir das verübeln? Hierauf trank er auf das Wohl der von H** aus Amsterdam. Nun wußt' ich vollends nicht, wie ich daran war. Name und Bildniß glichen in allem meiner schönen Gebieterin, und als meine Mutter letzteres mit dem Bilde in meiner Dose verglich, so war kein Unterschied, als daß die Schöne auf dem herumgegebenen Gemälde im Negligee saß und schrieb, und eben davon aufsah, als ob jemand käme. Es ist dieselbe, rief meine Schwester, und nun glaubt' ich dem Glück im Schooß zu sitzen. Mein Vater vergnügte sich eine Zeitlang, während der große Pokal herumgieng, an meiner Verlegenheit. Endlich zog er ein Paket Briefe hervor: Dein Freund der Herr von St** läßt dich grüßen, wandt' er sich zu mir, und schickt dir hier einige Papiere. Diese bestanden aus meiner Bestallung als Lieutnant, aus meinem Abschiede, aus einem Briefe von meiner schönen Gebieterin, und aus einem andern von meinem Freunde. Der Brief von meiner Freundin war ganz Vernunft und Klugheit, doch konnt' ich sehr gut sehen, wie ich bei ihr angeschrieben stand. Mein Freund

ſchrieb mir zu meiner Verwunderung, daß er es nicht verantworten könne, weiter mein Unterhändler in Angelegenheiten des Herzens zu ſein, ſo fern er nicht die Einwilligung meiner Familie dazu erhielte. Um ſein Gewiſſen zu entledigen, habe er daher an meinen Vater geſchrieben, ohne deſſen Erlaubniß er meine Briefe nicht weiter beſtellen würde.

Der Brief des Herrn von St** an meinen Vater mußte ſehr bündig geweſen ſein, denn dieſer erklärte noch über Tafel, daß er in alles einwillige. Doch was vermag auch nicht die Vorſtellung, einen Sohn zu haben, der ſich einige Tonnen Goldes erheirathet, und zu den wenigen gehört, die nur dann vergnügt ſein können, wenn ſie auch andere an ihrem Vergnügen Theil nehmen laſſen!

Die ganze Stadt ſprach in wenig Tagen von dieſer bevorſtehenden glücklichen Verbindung, welche mein Vater nun ſchon für ſo gut als geſchloſſen hielt, und überall die Nachricht davon verbreitete. Es fehlte daher auch nicht an Gratulationsbeſuchen und an Tafelfreunden, die ſich ſchon auf die

Tonnen Goldes Rechnung machten. Meine Mutter aber, die vernünftiger dachte, rieth mir, die Sache ja noch nicht für gewiß zu halten, oder doch wenigstens so lang mit größerm Aufwand zu warten, bis man die Tonnen Goldes vor Augen sähe.

Die Zeit kam nun auch, wo ich die Rechnungen von meinen Vormündern übernahm. So sehr man sich vor meinen Einwendungen gefürchtet hatte, so sagt' ich doch kein Wort, wie wohl ich nicht wenig Ursach dazu hatte. Ja ich dankte meinen Vormündern noch aufs verbindlichste, bestimmte einige tausend Thaler für meinen Vater zur Bezahlung seiner Schulden und zur bessern Einrichtung seines Hauswesens, beschenkte meine Eltern und Schwester noch außerdem, und besorgte, daß ich von Zeit zu Zeit Wechsel nach Holland geschickt bekommen könnte. Die Tonnen Goldes, die ich zu erheirathen hofte, waren mir bereits so gewiß, daß ich mein Vermögen nicht mehr der Mühe für werth hielt, sparsam damit umzugehn. Meine beiden Onkels wollten zwar schlechterdings nicht darein willigen, daß ich ein bürgerliches Frauen-

zimmer heirathete, doch hatte ich ihre Einwilligung auch nicht nöthig.

Als ich von ihnen nach Haus zurück kam, und mich zu meiner Abreise nach Holland anschicken wollte, nahm mich meine brave Mutter, die alles reiflicher überlegte, nochmals bei Seite und sagte: „Ich, nehme Gott zum Zeugen, geliebter Sohn, daß ich dich, mehr als jemand in der Welt, recht glücklich wünsche. Deine Familie will dir hier, wie du weißt, eine Officiersstelle und den Karakter eines Kammerjunkers verschaffen. Dein Vermögen ist zwar größtentheils geschmolzen, doch hast du immer noch etwas übrig, und viele deiner nächsten Verwandten sind reich und Kinderlos, so daß du dir sichere Rechnung auf ihr Erbtheil machen kannst. Du kannst also, wenn du nur selber willst, als ein rechtschafner Kavalier in deinem Vaterlande leben. Ich wünschte, daß du dich damit begnügtest, und nicht Ansprüche auf große Reichthümer machtest, die doch am Ende oft nur wenig zu unserer Glückseligkeit beizutragen im Stande sind. Ich bin weit, geliebter Sohn, von jenem närrischen Stolze derer entfernt, die eine Verbin-

dung mit der tugendhaften Tochter eines redlichen Bürgers für unanständig und deiner Ehre zuwider halten. Vielmehr billige ich deine Wahl gar sehr, denn deine Geliebte, wie ihr Brief verräth, hat Verstand und Herz, und dem Bilde das du von ihr hast, muß selbst der Neid den Preis der Schönheit zugestehn. Und außerdem hat sie, nach deiner und deines Freundes Versicherung, auch ein Vermögen, das sehr lockend ist. Allein ich bitte dich, laß Reichthum, Schönheit und Stolz nicht dein Herz verblenden, und zu Handlungen verleiten, die dich einmal reuen können. Ueberhaupt scheinen mir deine Hofnungen noch ziemlich unsicher und schwankend zu sein, und dein Freund selber schreibt, daß du noch viel Geld nöthig hättest, um deinen Zweck zu erreichen. Ich fürchte gar sehr, daß du dein Geld umsonst verwenden wirst, denn wer bürgt dir dafür, daß nicht Todesfälle, Verläumdungen böser Menschen und Unbeständigkeit deiner Geliebten, dir einmal deinen ganzen Plan verrücken. Wehe dir dann, wenn du dein Geld erschöpft und dich dem Spott und Gelächter der Welt ausgesetzt hast. Hier im Lande würde dir

dann jeder Weg zum Glück versperrt, und jede Aussicht auf frohern Zeiten durch deine Verwandten vernichtet sein. Du hast selbst Verstand genug, geliebter Sohn, den Grund oder Ungrund meiner Besorgniß einzusehen, handle daher, wie es dir nach deiner Einsicht am besten dünkt. Mir wär's am liebsten du bliebst im Lande und nährtest dich redlich. Doch gern opfre ich meine Wünsche den deinigen auf, wenn sie deinem Glücke im Wege stehen sollten. Vielleicht ist dies der letzte gute Rath, den ich dir auf Erden ertheilen kann, der Himmel gebe, daß du den besten Weg erwählen magst!"

Hier konnte sich meine brave Mutter der Thränen nicht erwehren, sie wandte sich daher um, und gieng hinweg, um diese Zeugen ihrer mütterlichen Besorgniß vor mir zu verbergen. O treflichste der Mütter, warum folgte ich deinem wohlgemeinten Rathe nicht! Wie glücklich hätte ich dann im Schooß der Freude jene Tage verlebt, die mir nun unter tausend Ungemach verflossen sind. Ach noch jetzt rinnen oft die Thränen der Reue meine Wangen hinab, daß ich damals mich mehr

durch die Stimme der Sinnlichkeit als durch mütterliche Zärtlichkeit leiten ließ, die doch so sehr auf Einsicht und Erfahrung gegründet war. Möchte doch mein Beispiel, geliebte Kinder, euch vor ähnlichen Fehltritten warnen, deren Folgen oft so traurig sind, und die nicht selten fast alle Wege zur Rückkehr verschließen. Dann würde es itzt mich minder schmerzen, das unglückliche Opfer des Leichtsinns und der Sinnlichkeit gewesen zu sein.

Noch nie hatte ich meine Mutter weinen sehen, den Tag ausgenommen, wo sie mich wieder fand. Ihre Thränen machten daher einen sehr starken Eindruck auf mich, und mein Plan ward nicht wenig dadurch erschüttert. Hätte daher die Vortrefliche ihre Warnung nur noch einigemale wiederhohlt, ich hätte gewiß alles gethan, was sie von mir gefordert hätte. Allein die gute Frau glaubte nun ihre Pflicht erfüllt zu haben, und erwähnte der ganzen Sache mit keinem Worte mehr. Das öftere Anschauen des Bildes meiner Geliebten und die Begierde nach Reichthum und Gemächlichkeit, zogen mich daher bald in meine vorige Denkungsart

zurück, aus der ich mich nur etwas weniges emporgearbeitet hatte. Mein Freund der Herr von St** hatte mir versprochen, durch Geld und Geduld mich sicher zum Ziele meiner Wünsche zu führen, und der Gedanke, durch den Besitz eines großen Vermögens von aller Abhänglichkeit befreit, und der Wohlthäter meiner Familie werden zu können, war so reizend; — kein Wunder also wenn ich mich demselben in kurzem wieder überließ, und nur einzig und allein darauf bedacht war, recht bald am Ziele meiner Bestrebungen zu sein.

Ein und zwanzigster Brief.

Fortsetzung des Vorigen. Beschreibung einer großen Lustbarkeit.

Ich reiße nunmehr nach Hamburg, um mich standesmäßig daselbst zu equipiren, und alsdann nach Amsterdam zurückzukehren. Außer der präch-

tigen Kleidung die ich mir daselbst machen ließ, kaufte ich mir auch noch eine sehr kostbare Kutsche, nebst zwei grauen und zwei schwarzen Kutschpferden, nahm mir einen Kammerdiener, zwei Lakaien und einen Laufer an, und ließ es an nichts fehlen, was zu einem glänzenden Aufzuge erfordert wird. Auch sehr ausgesuchte Geschenke für meine Geliebte und ihre Schwester einzukaufen wurde nicht vergessen. Doch da es diesen Damen an Kostbarkeiten aller Arten nicht fehlte, so sah ich bei der Wahl derselben mehr auf Schönheit und Neuheit der Erfindung als auf eigentliche Kostbarkeit. Meine Equipage und Domestiken ließ ich hierauf vierzehn Tage vorausgehen, und folgte darauf, nachdem ich noch manches andere besorgt hatte, mit der Post bis einige Stationen vor Amsterdam nach, wo ich Extrapost nahm, und glücklich in dem Gasthofe wieder anlangte, wo ich schon vorher logirt hatte. Der Herr von St** war mit meiner Equipage, und allen Maasregeln, die ich getroffen hatte, sehr wohl zufrieden. Mein Laufer mußte sich nun sogleich aufputzen, und meine Ankunft im Hause meiner Geliebten bekannt machen. Kaum

war dies geschehen, so kam sogleich ihr Vater, um mich zu bewillkommnen, und nach seinem Hause abzuholen. Hier ward ich auf das zärtlichste empfangen, und man war so gütig, die Kleinigkeiten, die ich mitgebracht hatte, mit Lobsprüchen zu überhäufen. Am folgenden Abend führte ich meine Geliebte in die Oper, und ich hatte das Glück, das keiner ihrer Anbeter sich diesmal bei ihr einfand. Vermuthlich mochte man mich, nach meinem Anzuge, für eine wichtige Person ansehen, und es deshalb nicht wagen, mir nahe zu kommen.

Von nun an war ich täglich im Hause meiner Geliebten, und es gab keine öffentliche Lustbarkeit, die ich nicht an ihrer Seite genoß. Da ich überall mit so auszeichneter Güte und Freundschaft von ihr behandelt wurde, so wichen ihre sonstigen Verehrer, die es mir an Glanz und Aufwand nicht gleich thun konnten, immer mehr von ihr zurück, und trugen dadurch nicht wenig zu meiner Glückseligkeit bei. Meine Geliebte war eine große Freundin von allerlei angenehmen Veränderungen; daher ließ ich es nie an Bällen,

Assembleen und Spazierfahrten zu Wasser und zu Lande fehlen, und immer sucht' ich denselben einen Anstrich der Neuheit zu geben. Nur einer Lustbarkeit, die ich ihr zu Ehren anstellte, will ich hier erwähnen, weil ich hiebei Gelegenheit nahm, ihr meine Zuneigung zu entdecken, und auch von der Ihrigen Gewißheit zu erhalten.

Ich lud meine Geliebte, nebst ihrer Schwester und noch vier Freundinnen mit ihren Verehrern, zu einer Wasser- und Landpromenade ein. Schon früh Morgens um sechs Uhr fuhren wir auf zweien sehr schönausgeschmückten Lustbooten ab. Während der Fahrt tranken wir Kaffee, der von allen nur möglichen Delikatessen begleitet war. Es war einer der reizendsten Sommermorgen. Wir passirten verschiedene sehr angenehme Gegenden, die mit allen Reizen der Natur geschmückt, uns ihre Wohlgerüche entgegen wehten. Endlich machte ich die Gesellschaft auf eine ziemlich große Wiese aufmerksam, die rings umher mit hohen Bäumen, wie mit einer Holzung, umgeben war. Sie gehörten zu einem Landgute, dessen Besitzer außerhalb Landes waren. Ich hatte vom Aufseher für

Geld die Erlaubniß erhalten, meine Freunde daselbst zu bewirthen, und bereits mehrere Tage vorher die nöthigen Anstalten dazu treffen lassen. Daher fehlte es nun auch an nichts, um das Vergnügen von allen Seiten vollkommen zu machen. Die Wiese war sehr schön, eine Heerde Schaafe, alle mit rothen Bändern geschmückt, weideten darauf, und in einer Ecke, nicht weit vom Holze, standen Schäferhütten, die ein antikes Ansehen hatten. Das ist ja hier vortreflich, sagte meine Geliebte, und dies war es eben, was ich wünschte. Ja, versetzte ich, auch mir scheint es so; da es nun gleichviel ist, wo wir uns heute vergnügen, so dächt' ich, stiegen wir aus, und sähen zu, ob wir nicht etwas Schafmilch zum Frühstück bekommen könnten. Die ganze Gesellschaft war sehr wohl hiemit zufrieden, wir stiegen daher an's Land, und spazierten auf der Wiese herum. Ich rief einem niedlichen Mädchen, das die Schafe weidete, und sagte ihr, sie möchte doch einmal nach der Hütte gehen, und fragen, ob man hier etwas Frühstück bekommen könne. Hören Sie, flüsterte mir eine Dame in's Ohr, hier ist es nicht ganz richtig. Die

bebänderten Schafe und das niedliche Schäfermädchen kommen nicht so ganz mit der Sitte des Landes überein. Hier entdeckt man Kunst, und diese kommt von Ihnen. — Dies ist nicht möglich, war meine Antwort, Sie haben ja selbst diesen Ort zum Landen gewählt!

Noch stritten wir uns hierüber, als sechs Schäfer und Schäferinnen, theatralisch gekleidet, aus ihren Hütten hervortraten. Sie trugen Tische und Feldstühle unter schattige Bäume, und brachten Milch, Käse, Butter, Gebackenes und Früchte in schönlakirten Schüsseln. Kaum hatten wir Platz genommen, als sich eine Schäfermusik von Pfeifen und Schallmeien hören ließ. Sechs Schäferinnen kamen aus den Hütten, alle weiß und grün gekleidet, und brachten Körbchen mit den schönsten Blumen und Orangerien. Sie gaben dieselben an die Herren, welche dann die Boukets an ihre Damen überreichten, und sich mit einem Kusse dafür lohnen ließen. Ich bekam den schönsten Strauß, in welchem sich ein goldener emaillirter Cupido von sehr künstlicher Arbeit, mit gespannten Bogen, auf dem ein Pfeil lag, hinter

einem großen Orangeblatt versteckte. Die Schäferinnen tanzten, während daß die Schäfer, alle hübsche junge Leute, uns bedienten. Auf einmal hörte man ein Geschrei und die Schäferinnen flohen. Sechs Satyre, die aus dem Gehölze stürzten, setzten ihnen nach und erhaschten sie. Die Hirten warfen alles aus den Händen, und eilten ihren Schäferinnen zu Hülfe. — Dieser Auftritt vergnügte meine Gesellschaft nicht wenig, und man konnte nicht fertig werden, meine Erfindsamkeit zu loben. Wir standen nun auf, und ich schlug eine Promenade in die Holzung vor. Nur auf den Fall, versetzte meine Geliebte, nehm' ich Ihren Vorschlag an, daß keine wilde Satyre mehr im Gehölze sind. Kaum waren wir am Eingang des Holzes, als wir Jagdhörner hörten und sechs Jäger mit Hunden, Gewehr und Falken, zum Vorschein kamen. Sie hatten Vögel in ihrer Jagdtasche, die sie einen nach dem andern fliegen ließen, und die alsdann von den Falken in der Luft erhascht wurden. Darauf überreichten sie einige leichte Gewehre an die Damen, welche schießen konnten, und ließen einige Kaninchen und Hasen

aus den Jagdtaschen los, die dann theils von den Hunden gefangen, theils geschossen wurden. Dies Vergnügen gefiel meiner Schönen sehr wohl; denn sie schoß mit vieler Fertigkeit. Außerdem hingen die Jäger auch noch einige Scheiben an Bäumen auf, wonach geschossen ward, und so vergnügte man sich unterm Klang der Waldhörner, wohl einige Stunden lang. Ich bat mir schon etwas früher die Erlaubniß aus, mich auf einige Zeit entfernen zu dürfen, und ersuchte meinen Freund, der keine Dame zu führen hatte, und den wir unsern Mentor nannten, so lang meiner Dame aufzuwarten, und die Gesellschaft nach gerade auf die andre Seite des kleinen Hölzchens zu bringen.

Kaum waren sie daselbst angelangt, als jemand in türkischem Habit in vollem Gallopp dahergeritten kam. Einige Schritte von der Gesellschaft sprang er vom Pferde herab, band es an einen Baum, und sagte, nach einer morgenländischen Verneigung, sein Herr, der jetzige Besitzer dieser Provinz, der sich eben hier im Gehölz vergnüge, habe gehört, daß einige Ausländer von Stande hier gelandet wären. Er lasse sich daher

von denselben die Ehre ausbitten, mit einer Feldmahlzeit bei ihm vorlieb zu nehmen. Die Damen bewunderten diese Galanterie, und nahmen die Anerbietung mit Vergnügen an. So bald ich Bericht abgestattet habe, fuhr darauf der Türke fort, wird sogleich ein Wegweiser bei Ihnen eintreffen, damit sie nicht irre gehn. Darauf sprang er wieder auf sein Pferd und flog davon. Kaum war er fort, so erscholl eine Janitscharenmusik, und nun verließen die Jäger die Gesellschaft unvermerkt. Allmählig kam die Musik näher, und man erblickte nebst den Janitscharen auch verschiedene Türken, mit großen orientalischen Sonnenschirmen, unter welchen andre, die sehr schön gekleidet waren, große Schüsseln mit Wein und Konfitüren trugen. Ein ansehnlicher Türke mit einem großknörrigen Stock gieng voran, und sagte auf italienisch, daß er Befehl habe, die Gesellschaft nach dem Zelte zu führen, wo sie sein Herr mit der größten Sehnsucht erwarte. Doch da der Weg dahin etwas lang sei, so bitte er, sich zuvor hier etwas zu erfrischen. Nun wurden für die Damen Feldstühle hingesetzt, die sie mitgebracht hatten, hinter die

Damen stellte man die Sonnenschirme, und die jungen Herren präsentirten Konfekt und Weine, und so floß abermals unter beständiger Janitscharenmusik ein Stündchen hin. Dann brach man auf, und die Gesellschaft ward durch allerlei Umwege eine ziemlich Ecke herumgeführt, bis sie an den Eingang einer großen, mit hohen Bäumen besetzten, Allee kamen, an deren Ende man ein prächtiges türkisches Zelt erblickte. Sechs Türken standen mit Bogen und Pfeilen vor dem Zelt. In einiger Entfernung davon entdeckte man noch vier andre kleinere Zelte, deren jedes von einem Türken mit bloßem Säbel bewacht wurde. So bald die Gesellschaft sichtbar ward, hörte man ein dreimaliges lautes Hussa! rufen. Beim dritten Ausruf war die Gesellschaft ohngefähr noch dreißig Schritt vom Zelte entfernt. Nun gieng ich als der Bassa aus demselben hervor, von vier guten Freunden, alle sehr prächtig geschmückt, begleitet. Mein Habit war grüner Atlaß, stark mit Gold besetzt, meine Unterkleider Couleur de Rose mit goldnen Spitzen, und mein türkischer Bund, weiß mit einem hohen Reiherbusch, diamantnem Agraf

und einer Glaßfeder. Mein vergoldeter Säbel ſteckte in einer mit rothem Atlaß überzogenen Scheide. Zwei meiner Freunde waren in feuerrothen, und zwei in karmoiſinrothen Taffent mit ſilbernen Spitzen gekleidet. Ich trat gravitätiſch der Geſellſchaft entgegen, und führte ſie in ein ſehr geräumiges Zelt. Auch dieſes war ſehr prächtig aufgeputzt und durchgängig mit blauem, goldgeſtreiftem Flor gefüttert. Die Sopha's nebſt den Küſſens waren gelber Damaſt. Ein ſchöner Fußteppich deckte den Boden, und prächtige Spiegel, Armleuchter und Glaskronen trugen nicht wenig zur Vermehrung des Glanzes bei. Ein etwas mehr, als alle übrigen Sopha's erhöhter Sitz war für meine Geliebte beſtimmt. Er zeichnete ſich außerdem auch noch durch einen Ueberzug von Silberſtof aus. An der Rückwand deſſelben ſahe man den Namen meiner Gebieterin von italieniſchen Blumen und Silber in einem Kranze von Orangeblüte. Sie weigerte ſich Anfangs dieſen Sitz einzunehmen, allein der Baſſa ließ nicht ehe nach, als bis ſie ſeine Bitten erfüllte. Er ſetzte ſich darauf zu ihren Füßen, und alle übrigen

jungen Herren folgten, in Rücksicht ihrer Damen, seinem Beispiel nach. Dies währte nur eine halbe Viertelstunde, worauf die Herren sich einer nach dem andern hinwegbegaben. Bald nachher kamen sie zur allgemeinen Verwunderung der Damen in grünen mit Silber besetzten türkischen Habiten zurück. Wir sind verrathen, sagte meine Göttin, wir sind in die Hände der Türken gefallen! Doch, setzte sie hinzu, mir ist nicht bang, wir wollen auch mit ihnen fertig werden. Die Herren bedienten die Damen mit Chokolade und allerlei Konfitüren. Zu beiden Seiten des Zeltes waren Zimmer, deren Tische mit allem versehen waren, was man sich Wohlschmeckendes denken kann. An jedem Tische stand ein türkischer Mundschenk, allein die Herren ließen ihnen wenig zu thun übrig. Die zwei kleinen Zimmer waren nur mit rother Leinwand ausgeschlagen und weiß garnirt, so wie die weissen Tafeldecken mit rothen Bändern aufgebunden waren. Dies alles dauerte bis vier Uhr Nachmittags, als auf einmal, unter Abfeurung von vier kleinen Feldstücken, und unterm Schall von Pauken und Trompeten, ein Vorhang in der

Mitte des Zeltes in die Höhe fuhr. Man erblickte nun ein neues Zimmer, eben so groß, als dasjenige, worin die Gesellschaft sich befand. Auch die Zierrathen waren dieselben, nur die Tapeten bestanden aus rothem Flor mit silbernen Streifen. In der Mitte stand eine prächtig besetzte Tafel; wir führten unsere Damen dahin, und setzten uns neben sie. Ueber der Tafel und zwar gerade vor meiner Schönen hin ein sehr künstlicher Cupido von Wachs, der eine Kapsel in der Hand hielt. Zwölf Türken bedienten uns und die ganze Gegend hallte von der reizendsten Musik, die nur zuweilen beim Ausbringen von Gesundheiten, durch den Donner der Kanonen und vom Schall der Pauken und Trompeten unterbrochen ward. Beim Desert wandte sich meine Geliebte zu mir, und sagte: Warlich, Sie übertreffen an Galanterien und Geschmack alles, was ich bis jetzo noch gesehen habe, und wir Damen sind gewiß in großer Verlegenheit, wie wir uns gegen Sie dankbar beweisen sollen. — Wenn Sie nur, meine Theureste, war meine Antwort, das annehmen wollen, was Ihnen der kleine Bube da, der über Ihrem Haupte schwebt in

Kopie so liebreich darbietet, so bin ich reichlich belohnt. Ich gab hierauf ein Zeichen, und plötzlich sank Cupido auf ihren Schooß herab. Die ganze Gesellschaft drang in sie, die Kapsel anzunehmen. und kaum hatte sie dieselbe, als er wie der Wind wieder in die Höhe fuhr und unsichtbar ward. Denn man zog ihn oben durch eine Oefnung, die sich wieder durch herabfallende Gardinen schloß.

Aus der Kapsel, die so fein war, daß sie so gleich zerbrach, fiel ein goldenes, emaillirtes, und mit kleinen Diamanten geschmücktes brennendes Herz, worauf die Worte standen: Ie suis dans votre pouvoir, faites de moi ce que vous plair. Dies sehr künstlich gearbeitete Herz hing an einem kleinen Bändchen, wodurch man es irgendwo befestigen konnte. Meine Geliebte erzeigte mir nicht allein die Ehre, es vor ihrer Brust zu befestigen, sondern erklärte auch öffentlich, daß sie mir die Erlaubniß gebe, bei ihren Eltern um sie anzuhalten. Abends um sieben Uhr führten wir unsre Damen in das Vorderzimmer zurück und der Vorhang fiel wieder hinter uns, so daß keine Spur von Thür mehr zu sehen war. Nun ward

Kaffee gegeben, und es begann eine italienische Kammermusik, die mehrere Damen, vorzüglich auch meine Geliebte, mit ihrer Stimme begleiteten.

Um acht Uhr giengen wir spatziren, wo wir in einer grünen Laube mit Thee bedient wurden. Unterdessen waren noch einige Gondeln mit guten Freunden und den Eltern und nächsten Verwandten meiner jungen Gesellschaft angekommen, die ich zu einem Feldball eingeladen hatte. Diese erstaunten gleichfalls über die prächtigen türkischen Gezelte nicht wenig, so wie meine junge Gesellschaft über die Ankunft ihrer Eltern und Verwandten sich nicht genug verwundern konnte. Die ganze Allee ward nun auf's prächtigste erleuchtet, und Anstalt zum Tanz gemacht. Nein, Mama, rief meine Geliebte ihrer Mutter entgegen, unser Freund versezt uns heut auf einem Erstaunen in's andere. Hier ist nichts, als Zauberei, doch diese ist mir die liebste, daß ich Sie hier erblicke. Bei diesen Worten fiel sie ihrer Mutter um den Hals, und bewillkommte sie auf's zärtlichste. Hierauf wurden alle einzelnen Auf-

tritte des bisherigen Lustspiels der Reihe nach durchgangen, und mit den feurigsten Lobsprüchen belegt. Ich bat darauf die Eltern meiner Schönen, ihr und ihrer Schwester zu erlauben, sich in türkische Tracht zu kleiden. Das eine Zelt war besonders zur Bequemlichkeit der Damen, und ein eigenes Zimmer darin zum Umkleiden dieser zwei Schwestern bestimmt. Die Eltern willigten ein, und die Mutter begleitete ihre Töchter selbst in's Zelt. Das kleine zum Umkleiden bestimmte Zimmer war mit blauem Taffent ausgeschlagen, der Sopha und die Polster der darin befindlichen sechs Stühle mit blauem Damast überzogen und mit Tressen besetzt, auch die Nachttischdecken waren von gleichem Zeug und Farbe. Die Toilette war von schinesischem Lackwerk, roth und vergoldet, und vier große silberne Leuchter mit Wachskerzen, mit dem Wappen und Namen meiner Geliebten in erhobener Arbeit geschmückt, erhellten sie. In zwei schinesischen Koffern lagen die sämtlichen Kleidungsstücken, deren eine türkische Dame von Stande nöthig hat. Zum noch größern Erstaunen beider Damen standen die zwei Kammermädchen

meiner Gebieterin, die ich gleichfalls heimlich aus der Stadt kommen laſſen, als Türkinnen verkleidet am Nachttiſch, um die Befehle ihrer Herrſchaft zu erwarten.

Ich entfernte mich während des Umkleidens aus dem Zimmer, und begab mich an einen Ort, wo ich alles hören konnte, was geſprochen wurde. Mit Entzücken vernahm ich hier das Geſtändniß meiner Geliebten gegen ihre Mutter, daß ſie mir nicht länger widerſtehen könne. Ich bin's zufrieden, verſetzte die Mutter, daß du ihm dein Herz ſchenkſt, wir müſſen daher nur den Alten zu gewinnen ſuchen.

Ich muß hier noch bemerken, daß ich mich zu dieſer ganzen Luſtbarkeit nicht allein meiner Leute, ſondern auch der franzöſiſchen Schauſpieler und ihrer Kleidung bediente, und die übrigen Geräthſchaften gemiethet hatte. Allein alles, was im Zimmer meiner Schönen war, und meine eigenen Kleidungsſtücke, waren ganz neu verfertigt. Das Erſtere wurde daher auch als ein Geſchenk ins Haus meiner Gebieterin geſchaft.

So bald die beiden Damen umgekleidet waren und zur Gesellschaft zurückkehrten, eröfnet' ich mit meiner Geliebten den Ball, und es ward die ganze Nacht hindurch bis früh Morgens um sieben Uhr getanzt. Für die Unterhaltung derer, die am Tanze kein Vergnügen fanden, war gleichfalls hinlänglich gesorgt; auch fehlte nichts von Delikatessen, deren man in Amsterdam nur habhaft werden kann.

Nach sieben Uhr des Morgens fuhren wir darauf in sechzehn wohlgeschmückten Fahrzeugen, in voller türkischen Kleidung, zur Stadt zurück. Vor uns her gieng Janitscharenmusik, welche mit der andern, die hinten uns folgte, auf das angenehmste wechselte. Tausende stürzten bei unsrer Ankunft uns entgegen, um den glänzenden Aufzug zu sehen, und bald sprach die ganze Stadt davon, daß ein türkischer Gesandter angekommen sei, der bei dem alten Herrn H** logire. Diese ganze Lustbarkeit kam mir, ohne die Kleidung, über zwei tausend Gulden zu stehen.

Zwei und zwanzigster Brief.

Die Sache nimmt mit einemmale eine andere Wendung, und der Verfaſſer wird ein Raub der Verzweiflung.

Nach einiger Zeit hielt ich nun förmlich um meine Geliebte an. Die Mutter hatte nichts gegen unſre Verbindung einzuwenden, der Vater aber bat ſich noch Bedenkzeit aus, und erklärte überhaupt, ſeine Tochter ſei für jetzt zur Heirath noch zu jung. Dieſe indeſſen ward mir von Tag zu Tag gewogener, und verſprach mir ſogar, nach dem Tode ihres Vaters, meine Religion anzunehmen. Ich hatte nun bereits anderthalb Jahre hindurch es an nichts fehlen laſſen, um dem Ziele meiner Wünſche näher zu rücken, und manche tauſend Gulden waren dabei daraufgegangen. Meinen Eltern währte die Zeit zu lang, eh' ich ihnen gewiſſe Nachricht ertheilen konnte, es ſtiegen daher allerlei Zweifel bei ihnen auf, die ſie mir

nicht verhehlten. Auch bat mein Vater den däniſchen Konſul zu Amſterdam in einem Briefe, ſich meiner Sache anzunehmen, und ſchrieb zugleich auch an die Eltern meiner Geliebten. Der Konſul überreichte den Brief in eigener Perſon, und bat ſehr dringend um beſtimmte Erklärung. Der Alte verlangte abermals Bedenkzeit, die man ihm denn auch bewilligte. Nach Verlauf derſelben erklärte er ſich, er werde ſehr gern in die Verbindung willigen, ſo fern ich mich entſchließen könnte, die katholiſche Religion anzunehmen. Er gab mir hiezu vierzehn Tage Bedenkzeit, und verbat bis dahin allen weitern Umgang mit ſeiner Tochter. Zum Unglück war eben damals ein naher Verwandter aus Italien bei ihm angekommen, der den Alten ſo viel von Ketzerei und Gewiſſen vorſchwatzte, daß ſie ſchon deshalb zu brennen glaubten, weil ſie einem Ketzer ſo viel Freiheit in ihrem Hauſe verſtattet hätten.

Ich war außer mir, als der Konſul mir die Antwort brachte. In der Hofnung, vielleicht ſelbſt mehr auszurichten, warf ich mich in meinen Wagen, und fuhr zum Hauſe meiner Geliebten,

allein — ich ward nicht angenommen. Vergebens bemüht' ich mich mehrmals, ein Kammermädchen meiner Gebieterin zu sprechen, und Nachricht von ihr einzuziehen. Endlich verkleidete ich mich in einen gemeinen Arbeitsmann, nahm ein Paket unter den Arm, und fragte im Hause meiner Schönen nach einem Italiener, der aber in einem ganz andern Hause wohnte. Zum Glück kam mir das eine Kammermädchen entgegen, das mich denn bald erkannte, und mir in größter Geschwindigkeit von allem Nachricht gab. Ihre Demoiſell, ſagte ſie, weine Tag und Nacht, und ſei entſchloſſen, heimlich mit mir davon zu gehn, ſo fern ich nur alles zur Flucht bereit halten wollte. Ich möchte daher nur morgen Abends um ſechs Uhr Tauben oder Vögel zum Verkaufe bringen, alsdann wolle ſie vor der Thüre ſein, um mir ein Billet einzuhändigen und auch eins von mir anzunehmen.

Voller Freuden flog ich nunmehr nach Haus, und war ſo unbeſonnen, dem Herrn von St** alles zu erzählen. Ich glaube ſchwerlich, hub er an, daß das Mädchen, ohne daß Sie Ihre Religion verändern, ſich Ihnen anvertrauen wird.

Und

Und, mein lieber Freund, fuhr er fort, sein Sie doch nicht so thöricht, aus falschverstandener Gewissenhaftigkeit, ihr Glück zu verscherzen. Die Alten sind nicht klug, daß sie Ihnen deshalb ihre Tochter versagen, weil Sie lutherisch sind; aber auch Sie handeln nicht minder thöricht, wenn Sie durch eitle Religiosität sich und das gute Mädchen unglücklich machen. Ich glaube, ein rechtschaffener Mann kann in jeder Religion glücklich werden. Warum wollten Sie daher so eigensinnig sein, sich nicht dem Schein nach zur katholischen Religion zu bekennen. Nein, versetzte ich hierauf, nie wird irgend etwas mich vermögen, von meiner Religion zu weichen, auch würd' mich dadurch ich bei dem Mädchen selbst in sehr schlechten Kredit setzen. Denn auch sie ist längst schon von den Vorzügen des Protestantismus überzeugt. — „Das ist etwas anders, fiel mir hier der Herr von St** ins Wort. Ich habe bisher geglaubt, daß Sie blos von Liebe mit Ihrer Schönen gesprochen haben, so aber haben Sie sie auch bekehren wollen. Nun, ich will wünschen, daß Ihre Bekehrungssucht keine schlimme Folgen haben

mag. Ich sehe in der That nur zwei Wege für Sie, entweder Ihre Hofnungen auf das Herz Ihrer Geliebten ganz aufzugeben und nakt und blos nach Haus zurückzukehren, oder sich, wenigstens dem Scheine nach, zur katholischen Religion zu bekennen, und durch das reizendste Mädchen reich und glücklich zu werden. Beharren Sie bei Ihrem Entschluß, so bedaure ichs, mich so weit mit Ihnen eingelassen zu haben.

Hier fiel ich ihm um den Hals, und bat so sehr ich konnte, mich doch ja nicht zu verlassen, welches er denn endlich auch versprach. Des andern Abends verkleidet' ich mich von neuem, und brachte wilde Enten zum Verkauf. Ich klopfte herzhaft an, und dasselbe Kammermädchen nebst einem Hausknecht, öfneten mir die Thür. Sie befahl dem Hausknecht, die Enten der Madam zu zeigen, und so bald der weg war, steckte sie mir ihr Billet in die Hand und sagte, ihre Demoisell sei bereit, mir zu folgen, wohin ich wollte. Der Hausknecht kam bald zurück, und brachte mir das Geld, worauf ich mich sogleich nach Haus begab. In meinem Billet hatte ich mit Vorwissen des Herrn

von St** an meine Geliebte geschrieben, daß allezeit des Abends kurz vor'm Thorschluß ein bedeckter Wagen auf der Ecke der Straße stehen würde, in welchen sie sich nebst ihrem Mädchen setzen könnte. Der Kutscher wisse schon Bescheid und mein Laufer werde von weitem aufpassen, und mir Nachricht bringen, so bald der Wagen abgefahren sei. Alsdann würd' ich mich mit einem guten Freunde auf das Pferd werfen, das schon bereit stehe, und ihnen so gleich nacheilen; und da es kurz vor'm Thorschluß sei, so würden wir schon eine gute Strecke voraus sein, ehe man uns nachsetzen könne.

Als ich nach Hause kam, fragte mich der Herr von St** so gleich: Nun, wie stehts? Katholisch, oder Lutherisch? Glück, oder Unglück? Lutherisch und glücklich! war meine Antwort. Nun, das soll mir lieb sein, versetzt' er darauf, allein will sie denn mit Ihnen gehn? — Wohin ich will, erwiedert' ich. — Das nenn' ich mir bekehren! fuhr er fort, fürwahr Sie verdienten als Heidenbekehrer nach Indien geschickt zu werden. — Darauf rieth er mir, nicht meinen

Laufer, sondern einen andern Bedienten zum Aufpassen zu gebrauchen. Dieser nun war zwar verschmitzter, aber katholisch. Doch da er sich jederzeit mir sehr ergeben bezeigt hatte, so setzt' ich kein Mißtrauen in seine Ehrlichkeit. Vier Tage hatte der Wagen bereits vergebens gewartet, am fünften gegen Mittag erhielt ich ein Billet von meiner Geliebten. Sie meldete mir darin, daß ihre Eltern nebst ihrer Schwester in den Garten giengen und wahrscheinlich daselbst übernachten würden. Sie habe Unpäßlichkeit vorgeschützt und werde deshalb zu Hause bleiben. So bald sie nun allein sei, werde sie alle Juwelen zusammen nehmen, und sich zur bestimmten Zeit in den Wagen werfen. Wäre der Schritt einmal geschehen, so würde ihr Vater, der sie herzlich liebe, gewiß nachgeben.

Kaum hatte ich dies Billet gelesen, als ich sogleich voller Freuden zu meinem Freunde flog. Das ist ja herrlich! rief er lächelnd bei meiner Erzählung aus. Mit Sehnsucht wartet' ich nun des Abends, der mich zum glücklichsten Sterblichen machen sollte. Spät kam mein Laufer, den ich

zum Ueberfluß auch noch zum Aufpassen ausgeschickt; hatte, athemlos zurück. Es ist alles fort, rief er mir keuchend zu. So gleich warf ich mich auf mein Pferd und sprengte ans Thor, allein zum Unglück war das Thor bereits geschlossen. Auch ward mir versichert, das kein Wagen, so wie ich ihn beschrieb, hinausgefahren sei. Wie ein Pfeil sprengte ich nun an ein anderes Thor, das aber gleichfalls schon geschlossen war. Man sagte, die Kutsche sei hier eben hinaus gefahren. Ich bot daher der Wache meine Uhr und beträchtliche Börse, wenn sie mir das Thor öfnen wollte. Allein der Erfolg war, daß man mich bald als einen verdächtigen Menschen beim Kopf genommen hätte, wenn ich nicht so gleich davon gesprengt wäre. Wüthend flog ich nun nach Hause, um dem Herrn von St**, den ich nun als meinen Verräther kannte, den Kopf zu spalten. Allein ich hatte das Unglück vom Pferde zu stürzen und mir ein Bein zu verrenken. Ich war daher genöthigt, mich nach Hause fahren zu lassen. Das Erste, was ich hier erfuhr, war, der Herr von St** habe so gleich, nachdem ich weggeritten sei, zwei große Koffers aus dem Hause

bringen lassen, und sei mit einem Bedienten nachgefolgt. So war denn nun eine Freundschaft zu Ende, die mir noch den nächstverflossnen Morgen so heilig zugesichert ward.

Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief von meinem Verräther, der mich für meine Wohlthaten auch noch beträchtlich bestohlen hatte. Der Inhalt war folgender:

Unglücklicher Freund!

„Ich bedaure Sie herzlich, daß Sie alle Ihre „Hofnungen jetzt vereitelt sehen. Die guten Ei„genschaften, die ich an Ihnen bemerkte, wären „eines bessern Loses werth. Ich habe gethan, was „mir möglich war; allein Sie selber stießen Ihr „Glück mit Füßen von sich. Zwar lasse ich einem „jeden seinen Glauben, jedoch verstattete der Mei„nige mir nicht, einem Ketzer beizustehen, um ein „Haus zu berücken, dem ich von Jugend auf so sehr „ergeben war. Hätten Sie Ihr letzteres Geheim„niß für sich behalten, so hätte ich keine Verant„wortung gehabt, und Sie würden glücklich gewesen „sein. Ihre Geliebte ist in ein Kloster gesteckt, um da

„bessern Religionsunterricht zu empfangen. Uebri„gens werden Sie's nicht übel nehmen, daß ich „mich einiger Ihrer überflüßigen Geräthschaften „bediente. Sie sind das wenigste, was ich für die „viele für Sie verwandte Mühe und Zeit fodern „kann; und da Sie Ihre Oekonomie nun doch ein„schränken müssen, so können Sie derselben leicht „entbehren. Ich gehe nach Spanien, wohin ich „berufen bin. Wollen Sie daher mich sprechen, „so kommen Sie nach Madrid. Uebrigens leben „Sie recht wohl, und lernen Sie vorsichtiger und „klüger sein."

Die Empfindungen, die mich bei Durchlesung dieses Briefes bestürmten, darf ich wohl nicht beschreiben. Erd' und Himmel schienen auf mir zu lasten, und alle Besinnung war für mich verloren. Mein Vermögen war nun ganz zerschmolzen, und die traurigste Zukunft lag vor meinem Blick. Als ich mich in etwas wieder ermannte, erfuhr ich, daß meine Geliebte nebst ihrer Schwester in der That in ein italienisches Kloster gesteckt sei. Nach dem Tode ihres Vaters kehrten sie, wie ich

nachher erfahren habe, nach Amſterdam zurück, nahmen die reformirte Religion an, und thaten beide ſehr glänzende Parthien.

Drei und zwanzigſter Brief.

Selten kommt ein Unglück allein.

Die Folgen meiner plötzlich vereitelten Plane und Hofnungen blieben nicht aus. Armuth und Verachtung von Eltern, Verwandten und Bekannten waren nunmehr mein Loos. Das Klügſte wäre geweſen, ich hätte wieder Kriegsdienſte genommen, ſo ſehr auch meine Neigung dawider war. Ich hatte auch bereits den Entſchluß dazu gefaßt, allein ein neues Unglück zernichtete ihn. Ich fiel in ein hitziges Fieber, wo ich acht Tage lang ſo heftig phantaſirte, daß man mich binden mußte. Ein ehrlicher Bedienter leiſtete mir hier abermals die wichtigſten Dienſte. Er verkaufte zwei Pferde, und verabſchiedete alles, von meinen Domeſtiken, was ich entbehren konnte. Selbſt der zärtlichſte

Freund hätte mich nicht sorgfältiger verpflegen können, als er. Die Aerzte verzweifelten an meiner Rettung, allein meine gute Natur und mein dû Port, so hieß mein redlicher Bedienter, retteten mich noch einmal. Doch ein niedergeschlagenes und menschenscheues Wesen, verließen mich noch lange nicht.

Mein Vater schrieb mir, er habe Arrest auf mein weniges noch übriges Vermögen gelegt, es würden daher keine Wechsel mehr angenommen. Ich sei ein Narr, daß ich aus Bigotterie mein Glück so muthwillig von mir gestossen hätte. Die Folgen meiner Unbesonnenheit möchten mich nun klüger machen. — Dies war der Trost eines Vaters, gegen den ich mich noch kürzlich so freigebig bewiesen hatte.

Ich sahe mich nun von der ganzen Welt verlassen. Die einzige Person, die mich während meiner Krankheit noch zuweilen besuchte, und auch nach meiner Genesung mich nicht vergaß, war die Tochter des Generals von S**, die sich, wider Willen ihrer Eltern, an einen, dem Anschein nach, wohlhabenden Kaufmann in Amsterdam verheirathet

hatte. Sie beſaß eine ſehr heitre Laune, nicht wenig Verſtand, und für ihre Jahre noch viele Munterkeit. Nach einem Krankenlager von drei Monaten fuhr ich zum erſtenmal, in einem bedeckten Wagen, wieder mit ihr aus. Ohne Unterlaß ermahnte ſie mich, frohen Muths zu ſein; denn es ſei ja doch noch nicht alles für mich verloren. Sie ſelber wiſſe Mittel, mich wieder aus meiner traurigen Lage herauszureißen. So bald ich nur erſt gänzlich wieder hergeſtellt ſei, ſo werde ſie ſich näher darüber erklären.

Wer hätte ſich in meinen Umſtänden, von allen verachtet und verlaſſen, nicht gern an eine ſo gefällige und theilnehmende Freundin angeſchloſſen? Wem wären die Verſprechungen einer vernünftigen, wohlhabenden und gar nicht intereſſirtſcheinenden Frau nicht willkommen geweſen? Ich überließ mich daher gänzlich ihrer Leitung, und mir ſchien recht wohl dabei zu ſein. Allmählig vergaß ich meine Leiden, und mein Herz ſchloß ſich wieder für die Freuden des Umgangs auf. Als meine Freundin dies bemerkte, ſo hub ſie einſt alſo an: Wie freu' ich mich, Sie etwas wieder Ihrer

Schwermuth entriſſen, und für die Welt gewonnen zu ſehn! Ich kenne Ihre ganze Lage; Ihre Liebſchaft hat Sie zu Grunde gerichtet, Ihr Freund geplündert, und Ihre Krankheit ganz erſchöpft. Es iſt Zeit, Maaßregeln zu ergreifen, um ſich wieder aufzuhelfen, bevor das Publikum noch von ihrem Zuſtande näher unterrichtet iſt. Ich nehme es auf mich, Sie in kurzem aus aller ihrer Verlegenheit zu reiſſen, wenn Sie ſich mir gänzlich anvertrauen wollen. Allein Sie müſſen mir verſprechen, weder ihrem Bedienten noch meinem Mann etwas davon zu ſagen, ehe wir nicht unſre Sachen glücklich ausgeführt haben.

Ueberzeugt, daß ich nicht unglücklicher werden könnte, als ich es ſchon war, verſprach ich alles, was ſie von mir foderte. Noch eins habe ich vergeſſen, fuhr ſie darauf fort, iſt's wohl möglich, daß Sie Ihre vorige Liebe ganz vergeſſen, und einem andern Mädchen Ihre Hand geben können, ohne daſſelbe durch ein ſtetes Andenken an Ihre ſonſtige Geliebte unglücklich zu machen? Ein Seufzer war meine Antwort, und dieſer ſagte mehr, als alle Worte ſagen konnten. Erholen

Sie ſich, lieber Freund, verſetzte Sie darauf, ich mag jetzt nicht weiter in Sie dringen. Ich verlaſſe Sie, um heut Abend wieder bei Ihnen zu ſein. Ein männlicher Entſchluß allein vermag Sie von Ihrem Unglück zu retten.

Mehrere Rechnungen, die mir zu gleicher Zeit eingereicht wurden, machten mich auf meine traurige Lage noch aufmerkſamer, und verſtärkten in mir den Wunſch, mich bald aus derſelben herausarbeiten zu können. Meine Freundin kam, ihrem Verſprechen gemäß, gegen Abend zurück. Nun wie ſteht es um Ihr Herz? war ihre Anrede, als ſie in mein Zimmer trat; ſind Ihre Thränen bald getrocknet? — Nie werde ich wohl in dieſem Leben, erwiederte ich, meine Geliebte wieder ſehn. Ich werde daher ihr Andenken, ſo viel ich kann, aus meiner Seele zu entfernen ſuchen; doch ſie völlig zu vergeſſen, möchte wohl unmöglich ſein. — Dies ſollen Sie auch nicht, war die Antwort, ja ich würde Sie ſogar verachten, wenn Sie einen ſolchen Flatterſinn ſich zu Schulden kommen ließen. Meine erſte Forderung an Sie iſt, von nun an wieder Geſellſchaften zu beſuchen, und an öffent-

lichen Vergnügungen Theil zu nehmen. Morgen gehen Sie daher mit mir und meinem Mann in die Komödie, und essen alsdann ein Butterbrod bei uns. Sie werden in unserm Hause einen kleinen Zirkel alter Bekannten finden, die es gut mit Ihnen meinen, und gleichfalls wünschen, daß Sie sich zerstreuen. Zugleich befahl sie meinem Bedienten, mich mit Nachdruck wieder daran zu erinnern, wenn ich's etwa vergessen wollte, der es denn auch mit Herz und Mund versprach.

Der andre Tag erschien, und, so ungern ich auch daran gieng, so mußte ich dennoch meinem redlichen Dä Port nachgeben, und mich ankleiden lassen, wie es ihm gefiel. Ich fuhr darauf zur Komödie, und von da zu meiner Freundin, wo man sich alle Mühe gab, mich aufzuheitern. So fuhr man vierzehn Tage fort, mich wieder für die menschliche Gesellschaft zu gewinnen. — Nun sagen Sie mir, hub meine Freundin, nach Verlauf derselben an, ist ein solches Leben nicht besser, als sich einzuschließen, und vor Kummer aufzuzehren? — „O ja, war meine Antwort, allein wie lange werden mir meine Umstände dasselbe noch

erlauben?" — So lang Sie wollen, verſetzte ſie; denn wenn Sie eine Frau mit einigen hundert tauſend Thaler heirathen, ſo können Sie bis an Ihr Ende recht gemächlich leben. Freilich müſſen Sie denn aber beſſer haushalten lernen, als Sie es bisher gethan haben, und die Feldbälle ſich vergehen laſſen. Morgen, fuhr ſie fort, erwarte ich eine Nichte, ein ſehr hübſches Mädchen, dem es gewiß an keinem Talente fehlt, einen Mann glücklich zu machen. Sie iſt die einzige Tochter des Bürgermeiſters in W * und beſitzt außer einem beträchtlichen Schatz an Juwelen, die erſtgenannte Summe baar, die nach ihres Vaters Tode wohl leicht verdoppelt werden kann. Der Vater iſt ein Ausländer, und ſeinem Vorgeben nach, von Adel. Er will ſeine Tochter ſchlechterdings an keinen andern, als an einen Edelmann verheirathen. Ich habe ihm bereits geſchrieben, daß ich hier einen reichen deutſchen Edelmann zu kennen die Ehre hätte, der keine üble Parthie für ſeine Tochter wäre. Hier ſehen Sie ſeine Antwort! Der Brief lautet im Deutſchen alſo:

Liebe Frau Schwägerin!

„Tausend Dank für Ihre gütige Vorsorge für meine Tochter. Der junge Mann, den Sie mir zu meinem künftigen Schwiegersohn vorschlagen, hat, nach Ihrer Beschreibung, meinen Beifall. Doch sei er jung oder alt, schön oder häßlich, das sind nur Nebendinge; die Hauptsache besteht darin, das er Geld habe und von altem Adel sei. Auch die Religion gilt mir gleich, so fern er nur kein Jude oder Türke ist. In wenig Tagen wird meine Tochter selbst die Ehre haben, bei Ihnen zu sein. Ich habe sie mit allem Putz versehen, der zum Gefallen nöthig ist. Doch sollte ihr noch eins und das andre fehlen, so werden Sie, beste Frau Schwägerin, schon die Güte haben, dafür zu sorgen. Um den jungen Herrn von meinem Vermögen zu überzeugen, so sagen Sie ihm nur, daß er sich bei der Amsterdamer Bank, wo ich eine beträchtliche Summe stehen habe, darnach erkundige. Auch Sie, wertheste Frau Schwägerin, werden nicht unterlassen von seinen Gütern gewisse Nachricht einzuziehen. Das Podagra ist Schuld, daß ich nicht selbst zu Ihnen kommen kann. Wenn dem

jungen Herrn meine Betty anstehen sollte, so wäre es wohl billig, daß er bei mir selber um sie würbe. Doch überlasse ich dies alles Ihrer Einsicht und bin ꝛc."

„Sie sehen aus diesem Briefe, begann meine Freundin, nachdem ich ihn gelesen hatte, welch ein wunderlicher Heiliger mein Schwager ist. Allein so fern Ihnen meine Nichte nur gefällt, so wollen wir ihn bald in seinem eigenen Netze fangen. Unterdeß erkundigen sie sich nur bei der Bank nach dem Vermögen des Burgermeisters, oder lassen Sie sich darnach erkundigen. Aber um Gottes Willen, lassen Sie die Absicht nicht merken, warum Sie es thun, es möchten sonst Neider sie zu vereiteln suchen. Damit uns der Alte nicht zu tief in die Karte sehe, müssen wir die Verbindung beschleunigen. Noch ein anderer Grund ist der, bis jetzt haben Sie noch Kredit, Sie können daher alles, was Sie zu Ihrer Vermählung nöthig haben, leicht auf Rechnung erhalten. Dies ist nicht möglich, so bald man erst mit Ihrer wahren Lage bekannter wird. Ist meine Nichte erst Ihre Frau, dann mag

der

der Alte böse werden, wie er will, was schadet das? Er muß sich doch ergeben, wenn er sieht, daß die Sache nicht mehr zu ändern ist."

So wenig ich auch an der Aufrichtigkeit meiner Freundin zweifeln zu dürfen glaubte, so gab ich dennoch meinem Bedienten den Auftrag, sich bei der Bank zu erkundigen. Er fand alles, wie meine Freundin es mir sagte, und ich trug nun kein Bedenken mehr, mich ihr gänzlich anzuvertrauen.

Eines Nachmittags, als ich eben bei der Frau van D**, so hieß meine Freundin, am Fenster saß und Kaffee trank, hielt eine Reisekutsche mit vier Pferden vor dem Hause still. Ha! meine Nichte, rief die Frau van D**, und wie ein Pfeil flogen wir ihr entgegen. Ein sechzehnjähriges Mädchen, mit allen Reizen der Jugend geschmückt, stieg aus dem Wagen, und eilte meiner Freundin in die Arme. Sie war brünett, doch hatte sie eine so weiße, feine Haut, die mit einer so zarten Röthe übergossen war, daß Rosen und Lilien sich auf ihren Wangen zu vermählen schienen. Ein Amazonenhabit, weiß und mit Silber gestickt, erhöhte

ihre Schönheit noch beträchtlich, die ihr einnehmendes und liebreiches Wesen unwiderstehlich machte. Ihr eben so bescheidenes, als verbindliches Compliment gegen mich, zeugte nicht minder von Unschuld, als guter Erziehung. Sie ward von einer Kammerjungfer begleitet, und hatte zwei schöne Koffers, nebst einer Geldschatulle, bei sich. Ich führte sie ins Zimmer, und wartete ihr mit Kaffee auf. Auf alle Fragen der Frau van P** antwortete sie mit eben so vieler Klugheit, als Bescheidenheit, und zeigte sich in jeder Rücksicht im reizendsten Lichte. Wäre daher die Wunde, die mir getäuschte Liebe vor kurzem schlug, nicht noch zu frisch gewesen, gewiß hätte mein Herz ihr keinen Augenblick widerstehen können. Allein in meiner dermaligen Lage konnte ich nicht weiter, als dieses Meisterstück der Natur bewundern und gelassen erwarten, was das Schicksal mit mir beschlossen hätte.

Ein Klavier, das im Zimmer stand, erregte die Aufmerksamkeit der Schönen. Sie trat hinzu, es zu besehen, und ward von ihrer Tante gebeten, mir etwas vorzuspielen. Zwar

entschuldigte Sie sich anfangs mit ihrer Schwäche, allein als jene nicht abließ, so setzte sie sich und lockte so bezaubernde Melodien aus den Saiten, die sie durch Begleitung mit ihrer Stimme noch unendlich verschönerte, daß das kälteste Herz dadurch in Entzücken versetzt worden wäre. Als sie bei dieser Gelegenheit ihre Handschuh ablegte, brachte sie die schönsten Hände zum Vorschein, die ich je gesehen habe. Sie starrten ganz von Ringen und Diamanten, die während des Spiels gleichsam wetteifernd funkelten, um den Sieg der reizendsten Hände noch gewisser zu machen.

Gegen Abend kam der Gemahl meiner Freundin nach Hause. Auch er freute sich über die Ankunft seiner schönen Nichte nicht wenig, und wir brachten den Abend auf das angenehmste zu. Die Frau von D** fragte mich heimlich, wie mir ihre Nichte gefalle, und ich gestand ihr frei heraus, daß ich ihre Vollkommenheit bewundere. Allein, setzte ich hinzu, noch vermisse ich etwas, was ich bei meiner vorigen Liebe empfand, und was ich Sympathie der Seelen nennen möchte. Nur Geduld, war die Antwort, es wird sich

alles finden, wenn Ihnen meine Nichte nur nicht ganz zuwider ist.

Des folgenden Tages giengen wir zusammen in die Oper und machten kein geringes Aufsehen. Man steckte die Köpfe zusammen, um zu erfahren, wer die neue Schönheit sei. Allein, so viel man auf den Gesichtern lesen konnte, so vermochte keiner gehörigen Aufschluß darüber zu geben. Nur vier Tage dauerte es, so hatte ich die Erlaubniß, bei ihrem Vater um sie anzuhalten. Wenn es hier nur auf den Vater ankommt, sagte die Frau von P** zu ihrer Nichte und mir, so sehen Sie was dieser schreibt. So gleich zog sie einen Brief aus der Tasche, und überreichte denselben der Schönen und nachdem ihn diese gelesen hatte auch mir. Noch habe ich das Original davon in den Händen. Der Inhalt ist folgender:

Liebe Frau Schwägerin!

„Ihre Beschreibung von dem Benehmen meiner Betty setzt mich außer mich. Kaum hätte ich's dem Mädchen zugetraut, daß sie ihre Rolle so musterhaft spielen, und den Sieg so bald davon

tragen würde. Daß der junge Herr aber so sehr von ihr eingenommen ist, daß er nicht einmal einen Stüber zur Ausstattung verlangt, ist mir gar nicht lieb; denn ich schließe daraus, daß er den Werth des Geldes nicht recht zu schätzen weiß. Immerhin hätten Sie die meiner Tochter angebotenen Geschenke, die Sie ohne meine Bewilligung nicht annehmen wollten, acceptiren können. Damit Sie nun nicht nochmals aus diesem Grunde etwas ausschlagen, oder in die Länge ziehn, so gebe ich Ihnen hiemit Vollmacht, die jungen Leute sich verloben zu lassen, wie, und wenn sie wollen. Das aber beding' ich mir aus, daß die Hochzeit in meinem Hause ist. Allein auf keinen Fall erhält der junge Herr meine Betty, wenn er sich nicht auch die in der Bank für sie niedergelegten Gelder, die Juwelen ihrer Mutter, und eine standesgemäße Hochzeit, gefallen lassen will. Denn das wäre mir ja schön, wenn er einmal meiner Betty den Vorwurf machen könnte, sie habe ihm nichts, als ein hübsches Gesichtchen mitgebracht. Er muß sich also, um es nochmals zu sagen, entschliessen, die bestimmte Ausstattung anzunehmen, oder Sie

senden mir meine Betty sogleich zurück. Leben Sie wohl und küssen Sie dieselbe tausendmal in meinem Namen.“

Ich bewunderte die Klugheit meiner Freundin, daß sie den Alten so zu fangen gewußt hatte, allein woher ich das Geld zu den nöthigen Geschenken nehmen sollte, das gieng mir im Kopfe herum. Kleinigkeiten! sagte die Frau van P** als ich ihr meine Verlegenheit mittheilte, dafür lassen Sie mich nur sorgen. Ich habe bereits, da wo ich es für rathsam hielt, das Gerücht ausgebreitet, daß Sie eine sehr glänzende Parthie thäten. Es haben sich daher bereits eine Menge von Kaufleuten gemeldet, welche die nöthigen Lieferungen zu übernehmen wünschen. Setzen Sie sich also nur und spezificiren, was Sie für nöthig halten, das Anschaffen ist meine Sorge.

Vier und zwanzigster Brief.

Entwickelung der im vorigen Brief angefangenen Geschichte.

Ich schrieb nunmehr auch an den Vater meiner Betty und hielt förmlich um sie an. Sie selber legte einen Brief mit ein, worin sie freimüthig ihre Liebe zu mir gestand. Beide Briefe wurden sogleich in meiner Gegenwart weggeschickt. Die Frau van P** besorgte alles, was einzukaufen war, und ich brauchte nur dabei zu sein. Die übrige Zeit wurde unter allerlei Vergnügen und Zerstreuungen zugebracht. Meine Bedienten, — denn ich hatte auf Anrathen der Frau van P** wieder einige in Sold genommen — merkten, daß eine Verheirathung im Werke sei, und freueten sich. Nur mein guter du Port freute sich nicht, sondern rieth mir, mit Thränen in den Augen, ja auf meiner Hut zu sein. Ich gab ihm eine silberne Dose nebst einigen Dukaten für seinen guten Rath, den ich indessen

hier nicht nöthig zu haben glaubte. Nach einigen Tagen erhielt ich vom Vater meiner Betty die sehnlich erwartete Antwort. Er sagte darin, „er traue es dem Geschmack seiner Schwägerin und Tochter zu, daß sie nichts Schlechtes wählen würden, und daher habe er gegen die Verbindung mit seiner Betty nichts einzuwenden. Ich könnte mich also in Gottes Namen mit ihr verloben; aber das müßte ich ihm versprechen, daß ich eine standesmäßige Ausstattung von ihm annehmen wollte. Denn er könne es auf keinem Fall gestatten, daß seine Betty in den Verdacht eines armen Mädchens komme, welches sonst sehr leicht der Fall sein würde. Er lasse schon alle Anstalten zu unserer Verbindung machen, und wünsche, daß wir, so bald als möglich, bei ihm eintreffen möchten, um dieselbe förmlich zu vollziehen. Gern würde er auch bei der Verlobung zugegen sein, allein das Podagra mache ihm jetzt eine Reise unmöglich."

Als ich zur Frau von P** kam, um ihr den Inhalt meines Briefs bekannt zu machen, so sagte sie, ihr Schwager habe ihr den Auftrag gegeben,

noch einiges Silberzeug, das ihm fehle, für die Hochzeit einzukaufen. Allein, da ich mir doch Silberzeug in meine Haushaltung anschaffen müßte, so möchte ich dies gleich für mich kaufen und mein Wappen darauf stechen lassen. Ich genehmigte ihren Vorschlag, und wir giengen sogleich zu einem Juwelier, um das nöthige Silberzeug auszunehmen. Da ich hier schon oft gekauft, und immer gut bezahlt hatte, so trug man itzt kein Bedenken, mir alles ohne baare Bezahlung verabfolgen zu lassen. So nahmen wir denn auch noch an verschiedenen andern Orten Kostbarkeiten aus, und alles ward in's Haus der Frau van P** geschaft.

Am folgenden Tage legten wir alle unsere besten Kleider an, luden verschiedene gute Freunde ein, und ich und meine Betty wechselten die Ringe. Ein allgemeines Vergnügen belebte das Gastmahl und wir scherzten die ganze Nacht hindurch. Ich erhielt einen einfachen goldenen Rind mit dem Namen meiner Braut und einem Diamant, den ich aber noch die Nacht, ich weiß nicht, wie? verlor. Die Verlobung war des Montags, und

am nächſten Mittwoch, beſchloſſen wir, abzureiſen. Was alsdann von Putz noch nicht fertig wäre, das ſollte nachgeſchickt werden. Ich hatte in meinem Logis nicht viel Platz, und wollte hier außerdem auch nicht gern viel Aufſehen machen. Daher ließ ich alles zur Frau van P** hinſchaffen, und noch Dienſtag Abends zwei Koffers mit meinen beſten Kleidern und Koſtbarkeiten dahin bringen, und nebſt dem Koffer meiner Braut auf die neuaufgeputzte Kutſche packen. Ich ſelber gieng mit einem Freunde, der uns zu Pferde begleiten wollte, nach, um in der Geſellſchaft meiner Betty noch den Abend zuzubringen. Allein als ich zu ihr kam, fand ich ſie unpaß, und ward von ihr gebeten, doch die Reiſe bis übermorgen aufzuſchieben. Ich willigte ſehr gern in ihre Bitte, und nahm mir ſelber vor, den folgenden Tag bis Mittag zu Hauſe zu bleiben und Medizin zu nehmen.

Mittwochs früh Morgens um acht Uhr, als ich noch im Bette lag, kam ein Bedienter in mein Zimmer und ſagte, ein Spitzenhändler verlange mich eiligſt zu ſprechen. Ich ließ ihn herein kommen und nun entſpann ſich folgendes Geſpräch:

Spitzenhändler. Um Vergebung, sind Sie der gnädige Herr, der neulich Spitzen von mir gekauft hat?

Ich. Der bin ich, lieber Freund, und Sie selbst haben mir ja dieselben in's Haus der Frau van P** gebracht.

Spitzenhändler. Ich habe hundert Gulden für die Lieferung derselben an die Nichtswürdige geben müssen. Außerdem ist sie mir noch vier hundert Gulden schuldig; fünf hundert Gulden also auf einmal zu verlieren, das ist doch gewiß keine Kleinigkeit. Da muß ich viel verkaufen, eh ich das verdiene.

Ich. Lieber Mann, warum sind Sie denn für Ihre Bezahlung so besorgt? Die Frau van P** ist eine rechtschaffene Frau und wohlbemittelt, für die bin ich wohl Bürge.

Spitzenhändler. Will der gnädige Herr für sie bürgen, so geben Sie mir einen Schein darüber. Allein wenn die Frau van P** eine rechtschaffene Frau ist, warum läuft sie denn davon?

Ich. Heißt das weglaufen, wenn wir Willens sind, morgen eine kleine Reise nach W** zu

thun? Lieber könnten Sie uns alle zu Schelmen machen! Nein, hätte ich nur die Spitzen hier, so gleich müßten Sie dieselben wieder annehmen. Allein sie liegen bei der Frau van P**, die sie verarbeiten läßt.

Spitzenhändler. Nun mein Gott! wenn dies ist, so sind wir beide betrogen; denn die Frau van P** ist unsichtbar geworden.

Ich wußte nicht, wie mir bei dieser Nachricht zu Muthe ward. So gleich sprang ich aus dem Bette, zog meinen Schlafrock an, und rief meinem Lakei. Statt seiner kam mein Kammerdiener und meldete mir, mit der Miene der größten Bestürzung, die Frau van P** habe sich mit Sack und Pack aus dem Staube gemacht. Er sei hingegangen, um zu sehen, ob die Koffers gut aufgebunden wären, allein statt dieser habe er eine große Menge von Menschen und die Justiz im Hause gefunden, die eine Reihe leerer Zimmer versiegelt habe. Man habe ihm erzählt, der Herr v n P** sei bankerot, und habe sich daher die verwichene Nacht, samt allem was er noch übrig gehabt habe, davon gemacht.

Der Spitzenhändler gieng während dieſes Berichts das Zimmer auf und ab, und rang die Hände. Ich ſelbſt ſank betäubt auf einen Seſſel und erſtarrte am ganzen Leibe. Man rief ſo gleich einen Wundarzt, der mir auf beiden Armen die Ader öfnete, allein umſonſt. Nur eine Aderlaß am Fuß rief mich ins Leben zurück. Als ich wieder zu mir ſelber kam, fand ich meinen ehrlichen Spitzenhändler nebſt ſeiner Frau, die ſich alle Mühe gegeben hatten, mich wieder zu mir ſelbſt zu bringen. Erſterer gieng in meinem Namen auch zum Magiſtrat, durch deſſen Vermittelung die Frau van P** nebſt ihrem kleinen Kinde noch in der Stadt gefunden und in Verhaft genommen ward. Ihr Gemahl indeß nebſt meiner geglaubten Braut waren nirgends aufzufinden. Ich ließ nunmehr ſo gleich an den vorgeblichen Vater meiner Betty ſchreiben; allein deſſen Tochter war ſeit drei Monaten krank, und in mehreren Jahren nicht in Amſterdam geweſen. Die Frau van P** ward darauf in Kriminalverhaft und ihr Kind zur Familie gebracht. Ich ließ ihr förmlich den Proceß machen, und ſie geſtand alle ihre Betrügereien ein.

Ihre vorgebliche Nichte war eine junge Aktrice, die sie mit Geld erkauft hatte, um mich gemeinschaftlich mit ihr zu hintergehen. In der That hatten beide auch ihre Rollen so gut gespielt, daß ich den sehen will, der sich in meiner Lage nicht eben so hätte fangen lassen. Der Zweck der Frau van P** war gewesen, sich eine gute Börse zu machen, um beim Bankerot ihres Gemahls gesichert zu sein. In dieser Rücksicht hatten sie nicht nur mich um zehn tausend Thaler betrogen, sondern auch noch andre auf ähnliche Art angeführt. Ihr Urtheil war, gepeitscht, gebrandmarkt und auf zeitlebens aus Amsterdam verwiesen zu werden. Jedoch ihre Frau Mutter die Generalin von S** that vor der Prinzessin im Haag einen Fußfall, ihrer Familie doch nicht eine solche Schande anzuthun, und die Strafe ward in bloße Landesverweisung gemildert. Mir ward zuerkannt, blos da zu bezahlen, wo ich mich schriftlich dazu verpflichtet hätte. Wer die Frau van P** durch Geschenke an sich gezogen habe, um seinen Profit zu machen, der habe sich sein Unglück selber zuzuschreiben. Vielleicht, daß die Regierung aus Mitleid mit mir wegen meines

zweimaligen Unglücks mir ein so mildes Urtheil sprach.

Ich hielt mich während des ganzen Processes, der nur einen Monat dauerte, zu Hause, und ließ mich von Niemand, als meinen Kreditoren sprechen. Indessen war ich izt in einem bemitleidswerthen Zustande. Mit Schulden überhäuft und ohne Aussicht, bezahlen zu können, wie konnt' ich als ein ehrlicher Mann nur einen Augenblick dabei ruhig sein? Ja, was noch mehr ist, wo sollte ich Geld hernehmen, um meine eigene Bedürfnisse zu bestreiten, so sehr ich diese auch einzuschränken suchte? Ich verkaufte daher Pferde und Wagen, samt allem, was ich nur irgend entbehren konnte, schafte meine Domestiken ab, und behielt Niemand, als den Kammerdiener, einen sehr treuen und rechtschafenen Menschen, der mir nicht geringe Dienste leistete.

Die Pracht, mit der ich so lang in Amsterdam gelebt, und der Vorzug, dessen ich bisher in allen Gesellschaften genossen hatte, waren für viele junge Leute Grundes genug gewesen, mich zu beneiden, und nur auf Gelegenheit zu warten, mich zu

stürzen. Diese war itzt vorhanden, und man ergriff sie mit der größten Begierde. Mehrere Söhne aus den vornehmsten und reichsten Häusern giengen zu einem Kaufmann, dem ich tausend Gulden schuldig war, und setzten ihm zu, mich in Verhaft nehmen zu lassen, weil ich sonst gewiß mich aus dem aus dem Staube machen würde.

Ich hatte mich mit meinen Gläubigern dahin verglichen, daß ich ihnen, nach Verlauf von sechs Monaten, fünf und zwanzig Procent bezahlen wollte; denn ich hofte, daß sich meine Familie binnen dieser Zeit meiner annehmen würde, zumal wenn sie von unserm Minister hörte, daß ich an meinem Unglück nicht Schuld sei. Da ich mehrere Sachen, die mir entbehrlich waren, veräußert hatte, so brauchte ich ohngefähr nur die Summe von drittehalbtausend Thalern, um meine Gläubiger zu befriedigen, und auch für mich noch etwas zu einer Reise nach Westindien übrig zu behalten. Denn Europa war mir nun verhaßt, seitdem ich schon so mannigfaltige unangenehme Schicksale hatte darin erdulden müssen; ich wollte daher sehen, ob das Glück mir vielleicht in einem andern Erd-

theile

theile günstiger wäre. Ich wählte Westindien, weil ein guter Bekannter und Freund von mir hier ansehnliche Plantagen hatte, und ich mir daher Hofnung machte, daß er sich zu meinem Besten verwenden würde. Allein mein ganzer Plan war abermals umsonst gemacht!

Nur ein einziger Kaufmann hatte sich noch nicht mit mir verglichen, und dies war gerade der, an welchen sich meine Neider gewendet hatten, um ihrer Erbitterung gegen mich ein Opfer zu bringen. Dieser nun ließ mich einst ersuchen, einmal zu ihm zu kommen, weil er Krankheits halber mir nicht aufwarten könne. Er wolle gleichfalls, wie meine übrigen Gläubiger, einen Akkord unterzeichnen. Ich besorgte nichts Arges, und fuhr daher mit meinem Spitzenhändler, der izt mein redlichster Freund war, zu ihm hin. Als ich ankam, gab ich ihm den von meinen andern Kreditoren unterzeichneten Akkord. Er las ihn und sagte, ich möchte mich mit der Unterschrift nur bis morgen noch gedulden, er habe vorher noch etwas in Ueberlegung zu nehmen, womit er nicht so gleich zu Stande kommen könne. Hierauf entließ

er uns mit aller Höflichkeit, und wir eilten nach meinem Logis zurück. Allein als wir bereits durch einige Straßen gefahren waren, ward mit einemmahl unter einem entsetzlichen Zulauf von Menschen der Wagen aufgehalten. Mein ehrlicher Spitzenhändler sprang so gleich aus der Kutsche, um zu sehen, was es gäbe, und sich meiner anzunehmen; allein vergebens. Man zeigte mir einen Befehl vom Magistrat, mich in Verhaft zu nehmen, und ich ward darauf in ein benachbartes Weinhaus gebracht. Zugleich sagte man mir, daß wenn ich hier nicht bald Anstalt zur Bezählung machte, man mich in die Schuldkammer bringen werde. Mein guter Spitzenhändler lief so gleich zu allen meinen Bekannten, um tausend Gulden und die Arrestkosten für mich aufzutreiben; allein keine Seele hatte Mitleid genug, mir beizustehen. Der redliche Jude, der mir vor mehreren Jahren ein Beispiel der edelsten Menschenliebe gegeben hatte, war nicht mehr, gewiß hätte er sonst auch jetzt mich nicht verlassen. Mit Thränen in den Augen kehrte daher der Spitzenhändler zurück und brachte mir nichts weiter, als die

Obligationen, die ich an meine übrigen Gläubiger ausgestellt hatte, mit dem Bedeuten, daß sie es auf meine Redlichkeit ankommen ließen, wenn ich wieder auf freien Fuß gekommen wäre, ob ich bezahlen wolle, oder nicht. Ein sicherer Beweis, daß diese Leute von meiner Unschuld überzeugt waren, und daß keine fremde Triebfeder auf sie wirkte. Ich habe ihnen daher auch in der Folge sämtlich funfzig Procent bezahlt, wiewohl ich ihnen nur fünf und zwanzig versprochen hatte. Nur der Kaufmann mit seiner Kleinigkeit von hundert Gulden war unerbittlich.

Ich saß am Abend auf dem mir angewiesenen Zimmer und zwei Gerichtsdiener, die sichs auf meine Kosten sehr wohl sein ließen, neben mir, als man mir meldete, daß ein Austerhändler unten sei, der mich zu sprechen wünsche. Neugierig, zu hören, was er von mir wolle, ließ ich ihn zu mir kommen, und er trat so gleich mit vieren seiner Kameraden in die Stube. Der Sprecher unterschied sich von den übrigen durch seine riesenförmige Länge, seine breiten Schultern und seinen festen, entschlossenen Blick, der allen Gefahren zu trotzen

schien. „Sind Sie der junge Mann, fragte er mich, der so schändlich betrogen ward, der die Betrügerin in Verhaft nehmen ließ, und der vom Kaufmann C** wegen hundert Gulden hier arretirt ist?“ Ja, der bin ich, war meine Antwort. „Nun so haben Sie vielen Dank, versetzte er, die Ehrvergessene hat mich auch um zwanzig Gulden Austern betrogen. Es thut mir leid, daß Sie so hintergangen sind; allein der Kaufmann C** ist auch ein Schelm und kein Freund des Prinzen. Er hat mich gleichfalls mit Tuch zu Beinkleidern angeführt. — Hören Sie, junger Mann, Sie sollen hier keine vier und zwanzig Stunden sitzen. Ich will die hundert Gulden, die Sie schuldig sind, samt den Kosten für Sie bezahlen, und Ihnen auch noch etwas Reisegeld geben, damit Sie in Ihr Vaterland zurückkehren können. Ich halte Sie für einen ehrlichen Kerl; können Sie mir das Geld einst wieder bezahlen, nun gut; wo nicht, so kann ich mich doch rühmen, einem Grafen, Baron, oder der Teufel weiß, was Sie sind? seine Freiheit wieder verschaft zu haben. Gott verdamm' mich! ich bin gut prinzlich gesinnt,

und wer das nicht ist, dem brech' ich den Hals!" Bei diesen Worten sah er sich so grimmig um, daß ich fürchtete, er würd' uns alle fressen. Allein er begnügte sich damit, den einen Gerichtsdiener aus dem Fenster hinauszuwerfen, daß er einen Arm brach, und würde es auch dem andern nicht besser haben ergehen lassen, wenn dieser nicht in der größten Eil die Flucht ergriffen hätte. Ihr Galgenpack, schrie er, wollt ihr einen ehrlichen Mann, wie einen Dieb bewachen! — Geh nach Haus, wandte er sich darauf zu einem seiner Kameraden, und sag' meiner Frau ich hätte funfzehnhundert Gulden nöthig. Sie giebt sie dir so gleich, so bald du ihr nur diese Uhr vorzeigst; und ich wollt' ihr auch nicht rathen, daß sie mir im geringsten zuwider wäre! Aber junger Mann, wandte er sich daran zu mir, die Freude muß ich haben, daß alle meine guten Freunde hieher kommen, und mit uns zechen! Es soll Ihnen keinen Heller kosten, alles geht auf meine Rechnung!

Ich bin mit allem zufrieden, war meine Antwort, und werd' es nie vergessen, wer mir Gutes erzeigt hat. — „Von Komplimenten weiß ich

nichts, fuhr der Austerhändler fort, aber hier, junger Mann, ist meine Hand, ich halte, was ich versprochen habe! Er gab mir hiebei die Hand und drückte mich so fest, daß ich fürchtete, meine Hand nie wieder gebrauchen zu können.

Ich muß hier noch erinnern, daß dieser Mann einer von den vornehmsten Anführern des Pöbels war, die vor mehreren Jahren einen Tumult wider die Burgermeisters und Magistratspersonen zu Amsterdam erregten, und sich dadurch so furchtbar gemacht hatte, daß der Rath schon bebte, wenn er nur seinen Namen nennen hörte. Der Pöbel hieng so fest an ihm, daß man es nicht wagen durfte, Gewalt gegen ihn zu brauchen. Man begnügte sich daher auch diesmal damit, sechs Gerichtspersonen vor dem Hause, wo ich war, patrouilliren zu lassen, ohne daß jemand sich unterstand, zu mir herein zu kommen.

Das Zimmer, worin ich saß, war bald mit mehr als funfzig Personen angefüllt, die alle von meinem Helden waren eingeladen worden, und im Zechen zu wetteifern schienen. Auch ich mußte wider Durst mittrinken, wenn ich mich nicht durch

Rippenstöße wollte dazu auffodern lassen. Dieses Gelag währte von Morgens früh um neun bis Nachmittags um zwei Uhr, wo alsdann der abgeschickte Austerhändler die verlangte Summe von funfzehn hundert Gulden richtig brachte, die er von der Frau meines Helden hatte holen müssen.

Zugleich brachte er auch den Buchhalter des Kaufmanns und einen Gerichtsdiener mit sich, um ihnen ihr Geld auszuzahlen. Während der Zeit, daß mir die funfzehn hundert Gulden auf den Tisch gezählt wurden, standen jene an der Thür, und bekamen manches Glas von meinem Helden an den Kopf geworfen. Mein Spitzenhändler, der eben gekommen war, mich zu besuchen, mußte schwören, mich so gleich aus der Stadt zu bringen, damit ich nicht abermals von meinen übrigen Gläubigern in Verhaft genommen würde. Es war dazu schon eine Kutsche mit vier Pferden bestellt, die vor der Thür still hielt. Wenn mir noch das Geringste in der Stadt zustieße, ward meinem Freund gedrohet, so sollte noch heut Abend sein Haus geschleift werden, und kein Stein auf dem andern bleiben.

Ich erbot mich, dem Auſterhändler eine Obligation zu ſtellen, allein er verbat ſie in den kräftigſten Ausdrücken, und ſagte, er überlaſſe die Bezahlung ganz meiner Ehrlichkeit. Als ich nun ſo eben im Begriff war, unter Abſtattung meines herzlichſten Dankes, das Geld in meinen Hut zu ſtreichen, bekam ich einen ſo entſetzlichen Schlag auf den Arm, daß mir Hören und Sehen vergieng. Eine halbe Stunde lang war er ohne alles Gefühl, und ich fürchtete, daß er vielleicht auf immer unbrauchbar geworden ſei. Ich ſammelte mich jedoch bald, ſo gut ich konnte, um zu ſehen, wo der Schlag hergekommen ſei, und nun erblickt' ich an meiner Seite einen langen, hagern Kerl, der eben damit beſchäftigt war, das Geld nach ſich zu nehmen, und der mir auch ohnſtreitig den Streich verſetzt hatte. Auf der andern Seite ſtand eine wahre Furie, ein langes, abſcheuliches Weib, das meinem Helden ein Paar derbe Ohrfeigen reichte, ihn mit allen Scheltwörtern belegte, die der höchſte Grad von Wuth ihr nur einzugeben im Stande war, und auch mir nicht die feinſten Titel gab. Vorzüglich nannte ſie mich einen nakten Ritter,

der nur nach Amsterdam gekommen sei, die Leute zu betrügen, und ein solcher, fuhr sie fort, verdiene kein Mitleid. Schon wollte sie auch mich die Kraft ihrer Hände fühlen lassen, allein ich rettete mich hinter den Tisch, und ward durch Zureden der Uebrigen noch von ihrer Wuth befreit. Mein Held sprach itzt kein stummes Wort, sondern schien ganz aus der Fassung gebracht zu sein. Das Weib nahm ihn darauf beim einen, und der lange, hagre Kerl beim andern Arm, und so führten sie ihn zum Hause hinaus. Die ganze Gesellschaft folgte unter lautem Gelächter nach, und ich sahe mich bald darauf, statt von zweien, von sechs Gerichtsdienern umringt.

Fünf und zwanzigster Brief.

Der Verfaſſer ſieht vor der Hand keine Möglichkeit vor ſich, zu bezahlen, und geht daher freiwillig in das öffentliche Schuldgefängniß, wo er verſchiedene intereſſante Bekanntſchaften macht.

Lange Zeit ſaß ich betäubt mit meinem Spitzenhändler hinter der Tafel, und wollte meinen eigenen Sinnen nicht glauben. Ich rieb mir einmal über das andere die Augen, weil ich geträumt zu haben fürchtete, um ganz wieder zu mir ſelbſt zu kommen; aber vergebens. Ohne ein Wort reden zu können, ſahen wir uns wechſelsweis an, und wagten es nicht, uns nähere Aufſchlüſſe zu verſchaffen. Endlich als wir unſrer wieder mächtig waren, fanden wir die Stube in Weine ſchwimmend, hin und wieder leere Bouteillen, zerſcherbte Gläſer und zerbrochene Pfeifen, und die Gerichtsdiener geſchäftig, die Ueberbleibſel nicht umkommen zu

lassen. Kurz darauf weckte der Wirth, der in die Stube trat, mich noch vollends aus dem Traum. „Mein Herr, redete er mich an, indem er mir eine Rechnung überreichte, wenn Sie erst dies bezahlen, so können Sie nachher mehr bekommen.“ Ich protestirte gegen die Rechnung und versicherte, daß ich nichts bestellt hätte; allein vergebens. Als ich nicht mit gute bezahlen wollte, rief er zwei Aufwärter, die sich meiner Börse bemächtigten. Diese enthielt jedoch nur zehn Dukaten, die Rechnung aber war viel stärker. Man nahm mir daher auch noch meine goldene Uhr, einen kleinen Ring mit Diamanten, ja selbst meine Schuh- und Knieschnallen, die mir an dreißig Dukaten gekostet hatten. Auf Vorbitte des Spitzenhändlers behielt ich noch meinen Hut, der mit einer breiten goldenen Tresse besetzt war.

Dieser schändlichen Behandlung wegen, war mir nun der hiesige Aufenthalt äußerst verhaßt. Ich sah außerdem vor der Hand keine Möglichkeit, zu bezahlen; daher entschloß ich mich, mich lieber in das gewöhnliche Schuldgefängniß aufs Rathhaus bringen zu lassen, als hier länger zu verweilen.

Dies geschah denn auch des Nachts um zwölf Uhr und mein ehrlicher Spitzenhändler begleitete mich mit Thränen dahin.

Mein Aufzug war folgender: über ein aschgraues tuchenes Kleid hatte ich einen rothen damastenen Schlafrock gezogen, den mein Kammerdiener von meiner Garderobbe noch gerettet hatte, welcher man sich gleichfalls bemächtigte. Unter dem einen Arm hatte ich ein Küssen, das mir die Frau des Spitzenhändlers schickte, und unter dem andern Ansons Reisen um die Welt. In der linken Hand trug ich zwei Lichter und mit der Rechten verbarg ich vor Schaam mein Gesicht mit einem Schnupftuch. Nachdem man mich durch viele mit großem Geraſſel geöffnete Thüren des Rathhauses geführt hatte, hielten wir still, und ein Gerichtsdiener fragte, ob ich ein Licht wollte angezündet haben. Ich gab ihm eins und sah mich nun von einer Menge wachthabender Bürger umringt, die alle neugierig waren, mich in Augenschein zu nehmen. Man öffnete mir darauf eine große, mit vielen Riegeln und Schlössern versehene Thür, gab mir das brennende Licht, doch ohne Leuchter, in

die Hand, und ſchob mich ziemlich derb in ein groſſes dunkles Gemach hinein. Allein durch das Zuſchlagen der Thür ward mir das Licht ausgelöſcht, und ich wußte nun zu meinem gröſten Kummer nicht, ob ich mich rechts oder links hin wenden ſollte. Es war ſtockfinſter um mich her, und noch gröſsere Nacht lag über meiner Seele ausgebreitet. Schrecklich tönte das ſich immer mehr entfernende Raſſeln der Thüren, die man hinter mir wieder zuſchloß, in meine Ohren, ſo daß mir der Angſtſchweiß vom Geſichte lief. Ich wagt' es nicht meine Hände auszuſtrecken, um zu fühlen, wohin ein Weg mir offen ſtehe. Kurz darauf hört' ich links und rechts ein furchtbares Schnarchen, Stöhnen und Aechzen. Da ich nun allein zu ſein glaubte, ſo dachte ich nicht anders, als daß alle böſen Geiſter hier ihre Wohnung aufgeſchlagen hätten. Die Angſt meines Herzens war unbeſchreiblich, ich ſah daher nichts weiter für mich übrig, als das Gebet. Nie habe ich daher vielleicht herzlicher und inbrünſtiger gebetet, als jetzt, wo ich mich gleichſam als den Raub der ganzen Hölle betrachtete. Mit einemmale ſah ich von

fern den Schimmer einer mattbrennenden Lampe zum Vorſchein kommen, und erblickte beim ſchwachen Dämmerlicht den Kopf eines Greiſes, mit weißem Bart. Nun glaubte ich mich vollends verloren, als ich plötzlich den Kopf auf gut hochdeutſch mir zurufen hörte: Nun! wen hat der Satan denn wieder hieher geführt? Komm einmal her, Kamerad, und laß dich beſchauen, damit man dich kennen lernt. Ich ermannte mich nun durch den Gedanken, daß ich Geſellſchaft von Menſchen hätte, und gieng getroſt zum Alten hin. Nachdem ich ihn gegrüßt und ihm die nöthige Auskunft über meine Perſon und meine Verhaftnehmung gegeben hatte, reichte er mir einen Schluck Brandwein zur Erweckung meiner erſtorbenen Lebensgeiſter und ſagte: Sie ſehen hier außer meiner Bettſtelle noch vier andere, die der Kälte wegen mit Decken umhangen ſind. In der nächſten bei mir an liegt ein rußiſcher Kaufmann, der wegen eines fremden Bankerots von achtzigtauſend Rubeln hier arretirt worden iſt. Dort am Fenſter liegt ein Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, der von ſeinem eigenen Bruder, einem Pre-

diger, um fünfhundert Gulden willen hieher gebracht ward. In der Ecke liegen ein Westindischer Kaufmann und ein französischer Officier, die sich gleichfalls Schulden halber hier befinden. Bei näherer Bekanntschaft werden sie Ihnen sämtlich ihre Schicksale erzählen. Was mich betrift, so bin ich ein Schriftgießer und sitze schon ein und zwanzig Jahre hier. Bei Gelegenheit werde ich Ihnen mehreres aus meiner gewiß interessanten Lebensgeschichte mittheilen. Setzen Sie sich jetzt auf meinen Stuhl vor das Gitter und suchen Sie sich die Nacht so gut als möglich zu vertreiben. Er zündete mir hierauf mein Licht an, und steckte es auf eine leere Bouteille; dann bot er mir nochmals seine Brandweinsflasche, als ich sie aber verbat, sagte er mir gute Nacht, schob seine dicken Gardienen zu und überließ mich dem Nachdenken über mein Schicksal.

So bald es Morgen wurde, machte man die Laden vor den Fenstern des Gefängnisses auf, die mit starken eisernen Stäben besetzt waren und in einen schmalen Gang die Aussicht hatten. Der Gefangenbiener nebst einer alten Frau kamen da-

vor und boten mir ihre Dienste an. Ich schickte die letztere zu meinem redlichen Spitzenhändler, des erstern aber war ich nicht benöthigt. Nach einigen Minuten war das ganze Gefängniß lebendig. Der erste von dem Gefangenen, der zum Vorschein kam, war der Russe, ein kleines, dickes Männchen, in einen großen weißen Bärenpelz gehüllt. Der zweite, ein mageres Gerippe, dem Wuth und Verzweiflung in jede Miene gezeichnet waren, war der Westindische Kaufmann. Ihm folgte ein muntres Kerlchen in bloßem Hemde, den ich sogleich für den Franzosen erkannte. Ehe er noch jemand einen guten Morgen bot, machte er einige Luftsprünge, wickelte sich dann in eine der Decken, die um die Betten hingen, und machte mir in diesem Aufzug ein sehr verbindliches Bewillkommungskompliment. Ich dankte ihm für seine Aufmerksamkeit, ward aber bald durch ein starkes Husten und Räuspern im Bette dicht neben mir an in Erwartung gesetzt. So gleich sprang mein Franzos, in seine grüne Decke eingehüllt, darauf zu, und führte mir bald nachher einen langen starken Mann in einem schwarz und weißen Schlafrock und einer

Alongen-

Alongenperücke entgegen. Er hatte sehr viel Gravität und Ernst in seinem gesammten Wesen, so daß ich mich über die Unverschämtheit des französischen Lustigmachers nicht wenig ärgerte. Was mein guter Professor, — denn dies war der starke Mann, — auch sagte, so mußte er sich doch schlechterdings mir präsentieren lassen. Als dies geschehen war, machte der Franzos wieder einige Luftsprünge und gieng in sein Bett zurück.

Der Professor erkundigte sich hierauf sehr höflich nach meinem Namen, Umständen und der Ursach meines Hierseins, und nachdem ich ihn der Wahrheit gemäß berichtet hatte, bezeugte er mir sein Mitleid, und versicherte, daß er gern alles thun wolle, um mir meinen Aufenthalt im Gefängniß erträglich zu machen. Dieser Platz hier, fuhr er fort, nebst der kleinen Aufschlagtafel, gehört mir zu. Ich habe ihn, wie Sie sehen, wegen der Feuchtigkeit des Fußbodens um einen Schuh mit Brettern erhöhen lassen. Kommen Sie näher, und nehmen Sie die andere Seite der Tafel ein; und wenn es Ihnen gefällt, so können wir zusammen Menage machen. Er

mir sehr lieb sein, einen Freund an Ihnen zu besitzen; denn hier, setzte er leise hinzu, habe ich schlechte Gesellschaft. Der alte Schriftgießer ist im höchsten Grade eigensinnig, der Russe und Indianer sind Tag für Tag besoffen, und der Franzos ist ein Geck. Wir tranken hierauf zusammen Kaffee und brachten den Morgen sehr vergnügt zu. Der Professor erhielt Nahrungsmittel und Wäsche von seiner Mutter, die übrigen Gefangenen aber mußten sich mit der schmalen Kost begnügen, die ihnen vom Gefangendiener gereicht ward.

Des Nachmittags besuchte mich der brave Spitzenhändler mit seiner Frau vor dem Fenster des Gefängnisses. Die letztere war untröstlich, mich in einer so traurigen Lage zu sehen, und that nicht anders, als ob ich ihr leiblich Kind gewesen, und zum Tode verurtheilt wäre. Der Professor hatte alle Mühe nöthig, um sie in etwas zu beruhigen. Sie brachte mir Kaffee, Thee, Zucker, Likörs nebst etwas Backwerk, und Wäsche. Da ich von der letzteren etwas nehmen wollte, um mich zu reinigen, so fand ich ein Papier mit fünf Dukaten nebst den zwei Zeilen:

Still und verschwiegen,
Sonst bleib' es liegen!

Nach einigen Tagen meldete mir der Aufwärter, es wären ein Paar Taglöhner da, die mir einen Koffer, Korb und Betten brächten. Er machte hierauf auf mein Gesuch, das Gefängniß auf, nachdem es hinlänglich mit Wache besetzt war, und ließ die Sachen zu mir hereintragen. Ich fragte die Leute, von wem sie denn dies alles brächten? allein ihre Antwort war, sie wüßten es selber nicht. Zugleich überreichten sie mir auch einen Brief, den ich mit größter Begierde an mich riß. Sie wollten auch schlechterdings kein Trinkgeld annehmen, sondern versicherten, sie wären bereits bezahlt. Der Inhalt des Briefs war folgender:

Unglücklicher Fremdling!

„Mehrere Redlichgesinnte dieser Stadt nehmen an Ihrer traurigen Lage den lebhaftesten Antheil, und wünschen zur Verbesserung derselben etwas beizutragen. Besonders schmerzt es mich nicht wenig, einen Mann unschuldig leiden zu sehen, für den ich die größte Hochachtung habe, und den ich so

gern auf immer im Arm des Glückes sähe. Höchst traurig war es mir daher aus eingezogenen Nachrichten zu vernehmen, daß alle seine Freunde ihn verlassen haben, und er selbst an dem Nothwendigsten Mangel leidet. Ohnmöglich kann mein Herz dies dulden, ohnmöglich einen Mann, den es so sehr verehrt, noch länger im Elend schmachten sehen. Nehmen Sie daher, theurer Freund, das Wenige, was wahre Theilnehmung an Ihren Schicksalen und herzliches Mitleid Ihnen darbietet. Wie gern würde man Ihnen die Thür zur Freiheit öffnen, wenn nicht Umstände dies unmöglich machten. Jedoch an Nahrung, Kleidung und Erfrischungen soll es Ihnen nimmer fehlen. Schreiben Sie nur mit Kreide an ihren Kerkerladen, so oft Sie etwas bedürfen, und es wird Ihnen jedesmal den folgenden Tag zu Gebote stehn. Gott tröste Sie, und gebe Ihnen Geduld, die Last des Leidens zu ertragen unter der Sie schmachten. Mir gebe er Stärke dem Kummer nicht zu erliegen, der Ihres Unfalls wegen auf mir lastet. Mit wahrer Hochachtung und herzlichem Mitleid verbleib ich

Ihre unbekannte Freundin."

Nachdem ich den Brief gelesen hatte, öffnete ich den Koffer und fand alles darin, was ich nur irgend zur Nothdurft und Bequemlichkeit brauchte. Unten im Korbe lag ein Beutel mit funfzig Gulden in Silbermünze und einem Zettel folgenden Inhalts: „Die Wirthin im weissen Rosse wird alle Mittage vier Schüsseln Essen nebst einer Bouteille Bier und einem halben Quart Wein übersenden. Wenn eins von diesen Stücken nicht gut sein sollte, so bittet man dies nur mit Kreide am Fensterladen zu bemerken, weil alles für's Beste bezahlt wird. Uebrigens wird man sich um so mehr freuen, je mehr man am Fenster angeschrieben findet in Zukunft." — Das Bett war ganz neu und der Umhang von gestreiftem Atlas. Ich erstaunte über dies grose und edelmüthige Geschenk meiner unbekannten Freundin, und dieser Vorfall gab mir und dem Professor nicht wenig Stoff zur Unterhaltung. Ich bekam nun auch eine eigene Bettstelle, und schlug daher meine Wohnung in einer Ecke des Zimmers auf, wo ich alle Bequemlichkeit hatte.

Nach einigen Tagen beklagte ich mich gegen den Professor über Langeweile, und äußerte ihm

den Wunsch nach Lektüre. Er erinnerte mich an meine Wohlthäterin und ich schrieb daher auf den Fensterladen, daß ich mir neue Bücher und Zeitungen zur Unterhaltung wünschte. Den nächsten Tag erschien ein Korb mit den neuesten Büchern, nebst einem Damenbrett und einigen Spielen Karten. In einem Handbrief, der dabei lag, äußerte man seine Unzufriedenheit, daß seit acht Tagen nichts verlangt sei. Auch wurd' ich gebeten, wenn die Bücher gelesen wären, es nur am Fensterladen anzuzeigen, alsdann sollten die Alten abgeholt und Neue gebracht werden. Alle Tage bekam ich nun mein schönes Essen und Trinken, und es fehlte mir an keiner Art von Bequemlichkeit. Kurz ich hätte mir nichts weiter wünschen können, wenn ich frei gewesen wäre.

Schon hatte ich vier Monate gesessen, als ich einst des Nachts vom Rasseln der Thüren und Schlösser erwachte. Ich sah die Thür unsers Zimmers sich öffnen und einen Türken hereintreten, der in karmoisinrothen Sammet gekleidet war, an seinem weissen Turban eine große diamantene Agraffe hatte, und einen Säbel von massiven

Golde trug. Er lief wüthend im Zimmer auf und ab, das seit meinem Hiersein des Nachts durch eine Laterne erleuchtet ward. Nachdem er die übrigen Ecken desselben, wie es schien, mit Abscheu angesehen hatte, kam er auch zu der, wo ich logirte. So viel ich aus seinen Mienen schließen konnte, war er mit meiner Einrichtung zufrieden, und er hatte es nach Verhältniß des Ortes auch wohl Ursach. Denn außerdem, daß mein Bette ziemlich proper war, hatte ich auch den Tisch, zwei Stühle, ein Bücherbrett und zwei Stücke hübsch gemahlt, einige Schildereien aufgehangen, und mein Porzellän, Zinn, Kupfer und Silber, das ich der unbekannten Wohlthäterin verdankte, symmeterisch aufgestellt. Er besah dies alles recht aufmerksam, und nachdem er einige Zeit dabei gestanden hatte, nahm er eins von den Büchern, gerade ein Englisches, blätterte darin und bezeugte auf englisch seine Zufriedenheit. Alle meine Mitgefangene schliefen, ich aber sah das ganze Schauspiel sitzend aus dem Bette an. Endlich warf ich meinen Schlafrock über, gieng hervor und grüßte ihn. Ich redete ihn in

gebrochenem Englisch an und er antwortete mir in dieser Sprache sehr artig und bescheiden. Hernach sprach er auch noch Französisch, Holländisch, Hochdeutsch mit mir und zwar eins so gut, wie das andere. Ich machte Kaffee, und wir brachten die Nacht ganz angenehm mit einander zu. Des Morgens kam einer der besten Advokaten zu ihm, dem er seine Sache übertrug. Er war Secretär des Kaisers von Marokko, und in Commission mit zwei Schiffen nach Amsterdam gekommen. Falscher Prätensionen wegen hatte man ihn in Verhaft genommen und hieher gebracht. Uebrigens war er ein sehr gefälliger, dienstfertiger und feiner Mann, der die beste Erziehung genossen hatte. Er saß vier Monate bei uns und unterhielt mich und den Professor oft ganze Nächte lang. Der Professor mußte, auf Ansuchen des Magistrats, seine Papiere in's Holländische übersetzen, um zu sehen, ob seine Aussagen damit übereinkämen. Er gewann endlich seinen Proceß gegen den polnischen Residenten, der ihn einer ungegründeten Foderung wegen hatte setzen lassen, und erhub nun seiner Seits eine Klage gegen denselben. Der Resident

ward verurtheilt, ihm Genugthuung zu geben, und kam dadurch so herunter, daß ihm von einem ansehnlichen Vermögen fast nichts mehr übrig blieb.

Sechs und zwanzigster Brief.

Der Verfasser kommt wieder in Freiheit, weiß aber nun nicht, wohin? Endlich entschließt er sich zu einer Reise nach Ostindien.

Der Advokat, der den Proceß des türkischen Sekretärs führte, schien ihm Anfangs nicht viel Hofnung zum glücklichen Ausgang seiner Rechtssache zu machen, zum wenigsten versicherte er, daß es sich sehr damit in die Länge ziehen könne. Dies stand ihm nun gar nicht an; wir beschlossen daher, unser Besies zu thun, um uns selbst in Freiheit zu setzen. Der Sekretär bestellte in der Absicht eine große Paßete, worin man uns eine Flasche

Scheidewasser, und einige feine stählerne Sägen in die Hände spielte. So bald wir mit Werkzeugen versehen waren, fiengen wir an, des Nachts zwei und zwei, an den eisernen Fensterstäben zu arbeiten. Wir waren auch nach Verlauf von drei Wochen schon so weit gekommen, daß wir die Stäbe ausheben, und in den Gang hinabsteigen konnten. Bei Tage setzten wir die Stäbe wieder ein, und berathschlagten uns nun, ob wir uns im Gange hinter die Pfeiler verstecken, und wenn der Thürwärter des Morgens früh die Gangthür öffnete, ihn überfallen, binden, die Schlüssel abnehmen und entfliehen wollten; oder ob es rathsamer sei, noch drei Wochen daran zu wenden, um auch die Eisenstäbe, welche die Fenster nach der Straße zu sicherten, zu durchschneiden. Die meisten Stimmen waren für das letzte, und nur der einzige Westindier fand das Erste für besser. Wir giengen nun abermals frisch an die Arbeit, der Westindier aber brummte, und weigerte sich zuletzt mit zu arbeiten. Ja, als wir schon so weit waren, daß wir nur noch fünf bis sechs Nächte zu arbeiten hatten, so war er gar so boßhaft, daß er uns

Univ. Bibl. Mün...

durch ein Billet an den Aufseher verrieth. Wir erstaunten daher nicht wenig, als wir des Morgens die ganze Justiz zu uns kommen, nach den Fenster gehen und die von uns durchsägten Stäbe herausnehmen sahen. Man brachte uns nun so lang in ein andres Zimmer, bis alles wieder hinlänglich befestigt war. Allein so sehr man auch alles durchsuchte, so fand man doch unsre Geräthschaft nicht, die ich an einen sichern Ort geschaft hatte. Nach diesem Vorfall ward alles, was wir bekamen, sehr genau durchsucht, so daß es nicht möglich war, von neuem etwas zu unternehmen. Der türkische Sekretär war gegen den Westindier so erbittert, daß er ihn schlechterdings massakriren wollte. Durch vieles Zureden ward er noch davon abgehalten; allein jener entgieng deshalb seiner Strafe nicht. Der Sekretär hatte das Scheidewasser in einer Likörflasche neben andern feinen Aquaviten stehen. Der Westindier war ein starker Liebhaber von starken Getränken und pflegte uns daher öfters zu bestehlen. Nun bekam er einst zum Unglück die Flasche mit dem Scheidewasser und da er einen ziemlichen Zug gethan hatte, so gab er unter den

grimmigsten Schmerzen und den entsetzlichsten Flüchen nach einigen Stunden den Geist auf.

Der Sekretär gewann hierauf bald seinen Proceß, und erhielt die Freiheit. Auch ich stand um diese Zeit mit meinen Kreditoren bereits in Unterhandlung. Sie sahen nun wohl, daß von mir nichts zu hoffen sei; denn weder mein Vater, noch irgend jemand meiner Verwandten fand es für gut, sich meiner anzunehmen. Sie wurden es also müde, mich länger im Gefängniß zu unterhalten. Selbst der Kaufmann wollte mich auf freien Fuß setzen, wenn ich eine neue Obligation ausstellte. Ich aber wollte mich schlechterdings zu nichts verstehn. Als er nun sahe, daß nichts mit mir auszurichten sei, so kam er endlich selbst, und führte mich mit größter Höflichkeit aus dem Gefängniß.

Da ich über neun Monate nicht ins Freie gekommen war, so war ich der frischen Luft so ungewohnt geworden, daß ich ganz schwindlicht ward, als ich in den Wagen stieg. Mein braver Spitzenhändler nebst seiner Frau hatte nicht unterlassen, mich von Zeit zu Zeit in meiner Gefangenschaft zu

besuchen, und er hatte auch das meiste zu meiner Freiheit beigetragen. Ein seltenes Beispiel von Edelmuth und Uneigennützigkeit! Ich war ihm über zwei tausend Gulden schuldig, die Bezahlung war ihm abgesprochen worden, weil er die Frau von P** durch Geschenke an sich gezogen hatte; und gleichwohl bezeugte er mir ein so thätiges Mitleid, daß ihn der redlichste Freund darin nicht übertreffen konnte. Gewiß werde ich das Andenken an seine wohlthätigen Gesinnungen nie aus meinem Gedächtniß verlieren, sondern es auch in jene Welt mit hinübernehmen, wo ich ihm vielleicht würdiger dafür danken kann, als hier.

Kurz vor meiner Befreiung erhielt ich auch noch folgenden Brief.

Wertheſter Freund!

„Schon längſt verlangte ich herzlich, Sie in Freiheit zu ſehn, um Ihnen endlich einmal meine wahren Geſinnungen entdecken zu können. Aber, ach! ich ſollte ſo glücklich nicht ſein, dies mündlich zu thun, und von Ihren Lippen Worte des Lebens zu hören. Mein Herz war längſt das Ihrige und ich

wünschte nichts mehr, als mir Ihre Liebe verdienen zu können. Doch das Schicksal will es anders! Ein harter Vater zwingt mich, morgen meine Hand einem Menschen zu geben, den ich hasse. Ich muß alsdann meinem Gebieter einige Tagereisen in seine Heimath folgen, und werde Sie so vielleicht niemals wieder sehen. O wie zittre ich, wenn ich in mein künftiges Leben hinausblicke; gewiß kein trüber Wintertag ist öder und umwölkter! Umsonst sinne ich auf Mittel, uns beide zu retten. Die Zeit ist zu kurz, mein Verstand von Sorge und Harm zu umwölkt, mein Vater unerbittlich! Ich höre, daß Ihre Gläubiger schon Anstalt machen, Sie in Freiheit zu setzen. Dennoch habe ich noch auf sechs Monate den Tisch für Sie bezahlt. O möchten Sie nicht sechs Tage mehr davon Nutzen ziehen! Die beikommende Börse mit funfzig Dukaten sei Ihnen der letzte Beweis meines Ihnen ganz ergebenen Herzens. — Wollte der Himmel, wir wären für einander bestimmt gewesen; gewiß ich hätte alles thun wollen, Sie glücklich zu machen! Allein jetzt muß ich suchen, Sie zu vergessen. Ich werde strafbar,

wenn ich länger Ihr Bild in meinem Herzen trage, nachdem mein Mund einem andern Treue gelobt hat. Ob ich Sie aber auch bei dem größten Bestreben je werde vergessen können? — dies ist eine andere Frage. Mein Name bleibe Ihnen verschwiegen, — auch der Ort meines künftigen Aufenthalts. Entdecken Sie beides dennoch, so bitte ich, so beschwöre ich Sie, kommen Sie mir niemals nahe. Sie würden durch Ihre Gegenwart nur eine Wunde wieder aufreißen, auf deren Heilung ich bedacht sein muß, wenn mein Leben sich nicht verbluten soll. Leben Sie wohl, leben Sie ewig wohl! Nur eine Thräne des Mitleids gönnen Sie Ihrer armen Freundin, und des Himmels ganzer Segen komme über Sie! Nochmals, leben Sie wohl! Von Herzen wünscht dies

Ihre

unglückliche Freundin."

Welchen Eindruck dieser Brief auf mich machte, darf ich wohl nicht beschreiben. Viel hätte ich darum gegeben, das Frauenzimmer zu kennen, das

so viel für mich gethan, das mir so thätig beigestanden hatte. Wie glücklich hätte ich vielleicht an ihrer Seite ein Leben vollbringen können, das ohne sie noch tausend Gefahren ausgesetzt, und allen Elementen Preis gegeben ward. Allein ich habe ihren Namen nie entdecken können, und ich eilte auch, aus einem Lande wegzukommen, wo ich zweimal so schändlich hintergangen war.

Ich war nun wieder in Freiheit; allein nach welchem Theil der Erde sollte ich mich nun wenden, wo sollte ich ein besseres Loos zu finden hoffen? Nach meiner Familie zurückzukehren, die mich in meinem Unglück hatte schmachten lassen, schien mir nicht rathsam. Ich beschloß daher, einen gewissen Kaufmann aufzusuchen, der mir einst eine Stelle in Westindien angeboten hatte. In dieser Absicht begab ich mich nach H**, wo ich ihn zu treffen glaubte. Allein ich fand, was ich nicht zu finden hoffte, meinen ehemaligen treuen Kammerdiener, der bei meiner Gefangennehmung mit Thränen von mir geschieden war. Ich schickte nach einem Frisör, weil meine Haare sehr in Unordnung gekommen waren. Mein alter Kammerdiener

hatte

hatte ſich als ſolcher niedergelaſſen, und gerade er war es, zu dem man hingeſchickt hatte. Als er zur Thür hereintrat und meiner anſichtig ward, ließ er vor Erſtaunen Hut und Puderbeutel zur Erde fallen, ſtürzte mit lautem Freudengeſchrei auf mich zu, ergriff meine Hand und rief: Nun Gottlob, daß ich meinen lieben, guten Herrn wieder in Freiheit ſehe! Halten Sie mir meine Freiheit zu gut, ich kann meine Freude nicht mäßigen. Wo haben Sie denn Ihre Domeſtiken? Haben Sie Niemanden bei ſich? Meine Antwort war, daß meine Umſtände es nicht erlaubten, mir einen Lakaien zu halten. Behüte Gott! fuhr er fort, daß Sie ohne Bedienung ſein ſollten, und ſchoß wie ein Pfeil zur Thür hinaus. In einer Viertelſtunde kam er in einer meiner ſonſtigen Staatslivree zurück. Sehen Sie, mein Herr, rief er aus, dieſe Livree habe ich von Ihren Bedienten gekauft, als Sie in Verhaft genommen wurden. Man wollte ſie an die Juden verkaufen, und dann würde ſie vor den Thüren herum gehangen haben; das könnt' ich unmöglich zugeben. Jetzt will ich ſie zu Ihren Ehren und in ihrem Dienſte tragen;

denn das sag' ich Ihnen, daß ich nicht wieder von Ihnen gehe. Ich habe mir hier durch frisiren einen hübschen Groschen verdient, und verlange daher von Ihnen weder Lohn noch Kostgeld, sondern einzig das Vergnügen, Ihnen dienen zu können. Ich protestirte aus allen Kräften dagegen; allein es half nichts, er blieb bei seinem Vorsatz. Er nahm mich beim Kopf und frisirte mich, half mir alsdann beim Auskleiden, und folgte mir überall wie ein Schatten nach.

Der Kaufmann, um dessentwillen ich hieher gekommen war, war bereits gestorben; meine Reise war daher vergebens. Ich kehrte nun nach Amsterdam zurück, unschlüßig, was ich beginnen sollte. Einst gieng ich mit meinem treuen Konrad ganz tiefsinnig vor dem Thore spazieren. Ich drehte mich um, um diesem etwas zu sagen, allein er war nicht hinter mir, sondern stand in ziemlicher Entfernung bei einem mir unbekannten, sehr wohlgekleideten Herrn, mit dem er sehr eifrig sprach. Nach einigen Minuten kam er in vollem Laufe hinter mir her, und sagte, der Herr habe ihn beiseit gerufen und sich nach mir erkundigt. Nach eini-

gen Nachrichten von mir, habe er geantwortet, er wisse alles, nur das nicht, was ich nun zu thun gedenke. Jedoch, hab' er fortgefahren, wenn der Herr heut auf ein Abendbrod, in meinen Garten nicht weit von hier, zu mir kommen will, so kann ich ihm vielleicht einige Vorschläge thun, die ihm nicht unlieb sind. Nun, mein Herr, sezte Konrad hinzu, schlagen Sie die freundschaftliche Einladung des Kaufmanns nicht aus, wer weiß wozu es nützen kann. Ich versprach's und begab mich wirklich, nach einigen Promenaden, in den Garten, welchen mir Konrad zeigte. Ein junger Kaufmann kam mir entgegen und führte mich mit größter Artigkeit in sein Gartenhaus, wo ich seine bejahrten Aeltern nebst einer ältlichen Schwester und jüngerem Bruder fand. Von allen ward ich sehr freundschaftlich aufgenommen. Mein Herr, begann der Greis, Sie verzeihn es meinem Sohn, daß er Sie hieher bemühet hat. Ich habe vieles von Ihnen gehört, und äußerte daher verschiedenemal den Wunsch, Sie näher kennen zu lernen. Es ist mir daher lieb, Sie bei mir zu sehn, und ich bitte mit einem Butterbrod bei uns vorlieb zu

nehmen. Er erkundigte ſich hierauf nach verſchiedenen Scenen aus meinem Leben, und ich war offenherzig genug, ihm nichts zu verhehlen. Beſonders geſtand ich ihm auch ganz freimüthig meine jetzige Verlegenheit. Morgen verſetzte er darauf, ſprechen wir weiter davon. Wir aſſen ziemlich ſpät, und weil nach Tiſche die Thore ſchon geſchloſſen waren, ſo ſah ich mich genöthigt, die Nacht mit im Garten zuzubringen. Des Morgens beim Kaffee that mir der Alte den Vorſchlag, nach Oſtindien zu gehen. Schon mancher vornehme Mann, fuhr er fort, der in Europa herabkam, hat dort ſein Glück gemacht. Ich will Sie dort an den Direktor der uns zugehörigen Komtoire empfehlen, der Ihnen gewiß ſehr viel helfen kann. Der Herr iſt ſelbſt von Adel, und wird ſich daher ein Vergnügen daraus machen, einem Edelmanne zu dienen. Außerdem iſt er mir auch noch viele Verbindlichkeit ſchuldig, ſo daß er ſich freuen wird, ſich mir dankbar beweiſen zu können. Freilich wird der Poſten, den Sie, des Transports wegen, bei der Kompagnie ſich werden gefallen laſſen müſſen, nicht gar zu anſtändig ſein. Denn

das Höchſte, was Sie mit dieſer Flotte noch werden können, iſt Sergeant oder Korporal, weil ſchon alle übrigen Stellen vergeben ſind. Allein ich werde Sie ſchon dem Kapitain Ihres Schifs empfehlen, ihren Tiſch bei ihm bezahlen, und für Ihre weitere Ausrüſtung Sorge tragen. Auf dieſen Fall müſſen Sie ſich aber gleich entſchließen; denn ich gehe noch dieſen Morgen zu einem der hieſigen Direktoren der Kompagnie. Nehmen Sie den Vorſchlag an, ſo werde ich mein Beſtes für ſie thun.

Mein guter Konrad, der dies vor der Thür mit angehört hatte, war vor Freuden ganz außer ſich. Er kam daher in's Zimmer, warf ſich dem Kaufmann zu Füßen, und dankt' ihm für die Güte, die er mir zu erzeigen willens ſei. Doch der Karakter eines Korporals ſtand ihm nicht an; er fragte daher, ob's denn nicht möglich ſei, mir eine Officierſtelle zu verſchaffen? Zwar habe er nichts anzubieten, als ſeine Perſon, allein dieſe trag' er kein Bedenken, für mich aufzuopfern. Dieſe unerwartete Scene rührte die ganze Familie zu Thränen. Der Kaufmann hub den Redlichgeſinnten auf, verſprach ihm feierlichſt, alles für mich

zu thun, und, zur Belohnung ſeiner Treue, auch für ihn zu ſorgen. Ich konnte nicht umhin, die treue Seele in aller Gegenwart zu umarmen und meiner Dankbarkeit zu verſichern.

Was ſollt ich thun? In Europa ſchien alles für mich dahin zu ſein; ich entſchloß mich alſo, den Vorſchlag meines neuen Freundes anzunehmen. Er fuhr bald darauf aus, und kehrte nach Verlauf einer Stunde zurück. Ich war als Korporal angeſtellt, und mein Name eingetragen. Mein Konrad erhielt nun Befehl, meine wenige Equipage in's Schiff zu bringen. Mich ſelbſt führte mein neuer Freund zum Unterkaufmann und Kapitain des Schifs und empfahl mich ihnen nochmals. Der leztere kannte mich bereits, ſo wie ich ihn; denn wir hatten uns während der Periode meines Wohlſtandes öfters in Geſellſchaften geſehen. Er bot mir daher ſogleich an, bei ihm in der Kajüte zu logiren und verſprach, alles nur mögliche für mich zu thun. Mein Konrad war nicht dazu zu bewegen, zurück zu bleiben, ſondern wollte mit mir leben und ſterben. Als er ſahe, daß ich zu viele Umſtände machte, ihn auf

eine gefahrvolle Reiſe mitzunehmen, ſo engagirte er ſich ſelbſt auf dem Schiff als gemeiner Soldat. Mein Kaufmann verſah mich hinlänglich mit Kleidung und Proviſion, und ſo reiſt' ich geſund und munter von Amſterdam ab, um in Geſellſchaft des Kapitains und des Unterkaufmanns nebſt ſeiner Familie an Bord zu gehen. Als ich zu Texel ankam hatten die Matroſen ſich über meine Proviſion erbarmt, und mir nur äußerſt wenig übrig gelaſſen. Wie ſehr erſchrack ich, als ich meinen Konrad unter ihnen erblickte, der ſie deshalb zur Rede geſtellt und ſich nicht wenig mit ihnen herum gezankt hatte. Der Schifskapitain und mehrere andere Officiere beſcheinigten mir durch ein Atteſtat, daß ich faſt um alle meine Proviſion gekommen ſei, und dies wurde an meinen Amſterdammer Freund geſchickt. In kurzem erhielt ich mehreres wieder, als ich verloren hatte. Denn ein Kontrawind nöthigte uns, noch acht Tage in Texel zu bleiben, ſo daß ich bequem wieder mit dem Nöthigen verſehen werden konnte. Mein guter Konrad hatte ſich aber über die Ungeſchliffenheit der Matroſen ſo geärgert, und ſich

meinen Verluſt ſo ſehr zu Herzen gehen laſſen, daß er gefährlich krank ward. Ich hatte auch vor der Abfarth des Schiffs noch den Schmerz, ihm die Augen zuzudrücken. Was ich bei ſeinem Tode fühlte, kann ich nicht beſchreiben. Ich ließ ihn, als meinen beſten Freund, ſehr ehrenvoll zur Erde beſtatten, und glühend rannen meine Thränen auf ſeine Gruft hinab. Seine Sachen ſchickt ich an meinen Freund nach Amſterdam, um ſie dort verkaufen und das Geld unter die Armen vertheilen zu laſſen.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Der Verfaſſer kommt nach Batavia und macht von da aus verſchiedene Handelsreiſen nach Japan und China.

Vor meiner Abreiſe aus Amſterdam nach Texel ſchrieb ich an meine Eltern, benachrichtigte ſie von meinem Entſchluß und ſchickte meinem Vater eine

Vollmacht, die von meinem Vermögen noch übrigen zwölf hundert Thaler in seinen Nutzen zu verwenden. Denn da ich schwerlich wieder nach Europa zurückzukehren hofte, so glaubt' ich doch noch zuletzt meine kindliche Pflicht gegen meine Eltern beobachten zu müssen, die ich nie aus den Augen gesetzt habe. Antwort konnt' ich wegen Kürze der Zeit nicht erwarten, auch würd' ich deren wohl nicht gewürdigt worden sein, wenn ich auch darum gebeten hätte.

Endlich segelten wir von Texel ab. Wir hatten auf unserm Schiffe mehrere Frauenzimmer, nämlich die Frau und Frauenschwester des Unterkaufmanns von gelderschem Adel; eine Generalempfängerstochter, die von einer reichen Tante nach Batavia eingeladen war; ein Kammermädchen, und zwei Schwarze die ihre Freiheit wieder bekommen hatten, und jetzt in ihr Vaterland zurückkehrten. Die Besatzung des ganzen Schiffs war überhaupt genommen drei hundert und zwei und funfzig Seelen. In sieben Tagen erreichten wir den Kanal zwischen Dover und Calais. Hier überfiel uns ein sehr heftiger

Sturm, der des Nachmittags anfieng, die ganze Nacht hindurch tobte und noch bis zur zweiten Nacht fortwüthete. Unser Schiff litt dabei gewaltig, der Mast brach unter entsetzlichem Krachen, und die Flut schlug so fürchterliche Wellen, daß wir uns alle für verloren hielten. Besonders waren die Frauenzimmer vor Schrecken ganz außer sich und fürchtete, mit jedem Augenblick vom Abgrunde verschlungen zu werden. Der Kapitain blieb bei allem unerschrocken, und rief durchs Sprachrohr dem Volke Muth zu. Er befahl die Thaue zu kappen, damit der Mast, der nur noch an einigen Splittern hieng, und das Schiff mit sich auf die Seite zog, sich vollends lösen möchte. Als dies aber wegen des entsetzlichen Herumschlagens von losem Thauwerk Niemand wagen wollte, so sprang er selbst, mit einem Messer im Munde und einem Kappbeil in der Hand, hinzu, um Hand ans Werk zu legen. So gleich folgten ihm vier Matrosen nach, die in kurzem alles kappten. Zwei davon bezahlten ihre Kühnheit mit dem Leben und der Kapitain selber ward sehr hart am Kopf verwundet. So bald der Mast sich nun vom

Schiffe löste, so richtete es sich wieder auf, und wir strengten alle Kräfte an, um einen englischen Hafen zu erreichen. Wir thaten einige Nothschüsse, aber kein Lothse ließ sich blicken, bis der Wind um zehn Uhr des Morgens sich etwas legte, und wir ganz entkräftet in den Hafen von Portsmouth einliefen.

Wir sahen uns genöthigt, um uns völlig wieder in Stand zu setzen, hier sechs Wochen liegen zu bleiben. Während der Zeit erfuhr ich, daß ein naher Verwandter von mir, ein sehr braver und gutdenkender Herr, Ambassadör in England sei. Die mancherlei Wiederwärtigkeit, die ich bereits, seit der kurzen Zeit, zu Wasser erfahren hatte, hatten einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich schon entschloß, meine Ostindische Reise aufzugeben, und zu meinem Onkel in London meine Zuflucht zu nehmen. Allein der Kapitain sprach mir so viel Süßes vor, und gab mir so viel gute Worte, das Schiff nicht zu verlassen, daß ich mich endlich dazu überreden ließ. Von hier hatten wir eine sehr vergnügte Reise bis zum Vorgebürge der guten Hofnung, das wir in Zeit von

drei Monaten erreichten. Die freundliche Aufnahme der Einwohner, das gesunde Klima, und die vielen Erfrischungen, die man hier bekommen konnte, gefielen mir nicht wenig. Die reitzenden Gärten und Weinberge, worin ich mich häufig mit unsern Damen belustigte, die schönen Gewächse, woran man hier Ueberfluß hat, und die gute Lebensart, die hier größtentheils herrscht, erweckten abermals den Wunsch in mir, mich vom Schiff zu trennen, und hier zu bleiben. Dieser Wunsch ward dadurch noch verstärkt, daß ich die Nachricht erhielt, der Direktor in Indien, an den ich empfohlen war, sei vor einiger Zeit gestorben; denn nun lag meine ganze Hofnung, dort mein Glück zu machen, über'm Haufen. Hiezu kam noch, daß eine junge, sehr reiche Wittwe, die erst kürzlich ihren alten Mann verloren hatte, mir gewogen ward, und sich erbot, mir ihre Hand zu geben, so fern ich nur noch so lange warten wolle, bis der Wohlstand ihr erlaube, eine zweite Verbindung einzugehen. Allein da ich meine Gründe, warum ich zu bleiben wünschte, ohne Nachtheil für die Ehre der jungen Wittwe, dem

Gouverneur des Vorgebirgs, von dem ich Erlaubniß zum Zurückbleiben haben mußte, nicht mittheilen konnte; so ward ich genöthigt, auf ein hiesiges Glück Verzicht zu thun, und meine Gesellschaft wieder ins Schiff zu begleiten. Traurig segelt' ich ab, und wir gelangten nach achtzehn Wochen glücklich nach Batavia.

So wohl während dieser, als meiner übrigen Seereisen vertrieb ich mir die Zeit damit, daß ich in Perlmutter oder Elfenbein gravirte, eine Geschicklichkeit, die ich mir in der Gesellschaft meines ehmaligen treulosen Freundes des Herrn von St** erworben hatte. Wie nützlich ist es also, wenn ein junger Mensch von Stande in seiner Jugend sich Geschicklichkeiten zu erwerben sucht, die ihm bei vorfallenden Gelegenheiten nicht blos zum Zeitvertreibe, sondern nicht selten auch zu grosem Nutzen dienen können. Ein Wink für euch, geliebte Kinder, für die zunächst ich dieses alles schreibe, ja keine Gelegenheit zu versäumen, wo ihr etwas Nützliches zu lernen im Stande seid. Mit reichen Zinsen wird jede Kenntniß und Geschicklichkeit für die Mühe euch lohnen, die ihr darauf verwandtet.

Als wir zu Batavia ankamen, mußt' ich die Soldaten ans Land führen; hier empfand ich denn zum erstenmale, die fast unerträgliche Hitze des hiesigen Himmelsstrichs. Wir mußten mehrere Stunden ohne Erquickung uns durch die entnervende Glut der Sonne durcharbeiten, ehe wir zum Kastel gelangten. Ich stellte hierauf meine verschmachtenden Soldaten so gut ich konnte, und war eben damit fertig, als ein reichgekleideter Mann aus der Menge hervortrat, und mich mit einer gravitätischen Miene zu sich rief. Korporal, sagte er mit beiden Händen in der Seite, ich sehe aus Ihrer Kleidung, daß Sie in Europa etwas mehr, als dies gewesen sind. Wer sind Sie? Was ist ihr Vaterland? Was führt Sie nach Indien? Ich antwortete ihm, den Hut in der Hand, mit der größten Ehrfurcht, denn ich hielt ihn für irgend eine wichtige Person aus Batavia. Nachdem er auf alles Bescheid bekommen hatte, fuhr er fort: Haben Sie nicht unter Ihren Soldaten einen Hessen, der gut mit Pferden umzugehen weiß? Wenn das ist, so kann derselbe itzt einen Dienst bekommen. Ich glaubte, daß der Herr ihn zum

Reitknecht oder Kutſcher machen wollte, und lief daher ſo gleich hin, um danach zu fragen. Da ſich nun Niemand unter den Soldaten fand, der beide Eigenſchaften hatte, ſo erſtattet' ich auf die höflichſte Art Bericht. Es thut mir leid, bekam ich zur Antwort, daß ſich Niemand findet, der mich ablöſen könnte. Denn ich bin Kutſcher bei der Frau Generalin von T**, habe ſchon dreißig Jahre gedient und ſehne mich daher nach Ruhe. Indeſſen dank' ich Ihnen für Ihre Mühe. Als ich das Wort Kutſcher hörte, ſetzt' ich geſchwind meinen Hut auf, und ſchämte mich nicht wenig, daß ich mich gegen einen ſolchen Menſchen ſo gedemüthigt hatte. Es hatten einige meine Unterredung mit angehört, dieſe erhuben itzt ein entſetzliches Gelächter, und ich war noch lange Zeit deshalb ihrem Spotte ausgeſetzt.

Des andern Tags gieng ich aus, um meine Empfehlungsſchreiben abzugeben. Den erſten Gang that ich zum Generalgouverneur, einem ſehr groben Mann. Dieſer ſaß eben mit beiden Füßen im Podagrakiſſen, als ich zu ihm hineingeführt wurde. Er erbrach meinen Brief, las ihn, und zerrieß ihn

in tausend Stücken. „Man sollte mir lieber Geld schicken, rief er wüthend aus, als mich mit Empfehlungsschreiben belästigen. Geht nur hin, und versieht Euren Dienst, wie sichs gehört!“ Diese grobe Behandlung schlug mich gänzlich nieder, und benahm mir allen Muth, weiter zu gehn Jedoch entschloß ich mich endlich, noch zu einem gewissen Baron von K** dem Sohn eines reichen Kaufmanns zu Berlin zu gehn, den der König von Preußen geadelt hatte. Dieser war Administrator bei den Zuckermagazinen, und da er meinem Freunde zu Amsterdam, der mir einen Empfehlungsbrief an ihn mitgab, sein ganzes Glück zu danken hatte, so rechnete ich sehr darauf, daß er sich meiner annehmen würde. Außerdem hatt' ich ihm auch noch einige Päckchen kostbare Sachen mitgebracht, die mir während der Reise sehr viel Mühe und Sorge gemacht hatten, und weshalb ich manche meiner eigenen Sachen hatten verderben lassen. Allein was war der Lohn dafür? Der Narr dankte mir nicht einmal, und reichte mir weder Stuhl, noch sonst etwas.

Man sieht daraus, wie wenig man auf Empfehlungsschreiben rechnen kann, und wie das schöne Gebäude von Hofnungen nicht selten mit einemmale über den Haufen fällt, das man darauf errichtete! Doch mehr, als alles andre schlug mich folgende Begebenheit zu Boden. Ich gieng eines Nachmittags die Tiegersgraft entlang, als ein Schwarzer mich beim Arme faßte und mir winkte, mit ihm zu kommen. In meiner verzweiflungsvollen Lage stand ich nicht lange an, ihm zu folgen, und sollt' es mir auch das Leben kosten. Denn was macht' ich mir jetzt aus einem Leben, das mir, von allen verlassen und geringgeschätzt, nur anfieng zur Last zu werden? Ich folgte daher dem Schwarzen und er brachte mich nicht weit davon in kleines, aber sehr schöngebautes und prächtig ausmöblirtes Haus. Nachdem ich durch verschiedene Seitenzimmer war geführt worden, sah ich in einer Ecke einen Herrn an einem Pult sitzen und Briefe schreiben. Ich stand bereits eine Weile in der Stube, als er aufblickte, und ich in ihm einen ehmals sehr geliebten und vertrauten Freund von mir erkannte. Schon war ich bereit,

ihm um den Hals zu fallen, als mir einemmale sein kalter und ernster Ton und seine freundschaftlose Miene mich davon zurückschreckte. Er steckte seine Feder hinter's Ohr, und gab sich ein Ansehn, wie ein Staatsminister. Ohne vom Stuhl aufzustehn, sagt' er blos: Willkommen auf Batavia! In welcher Qualität sind Sie denn hieher gekommen? Darauf nahm er eine Tasse Thee, die ihm eine Sklavin präsentirte, schlug ein Bein über das andere, und erwartete so meine Antwort. Dieses ungefällige Benehmen erstickte mir eine Zeitlang die Worte auf der Zunge. Endlich sagt' ich ganz kurz: ich bin als Korporal hieher gekommen. „Das ist nichts besonders, war die Antwort, ich kam als Unterkaufmann hieher, und stehe mich jetzt sehr gut. Dabei blieb er immer in voriger Stellung und ließ mir nicht einmal einen Stuhl präsentiren. Ich konnte seine Kälte nicht länger ertragen, sondern empfahl mich, und lief so schnell als möglich zum Hause hinaus. Die Thränen stürzten mir dabei strohmweis aus den Augen, mich selbst von einem ehmaligen Freunde, den ich mir durch mehr, als eine Wohlthat ver-

pflichtet hatte, izt so verachtet und verschmäht zu sehn. Ich sah mich genöthigt um mich von meinem Schmerz in etwas wieder zu erholen, in eine nahe Fruchtbutike zu gehn, und mich daselbst niederzusetzen.

Zwei Tage darauf ließ mich der neue Direktor zu sich rufen. Er empfieng mich, nach seinem Stande, sehr artig. Ich habe die Briefe gelesen, sagt' er, die Ihretwegen an meinen Vorgänger geschrieben sind, und wünsche recht sehr, Ihnen dienen zu können. In dieser Rücksicht muß ich Ihnen aber sagen, daß Militärbedienungen hier wenig ehrenvoll und belohnend sind. Wollen Sie daher zur Feder übergehn und sich der Handlung widmen, so will ich sehen, was ich für Sie zu thun vermag. Ich hatte schon von mehreren gehört, daß bei der Handlung allein nur etwas zu machen sei; daher bedacht' ich mich nicht lange, sondern stellt' es, unter tausend Danksagungen, in den freien Willen des Direktors, aus mir zu machen, was ihm gut dünke. Er ließ darauf von seinem Sekretär ein Memoral für mich aufsetzen, welches ich unterzeichnet den folgenden

Morgen öffentlich eingelen ſollte. Dies geſchah und ich ward nach drei Tagen als Schreiber auf einem Komtoir mit ſechszehn Gulden monatlichen Gehalts angeſetzt, und übte mich nun im Holländiſchen Schreiben und Buchhalten, ſo gut ich konnte. Ein Jahr hatt' ich bereits ſo zugebracht, ohne in Abſicht der Verbeſſerung meiner Umſtände weiter gekommen zu ſein. Außerdem mußt' ich mich auch noch unter einige noch unbärtige junge Leute, ohne alle Erfahrung und Weltkenntniß, demüthigen; dies gieng mir ſehr ſauer ein. Und da man noch obendrein, ſo geheim ich auch damit war, auch meinen Stand, und daß ich bereits Officier geweſen war, entdeckt hatte, ſo mußt' ich auch in dieſer Abſicht nicht wenig leiden. Ich hielt daher öffentlich darum an, entweder auf eine Expedition mitgenommen, oder bei einem auswärtigen Komtoir angeſtellt zu werden. Ich ſollte hierauf mit nach Japan gehn, und ſchon war meine Equipage im Schiff, als ich Gegenbefehl erhielt, weil ein Vetter des Generals um meinen Platz angehalten und ihn bekommen hatte. Was ſollt' ich machen? Geduld war das Beſte. Nach einiger Zeit fuhr ich mit einem

andern Schiff nach Japan ab, und nun sah ich ein, daß das mein Glück gewesen war, was ich anfangs für Unglück gehalten hatte. Denn das vor mir abgegangene Schiff war von einem harten Sturm ergriffen und in den Grund geschleudert worden; wir hingegen kamen nach kurzem wohlbehalten auf der kleinen Insel Desima an.

So bald wir Anker geworfen hatten, kam ein Japaneser Officier nebst zwölf Mann an Bord, und visitirte alle Ecken des Schiffs. Ein jeder mußte seine geistlichen Bücher ablieferu, die in ein Faß gethan, mit dem kaiserlichen Wappen versiegelt, und einer besondern Wache übergeben wurden. Auf gleiche Weise wurden uns auch alle Gewehre abgenommen und verwahrt, die Kanonen umgekehrt, und Pulver und Kugeln abgefordert. Endlich mußten wir noch einem Japanesischen Kaufmann, der in dieser Absicht mitgekommen war, alle Waren specifiziren, die wir mitgebracht hatten. Denn das hiesige Monopol erlaubt es nicht, die mitgebrachte Ladung an jemand anders, als an die dazu gehörigen Kaufleute abzusetzen, die sie denn nach Gutdünken bezahlen. Daher werden alle ans Land

Kommende bis auf's Hemde visitirt, und nur der Kapitain ist frei davon. Dieser pflegt sich denn auch Mühe zu geben von seiner Freiheit, so viel als möglich, Nutzen zu ziehn.

Gewöhnlich nimmt man sich für die Zeit, die man auf dieser Insel zubringt, eine Japanesische Frau, und lebt mit ihr. Diese Weiber sind ziemlich hübsch, sehr gefällig und haushälterisch und versehen das Haus mit allen Bedürfnissen des Lebens ganz ohne allen Eigennutz. An Treue und gewissenhafter Erfüllung ihrer Pflichten übertreffen sie sehr viele Europäische Frauen bei weitem; denn so viel man sie auch bereits auf die Probe gestellt hat, so haben sie doch noch nie ein Beispiel von Flatterhaftigkeit und Untreue gegeben. Auch macht auf dieser Insel eine dazu bestellte Aufseherin über die gute Aufführung dieser Frauenzimmer, deren Unterhaltung jedoch wegen ihrer Liebe zu Putz und Geschmeide ziemlich kostbar ist. Doch bringen sie alle auf sie verwandte Kosten mit Zinsen wieder ein.

Wegen des schon erwähnten hiesigen Monopols, ist der Nutzen, den der Handel hieher bringt, sehr

gering, und Partikuliers haben oft sogar Schaden davon. So büßte ich selbst für diesmal, nach meinen schwachen Vermögensumständen, beträchtlich ein. Ich sah daher, daß ich mich nothwendig wo andershin wenden mußte, wenn ich mein Glück machen wollte. In dieser Absicht hielt ich an, mit nach Schina gehn zu dürfen, und erhielt mit großer Mühe auf dem Schiff eine Schreiberstelle. Ich lernte die portugiesische Sprache und suchte mich mit den Waaren bekannt zu machen, welche in Schina die wichtigsten Handelsartikel sind. Dadurch gewann ich auf zwei Reisen, auf deren letzterer ich Buchhalter war, an neun tausend Reichsthaler. Zum Unglück kam nun der Befehl, daß der Handel nach Schina nicht mehr von Batavia, sondern gerade zu von Europa aus geführt werden solle. Daher mußte ich wieder auf etwas anders denken, um mein Brod zu haben. Von meinem bisherigen Gewinn bezahlt' ich meinen Freund zu Amsterdam, der mir eine Summe beträchtliche vorgeschossen hatte, um damit durch Handel mein Glück zu machen, und auch noch andre kleine Schulden wurden davon berichtigt, so daß mir nicht viel übrig blieb.

Acht und zwanzigster Brief.

Der Verfaſſer lernt zu Batavia ein weibliches Frauenzimmer kennen, gewinnt ſie lieb, und heirathet ſie.

Noch war ich nicht lang zu Batavia, als ich in einem gewiſſen Hauſe vor der Stadt bekannt ward. Sehr oft ſah ich hier ein weibliches Frauenzimmer in tiefſter Trauer, mit der ich aber niemals reden konnte, weil ſie jedesmal, ſo oft ich ihr begegnete, wie ein Pfeil vor mir vorüber flog. Dies ſo wohl, als ihre angenehme Geſtalt, machte mich auf ſie aufmerkſam. Ich erkundigte mich daher nach ihr, und erfuhr, daß ſie von ihrer älteſten Schweſter zu einer Heirath gezwungen ſei, die ihr ſehr viel Kummer verurſacht habe. Dadurch habe ſie nun einen ſolchen Widerwillen gegen alle Mannsperſonen bekommen, daß ſie, nach ihres Mannes Tode, mit keinem einmal mehr reden wolle. Jetzt, da auch ihre Schweſter geſtorben ſei, habe ſie ſich bei der alten

schwarzen Wittwe, bei der, ich sie kennen lernte, in die Kost gegeben, und ob sie hier gleich von den Launen der Alten manches zu dulden habe, so befinde sie sich doch recht wohl bei ihr. Ihr Mann habe sie in der größten Armuth hinterlassen, doch sei ihr neulich von ihrer Mutter Bruder aus Persien eine Erbschaft von fünf und dreißig tausend Reichsthalern nach unserm Gelde zugefallen. Dieses Kapital stehe auf der Pupillenkammer, und da sie ihre Alte unentgeltlich in der Kost habe, so verzehre sie nicht einmal die Zinsen davon. Schon mancher neue Freier sei durch dieses Geld herbeigelockt, allein bis jetzt noch jeder abgewiesen worden. Dies alles machte mich begierig dies Frauenzimmer näher kennen zu lernen. Ich bat daher ihren Halbbruder, mit dem ich Bekanntschaft machte, mir zu einer Unterredung mit ihr zu verhelfen, dieser aber gab mir wenig Hofnung. Endlich nach langem Zureden versprach er mir, zu thun, was in seinen Kräften stehe; alsdann aber müßt' ich schlechterdings vergeben, daß ich in Europa bereits verheirathet sei. Unsre Verabredung war nun folgende: er wolle Nachmittags seine Schwester

besuchen, alsdann wenn ich glauben könne, daß er mit ihr und ihrer Pflegemutter am Theetisch sitzen werde, sollt' ich geradezu in's Zimmer treten und nach ihm fragen. Dies geschah auch wirklich, allein so bald die junge Wittwe mich erblickte, so suchte sie auch schon durch die Hinterthür des Zimmers zu entwischen. Hier fieng ihr Bruder an: nun Schwester, du wirst ja doch nicht auch vor verheiratheten Männern laufen, nahm sie darauf beim Arm, und führte sie zurück. Selbst die Alte nöthigte sie zu bleiben und sagte: Die Chinafahrer sind gute Leute, mein seliger Mann war auch ein solcher, und er hat mir zeitlebens viel Lieb' erzeigt. Ich entschuldigte mich auf portugiesisch, und die Alte war so gütig, daß sie mich zum Thee einlud. Die junge Wittwe servirte, doch immer mit niedergeschlagenen Augen und ohne ein Wort zu sprechen. Meine Sorge war indeß für jetzt, mich erst der Gunst der Alten zu versichern, damit ich wiederkommen dürfte. Da ich nun wußte, daß sie geizig sei, so macht' ich ihr auf eine gute Art einige Geschenke, die ich aus China mitgebracht hatte, und ward daher beim

Weggehn gebeten, meinen Besuch zu wiederholen. Daß ich dieses nicht umsonst gethan sein ließ, brauch' ich wohl nicht zu sagen. Ich ward daher im Hause der Alten bald so bekannt, daß ich dazu zu gehören schien. Die junge Wittwe ward allmählig auch so dreist, daß sie sich öfters mit mir unterhielt, und besonders viel von Europa und meiner vorgeblichen Frau zu wissen verlangte. Ich erhub dann jedesmal meine Frau bis zum Himmel und bezeugte ein großes Verlangen, sie wiederzusehen. Wie glücklich ist ihre Frau, rief sie daher einst aus, einen so redlichen Mann zu besitzen, der sie auch noch in der Entfernung liebt. Ich dankte ihr für ihre gute Meinung von mir, und nahm jede Gelegenheit wahr, wo ich ihr gefällig sein konnte. Dafür hatte ich auch die Freude ihr Vertrauen zu mir fast täglich wachsen zu sehn.

So spielt' ich vier Monate hindurch meine Rolle fort, bis ich endlich durch mancherlei Gefälligkeit und Geschenke so weit gediehen war, daß ich meine Maske abwerfen zu können glaubte. Es kamen eben Schiffe aus Europa; dieses Umstandes bedient' ich mich um einen zweiten Akt in

meinem Liebesschauspiel anzufangen. Ich hielt mich mehrere Tage zu Hause, worauf ich denn dem Bruder der jungen Wittwe zum Schein durch ein Billet zu wissen that, daß meine Frau in Europa gestorben sei. Dieser theilte die Nachricht davon so wohl der Alten als seiner Schwester mit, die mich beide recht sehr bedauerten. Vorzüglich nahm die letztere an meiner erkünstelten Traurigkeit so herzlichen Antheil, daß sie so gar in Thränen ausbrach. Nach diesem Schritt brachte' ich wieder einige Zeit damit zu, daß ich mir den Weg zum Herzen der jungen Wittwe, die mir durch ihre edle Denkungsart sehr werth geworden war, noch immer mehr zu bahnen, und mich ihrer Gegenliebe zu versichern suchte. Endlich, nachdem ich mich acht Monate hindurch mit den nöthigen Vorkehrungen beschäftigt hatte, entdeckt' ich der Alten meine Absicht; diese war auch gar nicht unzufrieden damit, sondern versprach mir, sich, so viel als möglich, zu meinem Besten bei der jungen Wittwe zu verwenden. Allein diese wollte noch lange nichts von einer Verheirathung wissen, endlich aber, da sie sahe, daß ich gar nicht ablassen

wollte, so gab sie nach, und wir hielten in einer ansehnlichen Versammlung von Freunden und Bekannten unsre Verlobung. So zurückhaltend meine Braut vorher auch war, so zuvorkommend und zärtlich ward sie nun. Allmählig blühten auch die Rosen der Gesundheit auf ihren Wangen wieder auf, die vorhergegangener Kummer welken gemacht hatte, und der Glanz der Freude erhellte von neuem ihr vorher umdüstertes Auge.

Wie glücklich ich mich am Ziele meiner Wünsche fand, darf ich wohl nicht erst sagen. Allein da nie ein Glück ganz vollkommen ist, so mußte auch ich bald darauf wieder eine neue Unannehmlichkeit erfahren, worauf ich nicht gerechnet hatte. Ich hatte mich eines Abends etwas zu lang bei dem Bruder meiner Braut vor der Stadt verweilt, so daß ich nicht mehr nach Haus zurückkehren konnte, indem die Thore schon verschlossen waren. Ich sah mich daher genöthigt, einmal außerhalb meines Hauses zu übernachten; dies aber kam mir ziemlich hoch zu stehen. Denn kaum war ich früh morgens aufgestanden, als ich die unangenehme Nachricht erhielt, daß die Sklaven, die ich zur

Verwachung des Hauses zurückgelassen, sich gütlich gethan, und von Dieben mir meine sämtlichen Handelswaren hätten entwenden lassen. Ich warf mich bei dieser Nachricht so gleich in einen Wagen, um zu sehen, ob sie gegründet sei; allein sie war es, leider! nur mehr, als zu sehr. Mein Schaden belief sich auf mehrere tausend Thaler und ich war durch den Verlust derselben völlig zu Grunde gerichtet. Der Gedanke daran machte mich ganz untröstlich, zumal wenn ich bedachte, daß dieser Umstand vielleicht noch andre für meine Liebe sehr nachtheilige Folgen haben könnte. Allein meine letzte Besorgniß war ungegründet; denn meine Braut, die mir mit ihrer Alten so gleich nachgeeilt war, sprach mir nicht allein Muth ein, sondern sagte mir auch, daß ich so gleich nach der Hochzeit ihre Erbschaft auf der Pupillenkammer in Besitz nehmen, und nach Gefallen in meinen Nutzen verwenden könne. Dadurch fiel mir ein großer Stein vom Herzen, und der Verlust war mir nun kaum halb so schwer. Doch wartete noch ein neuer Kummer auf mich, bevor ich zum völligen Besitz meiner Braut gelangte. Diese war nun über

alles geliebte Person nämlich ward plötzlich krank, und zwar so heftig, daß man an ihrer Genesung zweifelte. Das erste, was sie that, war, daß sie mich in ihrem Testament zum Universalerben ihres sämtlichen Vermögens einsetzte, zugleich aber auch ersuchte, mich auf dem Krankenbette noch mit ihr trauen zu lassen. Allein dies letztere war mit vielen Umständen verbunden, und ich mußte dazu die ausdrückliche Erlaubniß vom General zu erhalten suchen. Ich begab mich daher so gleich zu ihm, allein zum Unglück hielt er damals sich gerade auf einem seiner Güter zwei Tagereise von Batavia auf, wohin ich mich ihr zu begeben Bedenken trug. Wir mußten uns daher zufrieden geben, und seine Rückkehr erwarten. Diese erfolgte acht Tage darauf, wo meine Braut bereits wieder außer Gefahr war. Jedoch dauerte es noch drei Monate, ehe sie im Stande war, nach der Kirche zu gehn, um uns dort verbinden zu lassen. Unsre Hochzeit war ganz klein, denn einmal war meine Frau keine Freundin vom großem Geräusch und Aufsehn, und dann erlaubte mir mein erst kürzlich erlittener Verlust keinen großen Aufwand.

Bald nach der Hochzeit begab ich mich auf die Pupillenkammer, um mir die Erbschaft meiner nunmehrigen Gattin auszahlen zu lassen; allein ich ward nach acht Tagen wiederbestellt. Bei meinem zweitrn Gesuch erhielt ich zur Antwort, es bedürfe erst eines höheren Befehls um mir das Geld auszuzahlen, und dann müße zuvor auch noch Erkundigung eingezogen werden, ob sich nicht vielleicht in Persien noch andere Erben fänden, als meine Frau. Dieser Bescheid schlug mich ganz zu Boden, denn ich hatte mir bereits zu sichere Rechnung auf das Geld gemacht. Ich begab mich daher so gleich zu einem meiner Gönner, um ihn um Rath zu fragen. Dieser verwies mich an einen geschickten Advokaten, indem er sagte, daß ein Proceß unvermeidlich sei, und eh ich noch nach Haus zurückkehrte, waren bereits die Anstalten dazu gemacht. So heiter ich mich nun auch bei meiner Zurückkehr zu stellen suchte, so merkte meine Frau, die auf jede meiner Mienen achtete, doch nur zu bald, daß meine Heiterkeit Verstellung sei. Sie erkundigte sich daher bei einem meiner Sklaven wo ich gewesen sei, fiel mir dann um den Hals und bat mich so

lange

lang ihr zu ſagen, was vorgefallen ſei, bis ich ihr nicht mehr widerſtehen konnte. Nun fieng ſie bitterlich an zu weinen, daß nun auch ſie in meiner traurigen Lage mir noch zur Laſt liegen müſſe. Allein, ſetzte ſie ſehr entſchloſſen hinzu: trotz meiner Schwäche, werd' ich durch meiner Hände Arbeit ſo viel zu verdienen ſuchen, daß ich, ſo lang es dauren wird, mein ſchwaches Leben damit unterhalte. Des anders Tages hatte ſie alles, was ſie an Juwelen und Schmuck beſaß, zuſammengepackt, und brachte es mir. Nein, ſagte ſie, ſollte eine Frau, deren Mann in Verlegenheit iſt, ſich noch putzen? Und wenn auch unſre Gläubiger noch warten, müſſen wir denn nicht leben; und ſollt' ich es geſtatten, daß mein Mann ſich genöthigt ſehe zu borgen, ſo lang ich noch irgend etwas Entbehrliches beſitze, das ich ihm aufopfern kann? Bis aufs Innerſte durch dieſen Edelmuth gerührt, drückt' ich ſie feſt an mein Herz, und dankt' ihr mit Thränen für die treue Theilnahme an meinem Schickſal, wovon leider ein groſſer Theil der Weiber nichts ahndet. Allein ich hatte mir die bisherigen Widerwärtigkeiten doch ſo ſehr zu Gemüth gezogen, daß ich vier

Wochen nach unſrer Hochzeit in ein hitziges Fieber fiel, und faſt zwei Jahre nacheinander mit mehreren Arten von Krankheiten zu kämpfen hatte.

Neun und zwanzigſter Brief.

Der Verfaſſer wird ein anſehnlicher Kapitaliſt.

Während meiner ganzen Krankheit gieng meine Frau mir nicht vom Bette, es ſei denn, daß die Haushaltung ſie auf wenige Augenblicke davon abrief. Ganze Nächte hindurch ſaß ſie mit ihren Sklavinnen und nähte, um mit dem Ertrag davon die Wirthſchaft zu beſtreiten. Alle meine Bitten und Ermahnungen, ihrer Geſundheit zu ſchonen, waren vergebens, ihr Fleiß blieb unermüdet.

Nach meiner Geneſung verſucht' ich verſchiedene Mittel, mir mein Brod zu verdienen. Vorzüglich lieferte ich alle Arten von Schifsproviſion, und gewann dadurch ſo viel, daß ich auf eine an-

ſtändige Art leben konnte. Einige Zeit nachher ließ mich der General zu ſich kommen und gab mir einen Brief von meinem Vater, der in dem Seinigen gelegen hatte. Ein groſser Herr, der ehmals gleichfals in Indien geweſen war, hatte mich nachdrücklich an den General empfohlen. Daher behandelte mich dieſer ſehr gütig und bot mir auch die Stelle eines Kapitains auf einem auswärtigen Poſten an, die an drei tauſend Thaler jährlicher Renten brachte. Zugleich befahl er mir zu einem gewiſſen Herrn zu gehn, der mich genauer von der Sache unterrichten würde. So bald wieder Conſeil wäre, verſprach er, mich vorzuſtellen, und es ſei kein Zweifel, daß ich den Poſten erhalten würde. Ich gehorchte dem mir ertheilten Befehl ſo gleich und erkundigte mich bei dem genannten Herrn, einem Günſtling des Generals, nach allem was ich zu wiſſen nöthig hatte. Ich muſste nun alles, was ich zu meinem vorigen Gewerbe gebraucht hatte, verkaufen, um ſo gleich auf erhaltenen Befehl abreiſen zu können. Wer war nun froher als ich? — allein wer war von Kindheit an auch mehr ein Ball des Schickſals, der von

Hofnung zu Hofnung umhergeſchleudert ward, ohne nur eine einzige ganz erfüllt zu ſehn? Auch jezt ſchlug meine ſo ſüße Hofnung fehl und Schmerz und Unmuth nahmen die Stelle derſelben ein. Der General ward krank und ſtarb, und mit ihm war auch meine frohe Ausſicht in glücklichere Tage dahin. Wozu ſollt' ich nun abermahls greifen, um nur meinen Unterhalt zu verdienen? Alle meine Sachen waren verkauft; ſollt' ich ſie nun von neuem anſchaffen und mein voriges Gewerbe wieder von vorn anfangen, oder nicht? Während dieſer Unentſchloſſenheit ließ mich der Günſtling des verſtorbenen Generals zu ſich rufen und ſchlug mir vor, ob ich nicht auf ſeinen Kredit eine Bäckerei übernehmen wolle, die zwei und dreißig tauſend Thaler werth ſei. Der bisherige Beſizer derſelben, der ein groſses Kapital dazu von ihm geborgt habe, ſei durchs Spiel in Verfall gerathen, und könne ihr nicht mehr vorſtehen. Hiezu muß man wiſſen, daß die Bäckereien, Zuckermühlen, Arrackbrennereien und andre Fabriken auf Batavia im Beſiz ſolcher Leute ſind, die nichts davon verſtehen, ſich aber erfahrne Leute dazu halten und

für ihre eigene Perſon blos mit guter Aufſicht und richtigem Buchhalten beſchäftigt ſind. Wider Willen meiner Frau nahm ich dies Anerbieten an; denn ſie wollte ſich lieber mit dem Wenigen begnügen, was ſie durch ihrer Hände Fleiß verdiente, als ſich der Gefahr unterziehen, ein ſo groſſes Kapital zu verwalten. Außerdem bekam ich auch noch die einzige Strumpffabrik, die auf Batavia war, für fünf tauſend Reichsthaler; ſo, daß ich nun alle Hände voll zu thun hatte. Ich wandte auch allen möglichen Fleiß an, um vorwärts zu kommen, und ich muß geſtehen, daß unſer Gewinn die erſten zwei Jahre meine Hofnungen bei weitem überſtieg. Auch den Proceß wegen des Vermögens meiner Frau gewann ich bald darauf, und die Herren von der Waiſenkammer wurden verurtheilt, die Koſten aus ihrer Taſche zu bezahlen, und mir Rechnung über Kapital und Zinſen abzulegen. Allein zu dem leztern konnt' ich ſie niemals bringen, indem ſie immer vorgaben, daß ſie noch Quittungen aus Perſien erwarteten. Da außerdem auch mein Advokat beſtochen war, und er ſich deshalb nicht mehr mit der Sache befaſſen wollte, ſo hab' ich

von der ganzen Erbschaft nie mehr, als fünf tausend Thaler erhalten, und auch zu diesen mir durch ein gefährliches Mittel verhelfen müssen. Nämlich tausendmal hatt' ich bereits auf die Auszahlung gedrungen und auf Rechnung und Zinsen Verzicht gethan, aber noch immer nichts dadurch ausrichten können. Denn die Großen hatten bereits die Beute unter sich getheilt, und konnten sich nicht dazu verstehn, sie wieder herauszugeben. Nun wußt' ich, daß der Direktor vom Kollegium, ein sehr reicher Mann, sich alle Morgen in seinem Garten außerhalb der Stadt um vier Uhr badete, und fast immer einen großen Schatz von Juwelen bei sich hatte. Ich gewann daher den Leibsklaven desselben, der mich, wenn er allein, und im Baden begriffen wäre, zu ihm in den Garten lassen sollte. Hierauf begab ich mich eines Morgens früh, mit zwei ungeladenen Pistolen im Gürtel zu Pferde und von einigen meiner Sklaven begleitet, und traf ihn, als er eben im Begriff war, ins Wasser zu steigen Dreist trat ich zu ihm hin, zeigte ihm meine Pistolen und drohete, wenn er sich rührte, erst ihn, und dann mich selbst zu erschießen. Dann

ſtellt' ich ihm das Unrecht vor, daß er mir das Geld meiner Frau ſo lang vorenthalten habe, und verlangte auf der Stelle meine Bezahlung. Halb todt vor Schrecken, verſicherte er mich, daß er itzt kein Geld bei ſich habe, daß er erſt geſtern eine Summe von vierzig tauſend Reichsthalern habe auszahlen müſſen, und daß ſeine Frau mit den Juwelen in der Stadt ſei. Als ich noch mehr in ihn drang, rief er, auf mein Verlangen, dem Leibſklaven und befahl ihm, alles Geld an meine Leute geben zu laſſen, das in dem eiſernen Kaſten ſei. Zugleich bat er mich, dies auf Abſchlag zu nehmen, ihm eine Quittung darüber zu geben, und in Abſicht des Reſts noch acht Tage Geduld zu haben. So erhielt ich fünf tauſend Reichsthaler, ſchrieb die Quittung und wartete nun auf das ſchriftliche Verſprechen, mir die übrigen dreißig tauſend Reichsthaler in acht Tagen auszahlen zu laſſen. Allein dazu wollte er ſich auf keinen Fall verſtehn, und da ich nicht Luſt hatte, noch fernerhin Gewalt zu brauchen, ſo begnügt' ich mich mit dem mündlichen Verſprechen, und entfernte mich. Die ganze Sache lief ohne üble

Folgen ab; nur sagte mir der Generalgouverneur einst, als ich Audienz bei ihm hatte, er wolle mir wohlwollend rathen, ja nie wieder in eigener Person Geld einzutreiben, weil er mir sonst für die übeln Folgen nicht stehen könne.

Fast um eben die Zeit erlebt' ich noch folgenden glücklichen Vorfall. Ich hatte, wie durchgängig auf Batavia gebräuchlich ist, des Nachts ein Gefäß mit Trinkwasser vor meinem Bette stehen, um mir bei eintretendem Bedürfniß daraus den Durst zu stillen. Nun traf sichs, daß als ich in einer Nacht trinken wollte, ich es leer fand. Um nun keinen meiner Leute im Schlaf zu stöhren, nahm ich das Gefäß und gieng selbst in den Keller, um es dort aus der Cisterne anzufüllen. Dieses sind mehr als sechs Schuh hohe, weite irrdene Töpfe, worin man Regenwasser zum Trinken aufbewahrt und sie der Kühle halber im Keller stehen hat. Nun traf sich's gerade, daß auch hier der Topf vom Wasser über halb ledig war. Ich mußte daher einen noch höheren Tritt ansetzen, und mich mit Gewalt darüber biegen, um daraus schöpfen zu können. Allein indem ich dies that, sank der

Topf unter mir ein, ohne doch zu zerbrechen. Bei genauerer Beobachtung fand ich, daß die breite Fließe, worauf er stand, eingefallen war, und daß dadurch ein gemauertes Loch zum Vorschein kam. Dies vermehrte meine Neugierde gar sehr, zumal da einer meiner Nachbarn vor einem Jahr in seinem Keller Geld gefunden haben wollte. Ich arbeitete daher, so gut ich konnte, um die Cisterne von der Fließe abzuheben, welches mir denn mit vieler Mühe auch gelang. Voll ängstlicher Erwartung beleuchtete ich darauf die Oeffnung, und wie groß war meine Freude, als ich volle Beutels darin wahrnahm! So gleich wandt' ich nun alle meine Geschicklichkeit an, um sie herauszubringen, setzte die Cisterne wieder an ihren Ort, und trug meinen Schatz nach der Stube. Bei genauer Nachsicht fand ich fünf und dreißig tausend goldene Pagoden das Stück dritthalb Thaler werth, und so erhielt ich durch ein Ohngefähr hier reichlich, was ich durch schändliche Kabale vom Vermögen meiner Frau eingebüßt hatte. Nach der Zeit erfuhr ich, daß in meinem Hause, zur Zeit der großen Revoluzion im Jahr 1740, unter

dem Generaldirektor von Imhoff, einer der reichſten Schineſer gewohnt habe, der wahrſcheinlich, wie die übrigen, ſein Vermögen durch's Vergraben in ſeinem Keller hatte ſichern wollen, und der unter den zwanzig Tauſenden, die von den Holländern an einem Tage niedergehauen wurden, mitgefallen war.

Ich hatte nun über ſieben und ſechzig tauſend Thaler baares Geld, und meine Bäckerei, bei der funfzig Sklaven arbeiteten, ſamt der Strumpffabrike von ſechs Stühlen, brachte mir auch jährlich ein Beträchtliches. Hiezu kauft' ich mir noch beinahe eine Meile von Batavia ein großes Stück unbebautes Land von der Compagnie, macht' es urbar und legte daſelbſt eine Kokos- und Zuckerrohrplantage und einen Küchengarten an. Auch dadurch gewann ich mehr, als ich ſelber hofte, ſo daß ich nun anfieng, als Kapitaliſt Aufſehen zu erregen. Oft wagte ich da, wo Niemand wagen wollte, und das Glück ſchien mich überall zu begünſtigen. Zweimal gab ich zehn tauſend Thaler zu dreißig Procent nach Japan, dem gefährlichſten Fahrwaſſer, eben ſo auch ein Beträchtliches nach

China, ja ich fuhr sogar selbst mit Waaren nach Sumatra, Ternate, Banda und Timor, und kaufte mir dazu ein sogenanntes Freimannsfahrzeug. Was ich nicht aus eigenen Mitteln bestreiten konnte, dazu nahm ich Geld auf, und Niemand weigerte sich, mir etwas vorzuschießen. So gelangt' ich in wenigen Jahren zu einem Vermögen von dreimal hundert tausend Thalern. Das meiste gewann ich auf meinen Seereisen, deren eine ich nicht umhin kann, etwas näher zu beschreiben.

Ich hatte einen Lieblingssklaven Namens Ampon, der mich überall begleitete. Dieser war der Sohn eines vornehmen Mannes und ein Verwandter des Königs seines Landes. Schon in seinen jüngern Jahren hatten ihn die Holländer entwendet und nach Batavia gebracht, wo er endlich mir in die Hände fiel. Ich hielt ihn sehr gut, weshalb er auch mit ganzer Seele an mir hieng. Einst that mir dieser junge Mensch den Vorschlag, daß wenn ich ihm trauen wollte, er mir hundert und funfzig Procent für meine Waaren zu schaffen verspräche. Ich hörte ihn mit Aufmerksamkeit an,

und nun erzählt' er mir von seiner Herkunft, vom Wohlstande seines Vaters und von dem Flor seines Vaterlandes. Zwar, setzte er hinzu, dürfe kein holländisches Schiff hier landen, denn jeder Holländer, der daselbst sich treffen lasse, werde sogleich aufgespießt; allein wenn ich ihm nur folgen wolle, so solle mir kein Haar gekrümmt werden. Dann nannt' er mir die Waaren, womit in seinem Vaterlande vorzüglich Glück zu machen sei, wovon ich denn über hunderttausend Thaler an Werth in ein Schiff lud, und mit ihm absegelte. So bald wir das Land deutlich ins Gesicht bekamen, rieth er mir Anker zu werfen, und ihn mit einem kleinen Boot allein vorangehn zu lassen. Würd' ich ihn dann morgen mit Begleitung zurückkehren und vermittelst meines Tubus die Spitze seiner Lanze in die Erde stecken sehen, so würde dies ein gutes Zeichen für mich sein. Sei aber sein Vater nicht mehr am Leben, so werd' er zu mir zurückkehren und seine übrigen Tage in meinem Dienste zubringen. Meine Waaren würde ich dann zwar mit geringerem Vortheil, aber doch sicher auf andern Inseln absetzen können. Er sprang darauf

in den kleinsten Kahn, und fuhr allein ans Ufer. Dies geschah des Morgens gegen acht Uhr. Als es Abend ward, sahen wir viele Insulaner ans Ufer kommen, die ihre Lanzen in die Luft schwangen, und uns durch Zeichen zu verstehen gaben, daß wir landen möchten. Allein ich hütete mich wohl, dies zu thun, bevor ich nicht meinen Ampon in ihrer Mitte sah. Die Nacht hindurch bemerkten wir ein großes Feuer auf der Insel und vernahmen ein fürchterliches Geschrei, das einem Kriegsgeschrei sehr ähnlich war. Gegen Morgen erblickten wir viele Kähne am Ufer, die zu uns herüber fahren zu wollen Miene machten. Ich war also auf meiner Hut, um auf den Fall, daß dies wirklich erfolgte, so gleich die Anker zu kappen und in die See zu stechen. Um zehn Uhr des Vormittags erhub sich ein gewaltiger Staub und wir sahen abermals viele Tausende zum Ufer eilen. Sehr deutlich bemerkt' ich unter ihnen meinen Ampon in stattlichem Gewande und mit Blumen umwunden, und war nun in guter Hofnung. Auf das von ihm gegebene Zeichen, ans Land zu kommen, begab ich mich darauf mit

sechsen meiner Leute in ein Boot und fuhr dem Ufer zu. Eine Kanone ließ ich nicht lösen, weil ich fürchtete, sie vielleicht dadurch in Schrecken zu setzen. Schon hatt' ich die Hälfte des Weges mit meinem Boote zurückgelegt, als sich Ampon und mehrere mit ihm in Kähne warfen, um mich einzuholen. Da sie uns nahe kamen, erhuben sie ein lautes Freudengeschrei, indem sie die Spitzen ihrer Lanzen ins Wasser steckten. Darauf begleiteten sie uns ans Land, und schon hatten wir es beinahe erreicht, als einige angesehene Männer ins Wasser sprangen, mich ergriffen und ans Ufer trugen. Wie sehr ich bei dieser unerwarteten Ceremonie erschrack, darf ich wohl nicht beschreiben. So bald ich am Lande war, sah' ich Ampon und einige ansehnliche Männer und Frauen zu meinen Füßen. Besonders zeichnete sich unter ihnen ein alter, sehr wohlgekleideter Mann aus, den mir Ampon bald darauf als seinen Vater nannte. Die übrigen waren seine Mutter, Schwestern und nächsten Anverwandten. Sie dankten mir alle aufs verbindlichste, daß ich ihnen Ampon wiedergäbe, den sie nie wieder zu umarmen geglaubt hätten. Ich hub

sie alle lächelnd auf, schlug mir an Stirn und Brust, und legte, nach Landessitte, ihre Hände auf mein Haupt. So gleich traten nun eine Menge Weiber mit rohem Reis, weissen Rosen und wohlriechenden Oelen zu mir und überschütteten mich dergestalt damit, daß ich in kurzem darin bis an den Gürtel stand. Die übrigen drehten sich indeß frohlockend um mich her, und begleiteten ihren Tanz mit lautem Freudengeschrei. Nachdem dies vorüber war, ward ich auf eine Art von Trage gesetzt, worüber Ampon das köstlichste Gewand ausbreitete, mitdem ihn sein Vater beschenkt hatte. So trug man mich denn nach den Hütten der Insulaner, die ohngefähr eine halbe Meile vom Ufer waren. Hier ward ich nun nebst meinen Leuten mit allem bewirthet, was man nur aufzubringen in Stande war, und von Ampon's Familie bedient, als ob ich ihr König gewesen wäre.

Des andern Tages trug man mich noch drei Meilen weiter zum Könige. Er saß, in einem großen Hause von Bambusrohr, auf einem köstlichen Teppich, und war in feinen Musselin gekleidet; allein ein großer Theil des Leibes war

unbedeckt. Um seinen Hals hieng eine Schnur groſser ächter Perlen, und auf seinem Kopfe trug er eine hohe spitzige Mütze aus Goldstoff verfertigt. Zwei hundert Frauenzimmer mit Bogen und Pfeilen ſtanden an den Wänden des Saals rings um ihn her, und nur viere von den Groſsen des Landes mit bloſsen Säbeln in der einen Hand und die andere auf den Mund gelegt, umgaben ihn näher. Er hatte eine groſse zahme Schlange auf seinem Arm, mit der er spielte, und die sich wechselsweis ihm um Leib und Nacken schlang. Rings um sein Haus, das von Kokosbäumen dicht beschattet war, ſtanden über hundert Mann Wache mit Bogen, Pfeilen und Lanzen. Als wir ankamen, erhub man ein Freudengeschrei und der Vater meines Ampon führte mich hinein. Der König hatte ein furchtbares Ansehn. Wir warfen uns zur Erde, nur mein Führer blieb nach einer Verbeugung stehen und entdeckte ihm die Ursache unserer Hieherkunft. Nachdem er ausgeredet hatte, hieſs der König mich näher treten, und legte mir zum Zeichen seiner Gnade zwei Finger auf den Kopf, während das die Schlange ziſchend ihre Zunge

nach

nach mir ausſtreckte und auf mich los zu ſpringen Miene machte. Hierauf mußten wir uns zur Erde ſetzen. Man brachte dem König eine Kokosſchale mit Waſſer, die er halb ausleerte und mir ſelbſt die andre Hälfte zum Trinken reichte. Darauf mußte Ampon, der in einiger Entfernung ſaß, herbeikommen und ihm alles erzählen, was er von mir wußte, da er mich denn während der Rede mehrmals anlächelte und ſeine Finger auf meinen Scheitel legte. Als dies vorüber war, wurden meine für den König beſtimmten Geſchenke herein gebracht. Sie beſtanden in ſechs ſchönen Flinten, deren eine mit Gold ausgelegt war, zweien dergleichen Piſtolen, ſechs Säbeln mit ſilbernen Griffen, einer Tonne Pulver, vier und zwanzig Platten Zinn, einem Ballen mit ſchineſiſchem Damaſt und einem mit Zitz. Ein jedes dieſer Geſchenke ward ſehr gnädig aufgenommen, beſonders aber die Gewehre, und ich erhielt dafür die Erlaubniß, nicht nur itzt meine Waaren auf der Inſel zu verkaufen, ſondern auch Zeit meines Lebens hieher handeln zu dürfen. Zugleich aber ward auch die Drohung hinzugeſetzt, daß jeder Holländer, der

ohne mein Geleit hieher käme, hier vor seinem Pallast lebendig gespießt werden sollte.

Hierauf begab ich mich mit Ampon und dessen Vater wieder zurück und in Zeit von acht Tagen hatt' ich nicht nur alle Waaren abgesetzt, sondern auch mein ganzes Schiff mit Neuen wieder angefüllt. Der König und die Großen der Insel behielten alles für sich und bezahlten nur nach Willkühr, jedoch so reichlich, daß ich über hundert und sechzig Procent Gewinnst rechnen konnte. Die Waaren, die ich dagegen wieder erhielt, bestanden in rothem und weißem Reis, seltenem Holz, Gold in Stand und Stangen, Rubinen, Sklaven und einer besondern Art indianischer Kleidungsstücke, die bei den Japanern mit grossem Vortheil anzubringen waren. Bei der Abschiedsaudienz hieng mir der König selbst einen sehr schönen Bogen und goldenen Köcher um, gab mir eine stark vergiftete Lanze, deren Heft von Gold und mit Rubinen besetzt war, in die Hand und beschenkte mich mit vier jungen Sklavinnen, vier Sklaven, einem Ball inländischer schöner Zeuge, und zweien Affen. Auch gab er mir

noch eine Menge Reis, die ich aber nicht mehr laden konnte, weshalb er sie mit zwei Stangen Gold verwechselte, deren Werth über tausend Thaler trug. Mit Jammern und Wehklagen begleitete man mich in mein Schiff, besonders war Ampon bei meiner Abreise ganz untröstlich. Weinend schied auch ich, und war in kurzem glücklich und wohlbehalten wieder bei den Meinigen.

So sehr das Glück durch dieses vortheilhafte Unternehmen mich auch begünstigt hatte, so waren seine Gunstbezeugungen doch hiedurch noch nicht geendigt. Ein reicher Herr, der bis dahin Direktor der Schaubühne auf Batavia gewesen war, konnte wegen anderer Geschäfte sich nicht mehr damit befassen. Da man keinem mehrere Fähigkeit zur Bekleidung dieses Postens zutrauete, als mir, so trug man kein Bedenken, mir denselben anzubieten. Mit vieler Mühe ließ ich mich bereden, ihn anzunehmen; denn auch ich hatte bereits alle Hände voll zu thun. Zum Glück fand ich einen guten Kopf, den ich zum Unterdirektor machte, und der mir sehr gute Dienste leistete. Da ich nun eine bessere Einrichtung traf, gute

Aktörs anschafte, die besten Schauspiele aus Europa kommen ließ, auch selbst einige verfertigte, die Beifall fanden; da ich ferner die Entreepreise herabsetzte und der Dekoration mehr asiatischen Geschmack zu geben suchte, so profitirt' ich dabei fast an zwei tausend Thaler jährlich. Außerdem war ich auch noch so glücklich einige Freunde zu beerben, die ohne Familie waren, und mir daher ihr Vermögen hinterließen. Blos auf diese Art gewann ich, ohne mein Zuthun, an zwölf tausend Thaler, und der Ertrag meiner Bäckerei und Strumfabrike war auch nicht unbeträchtlich. So ward ich also in kurzem aus einem armen, verlassenen Mann ein ansehnlicher Kapitalist, und kaum schien es möglich, daß das Glück, welches mich jetzt so sehr begünstigte, mir einmal wieder den Rücken zukehren könnte.

Dreißigſter Brief.

Der Verfaſſer wird faſt mit einemmale wieder ein armer Mann; am tiefſten aber beugt ihn der Verluſt ſeiner Frau.

Schon ſo mancher in der Welt, geliebte Kinder, hat die traurige Erfahrung gemacht, daß nichts unbeſtändiger, nichts wankelmüthiger in ſeinen Gunſtbezeugungen iſt, als das Glück. Denn oft ſieht ſich eben der, den es zuvor zum höchſten Gipfel des Glanzes und der Macht erhob, bald darauf unter den Trümmern ſeines zerfallenen Anſehns, das auf ehernen Säulen zu ruhen und jedem Sturme zu trotzen ſchien. Und Reichthum und Wohlſtand, ſind ſie beſtändiger als Anſehn und Macht; droht nicht auch ihnen jede der Stunden Umſturz und Untergang? Wie ſehr zu beklagen iſt daher der Unglückliche, der, durch ihren verführeriſchen Schimmer geblendet, ihre Dauer ewig

wähnte! der nicht bei Zeiten ſich mit Weisheit waſnete, um Harm und Verzweiflung von ſich abzuwehren, die ſie entfliehend dem armen Sterblichen zurückzulaſſen pflegen, der nicht ſchon im voraus ſich gegen ſie gerüſtet hat! Ich bitt' euch, ich beſchwör' euch, geliebte Kinder, verlaßt euch nie auf vergängliche Güter, wenn ſie auch euch vielleicht einmal im Lauf des Lebens zu Theile werden ſollten. Nutzt ſie weiſe ſo lang ihr ſie habt; gebraucht ſie um die Thränen der Armuth zu trocknen, die Ketten der Unſchuld zu löſen, die Seufzer der Verlaſſenen zu ſtillen. Oeffnet euch ſelbſt durch ſie die Quelle erlaubter Vergnügen, die das Leben erhöhen und die irrdiſche Wallfarth zu einer frohen Reiſe machen; aber bedenkt auch bei ihrem Genuß, daß ſie gar oft der Raub einer flüchtigen Minute ſind, und ſammlet ſchon im voraus euch Troſt und Beruhigung ein, wenn auch ihr einmal dazu beſtimmt ſein ſolltet, ihre Unbeſtändigkeit zu erfahren, und ihren Wechſel kennen zu lernen. Wohl euch, wenn euer Bewuſtſein euch dann das tröſtende Zeugniß giebt, daß ihr ihren Wechſel ſelbſt nicht verſchuldet, daß ihr alle Vorſchriften

der Klugheit und Vorsicht anwandtet, um euch ihre Gunst zu sichern und dauerhaft zu machen; daß ihr so gar eure ganze Thätigkeit anstrengtet, sie auf erlaubte Art zu mehren, um euch dadurch immer mehrere Quellen zur Beförderung der Menschenwohlfahrt zu eröffnen! Ich kann mir, Gottlob! noch itzt das beruhigenden Zeugniß geben, daß ich nichts versäumte, um mir das Glück noch ferner so günstig zu erhalten, als es mir bis jetzt gewesen war, und dies ist der Schild, der noch itzt mich deckt, wenn Kummer und Unzufriedenheit mich befallen will. — Doch zurück wo ich in meinem vorigen Brief den Faden der Erzählung fallen ließ.

Schon glaubt' ich durch so mancherlei bisherige Gunstbezeugungen des Glücks verleitet, daß ich, zum Ersatz meiner vorigen Widerwärtigkeiten, nun zum Liebling desselben erkohren sei. Allein nur zu bald ward ich vom Ungrunde dieses Wahns überzeugt, indem sich alle Wetter des Unglücks plötzlich wieder gegen mich zu vereinigen schienen, um mich von neuem zu Boden zu schlagen. Den Anfang meiner abermaligen Widerwärtigkeiten machte der

Verluſt eines Schiffs auf der Küſte von Sumatra, dem bald darauf ein andres folgte, worauf ich ſelber war, und das bei Timor ſtrandete. Kaum war ich hier noch ſo glücklich mein eigenes Leben nebſt wenigen Waaren, und der übrigen Mannſchaft zu retten. Dieſer doppelte Verluſt beugte mich ſehr tief, jedoch ſollten dadurch meine neuen Widerwärtigkeiten noch nicht geendigt ſein. Da die europäiſchen Schiffer ſahen, daß ich an den ſeidenen Strümpfen meiner Fabrik ein Anſehnliches profitirte, ſo brachten ſie eine große Menge aus Europa mit, die ſie wohlfeiler, als ich verkaufen konnten. Ich blieb daher mit meinem Vorrath ſitzen, und mußte die Stühle ledig ſtehen und die darauf angeſtellten Sklaven müßig gehen laſſen. Da man ferner auf Batavia keinen Weitzen hat, ſondern ihn aus Bengalen und dem Vorgebirge der guten Hoffnung nehmen muß, ſo traf es ſich daß theils aus Mißwachs, theils weil mehrere damit beladene Schiffe verunglückt waren, in drei Jahren keine Zufuhr kam. Die Folge davon war, daß ſo wohl meine, als andere Bäckereien ſtill ſtanden, und ich alſo die Zinſen von dreißig tau-

send Thalern umsonst bezahlen und meine zwei europäischen Gesellen, die ich auf mehrere Jahre engagirt hatte, vergebens füttern und lohnen mußte. Dazu kam nun noch, daß die itzt müßiggehenden Sklaven, funfzig an der Zahl, auf allerlei Bübereien verfielen und mehrere davon, die mir zum Theil auf drei bis vierhundert Thaler zu stehen kamen, einen Komplott machten und entliefen. Kaum hatt' ich auch hierüber mich noch getröstet, als meine Zuckermühle, worauf ich viel Geld verwendet hatte, im Feuer aufgieng. Und damit mein Ruin von allen Seiten vollendet würde, so kam ich auch mit meiner Schaubühne in Rückgang, indem bei einem fast allgemeinen Sterben auf Batavia, auch viele meiner Schauspieler ein Raub des Todes wurden.

Meine Frau war über alle diese Unglücksfälle fast untröstlich. Sie rieth mir daher, den Rest meines Vermögens zu nehmen und mit ihr nach Europa zu gehn; zumal da mir einer von meiner Mutter Brüdern aus Koppenhagen bekannt gemacht hatte, daß mir eine gute Erbschaft zugefallen sei und daß ich daher endlich einmal wieder zurück kommen möchte. Hätt' ich nun so gleich den Rath meiner Frau

befolgt, so hätt' ich doch wohl noch an hundert und funfzig tausend Thaler retten können; allein ich wollte erst noch einmal eine Reise nach meinem Freund Anyon machen, um mir dadurch vielleicht wieder etwas aufzuhelfen. Ich belud also ein Schiff, so gut ich konnte, und fuhr damit ab. Das Schicksal aber hatte mich bisher noch nicht genug geprüft; ich sollte daher noch eine neue Prüfung aushalten, die alle vorigen an Härte bei weitem übertraf. Mein Schiff ward durch kontrare Winde unweit der Küste Koromandel auf Klippen getrieben und bekam so starke Löcher, daß wir nicht im Stande waren, sie zu stopfen. Die Mannschaft auf dem Schiff belief sich mit den Passagieren auf zwei und vierzig Seelen. Ich konnte daher leicht denken, daß wenn die Gefahr aufs höchste gestiegen wäre, sich alle der Boote bedienen würden. Da nun diese einer solchen Menge nicht gewachsen waren, so war es natürlich, daß sie sinken, und ihre Ladung in den Abgrund des Meeres vergraben werden mußte. Ich befahl daher meinen Sklaven, ohne jedoch den Grund zu sagen, aus allerlei Balken und Brettern ein großes Floß

zusammenzuschlagen. Dies befestigte ich oben auf dem Schiff mit einem langen Strick, ließ sie dann ein Fäßchen Brandtwein, Zwieback und Wasser darauf bringen und jeden einen guten Strick zu sich stecken. Als ich nun sahe, daß keine Hofnung zur Rettung des Schiffs mehr übrig war und daß es schon zu sinken begann, so rief ich: ein jeder rette sein Leben, so gut es ihm möglich ist. Kaum hatt' ich dies gesagt, als man sich plötzlich in die Boote stürzte, und von seinen Sachen noch etwas dazu warf. Ich blieb mit meinen sechs Sklaven und einer jungen Sklavin geruhig so lang am Bord, bis die andern alle das Schiff verlassen hatten. Alsdann ließ ich meinen Floß hinab ins Wasser steigen, sprang mit meinen Leuten darauf und verließ in gröster Eil das Schiff. Kaum war ich einen Pistolenschuß davon entfernt, als es bereits von den Fluten begraben ward. Ein lautes Geschrei, das ich von weitem hörte, zog mein Auge auf die Boote, und siehe da! eins davon war bereits gesunken und ein andres schlug eben um, und alles was sich von Menschen und Sachen darauf befand war unwiederbringlich ver-

verloren. Nun suchten wir uns so schnell als möglich zu entfernen, um nicht erreicht, von der Menge überladen und gleichfalls in den Grund versenkt zu werden. Zum Glück waren wir auf ebenen See und ein starker Strom zog uns nach dem Lande zu. Die junge Sklavin, die sich nicht recht verwahrt haben mußte, glitt vom Floß hinab in die See und ein Haifisch verschlang sie vor unsern Augen. Trotz allem Aufwande von Mühe und Kräften wurden wir dennoch zwei Tage und drei Nächte mit unserm Floße umher getrieben, ehe wir Land erreichen konnten. Ja wir geriethen so gar schon nahe an der Küste durch die Brandung noch einmal in augenscheinliche Todesgefahr. Nur der Muth und die Entschlossenheit meiner Sklaven rettete uns daraus. Nach langen vergeblichen Bemühungen gelangten wir endlich ans Ufer. Kaum hatt' ich daher das Land betreten, als ich auf meine Knieen fiel und Gott für die Erhaltung meines Lebens dankte, an dessen Rettung ich mehr als einmal verzweifelte. Wir gingen hierauf landeinwärts, wo wir bald Einwohner fanden, die uns nach einem kleinen mit

Holländern besetzten Orte brachte. Ich hatte ohngefähr sechs tausend Thaler an Geld und rohen Diamanten in einer Kape um den Leib; dies war alles, was ich von meinem Vermögen gerettet hatte. Meine Sklaven verkauft' ich an gute Europäer, denen aber, der mich mit eigener Lebensgefahr vom Tode rettete, als schon eine Welle mich ergriff und ins Meer zu schleudern drohte, schenkt' ich die Freiheit und so viel Geld dazu, als er um einen kleinen Handel anzufangen, nöthig hatte. Hierauf gieng ich mit einem Fahrzeug nach Koromandel und von dort nach Batavia. Meine Frau freute sich herzlich als sie mich wieder in ihren Armen sah; denn schon hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ich mit allen meinen Leuten umgekommen sei. Bei meiner Zurückkunft hatt' ich den Schmerz, meine zwei Kinder nicht wieder zu finden; indem das eine an den Blattern, das andere aber an der Auszehrung gestorben war, worein ich eine geraume Zeit vorher auch schon das Zutrauen verlohren hatte. Auch meine Frau ward bald darauf krank und da ein Stümper von Arzt sie auf eine ganz andre Krankheit kurirte, als sie hatte, so

ward sie bald so schlecht, daß ich alle Hofnung zur Genesung aufzugeben genöthigt ward. Es ist unmöglich zu beschreiben, wieviel ich dabei empfand, als ich auch diejenige verlieren sollte, die ich über alles liebte, und um derentwillen das Leben nur allein für mich noch Reize hatte. Ich kam nicht von ihrem Bette und bat Gott tausendmal mich doch zugleich mit ihr von allen Sorgen und Widerwärtigkeiten der Erde zu befreien. Als ihre Augen schon gebrochen waren, suchte sie mich noch einmal damit, heftete sie starr auf mich, nachdem sie mich gefunden hatte, bewegte die sterbende Lippe, um mir ihr letztes Lebewohl zuzulammlen und einige Thränen rollten über ihre erblaßte Wange. Sie hatte noch eben so viele Kraft um ihre gefalteten Hände zu öffnen; ich schlug daher die Meinigen hinein, küßte ihren erstarrten Mund und fieng so den letzten Hauch ihres Odems auf. Denn kaum noch hatt' ich ihre Lippen berührt, als sie ihr Auge schloß und auf immer in dieser Welt für mich verloren war. Starr und sinnlos sank ich vom Bett zurück und es vergieng eine geraume Zeit, bevor ich meiner wieder mächtig ward.

Zwar thaten meine Freunde alles um mich zu trösten, allein kein Trost war stark genug um lindernden Balsam in meine Wunden zu träufeln. Mit Gewalt riß man mich von dem entseelten Leichnam, den ich einmal über das andere in meine Arme schloß, und brachte mich in ein anderes Zimmer, um den Gegenstand meines Schmerzes nicht mehr vor Augen zu haben. Allmählig erhohlt' ich mich nun wieder, so daß ich an die Bestattung meiner entschlummerten Gattin denken konnte. Diese gieng auch am folgenden Abend vor sich, und ich suchte auch hier zu beweisen, wie lieb mir die Vollendete gewesen war. Vom Gedanken des künftigen Wiedersehens getröstet, wandt' ich von ihrem Grabe zurück, nachdem ich es mit einem Strome von Thränen genetzt, und dem ihm anvertrauten Staube himmlische Ruhe bis zum großen Tage des allgemeinen Erwachens erflehet hatte.

Hatte das Glück mir schon bei Lebzeiten meiner redlichen Gattin den Rücken zugekehrt, so verließ es nun mich gänzlich. Ich dachte daher mit allem Ernst darauf, nach Europa zurückzukehren, zumal da ich Nachricht vom Tode meiner Eltern und anderes

naher Anverwandten und von einigen Erbschaften erhielt, die mir dadurch zugefallen waren. Ich begab mich daher zu meinen Gläubigern und bat sie, alle meine liegende Gründe verkaufen zu lassen und sich davon bezahlt zu machen, weil ich Willens sei, nach Europa zurückzukehren. Und sollte ja das herauskommende Geld nicht zureichen, so versprach ich das Uebrige an ihre Korrespondenten in Europa zu bezahlen. Allein da ihnen meine Rechtschaffenheit und die gewissenhafte Verwaltung meiner Posten hinlänglich bekannt war, so wollte man sich ungern von mir trennen, und bot mir daher neuen Vorschuß von Gelde an, um von neuem mein Glück zu versuchen. Doch mein Entschluß war einmal zu fest gefaßt, als daß ich wieder davon abgegangen wäre. Ich nahm daher die wenigen Juwelen meiner verstorbenen Frau, und das noch übrige Silberzeug nebst meiner Kleidung, zusammengenommen gegen fünf tausend Thaler an Werth, und begab mich damit an Bord eines englischen Schiffes. Vorher aber übergab ich einem meiner Gläubiger das Inventarium meiner sämtlichen Nachlassenschaft samt dem Verzeichniß mei-

ner

der Schulden, und bevollmächtigte ihn, alles zu verkaufen, und mich alsdann zu benachrichtigen, wie weit die daraus gelößten Summen zur Tilgung der Schulden zugereicht hätten oder nicht, um alsdann in Europa meine Maaßregeln darnach ergreifen zu können.

Ein und dreißigster Brief.

Der Verfaſſer kehrt unter tauſendfachen Unannehmlichkeiten in ſein Vaterland zurück.

So verließ ich denn ein Land, wo zuletzt ſich alle Widerwärtigkeiten gegen mich zu vereinen ſchienen, um nach einem andern zurückzukehren, in dem ich nicht minder der Ball des Schickſals geweſen war. Doch ich war auch nach meiner Rückkehr nicht beſtimmt, daſelbſt ruhigere und frohere Tage zu genießen. Schon meine Reiſe war das Vorſpiel davon. Der Schiffskapitain und die Steuerleute des Schiffs, worauf ich fuhr, hatten auf Batavia nicht

hinlänglich für Provision gesorgt, und auch ihr Segelwerk nicht in den gehörigen Stand gesetzt. Daher kam es, daß beim geringsten Winde unsre Thaue Schaden litten, und in kurzem ein so grosser Mangel an trinkbarem Wasser entstand, daß man zum Weine seine Zuflucht nehmen mußte. Daraus so wohl als aus mehreren andern nachtheiligen Ereignissen entstanden Krankheiten, die sehr viele dahinrafften, und auch mich an den Rand des Grabes brachten. Die Matrosen wurden bald sämtlich aufgerieben, so daß die Steuerleute Hand ans Ruder legen mußten. Allein in kurzem fanden diese die Arbeit zu beschwerlich und weigerten sich daher, sie länger zu verrichten. Der Kapitain sah sich daher genöthigt, die schwarzen an Bord befindlichen Soldaten durch große Versprechungen dahin zu vermögen, daß sie das Ruder in die Hand nahmen. Die Steuerleute mußten dann wechselsweis dabei stehen, und ihnen sagen, ob sie rechts oder links drehen sollten, eine Pflicht, die sie allenfals bei Tage erfüllten, des Nachts aber gar oft versäumten. Daher kam es denn, daß wir in kurzer Zeit nicht wußten, auf welcher Seite von

Ceylon wir uns befanden und daß wir immer in Gefahr waren, auf Sandbänke zu ſtoßen und mit allen Habſeligkeiten zu Grunde zu gehen. Zwei Monate waren bereits auf dieſer Reiſe verfloſſen, ohne daß wir Land entdeckten. Endlich erblickten wir ein moriſch Schiff, das wir durch Abfeurung einiger Kanonen zwangen, die Segel zu ſtreichen und uns etwas friſches Waſſer und Lebensmittel abzulaſſen. Zugleich erfuhren wir hier auch, welchen Weg wir nehmen mußten, um Viſigapatnam zu erreichen. Nach drei Tagen erblickten wir endlich Land, allein die Kräfte unſrer Mannſchaft waren ſo ſehr erſchöpft, daß wir nicht einmal heranfahren konnten. Wir ſchickten daher ein Boot nach Viſigapatnam, worin wir um Fahrzeug und Mannſchaft baten, um uns zu buchſiren. Allein das Boot ſchlug unweit des Landes wegen der ſtarken Brändung um, und alle darauf befindlichen Leute ertranken. Nur die Briefe wurden auf eine wunderbare Art erhalten und von den Wellen ans Land geworfen. Hier fand ſie den Tag darauf ein Fiſcher, eröffnete das Paket, und da er ſahe was es war, trug er ſie in ein nahegelegenes muhame-

daniſches Dorf, von wo ſie richtig nach Viſigapatnam geliefert wurden. Mit Schmerzen hielten wir indeſſen an der Küſte und erwarteten Hülfe. Allein da wir uns ganzer ſechs Tage vergebens danach geſehnt hatten, ſchwamm endlich der Oberſteuermann mit einem Officier ans Land, um uns wenigſtens einige Erfriſchung zu beſorgen. Allein ſtatt deſſen giengen ſie gerade nach Viſigapatnam, von woher ſie bald darauf mit vier Fahrzeugen und Mannſchaft zurückkamen, und uns zu aller Freude glücklich in den Hafen brachten. Ich aber war ſo ſchwach, daß man mich aus dem Schiffe tragen mußte. Alle Officiere begaben ſich hierauf zum Gouverneur, und auch mich trug man dahin. Ich kann nicht ſagen, mit welcher Höflichkeit ich hier empfangen ward. Der Gouverneur bot mir ſo gleich ein ledig ſtehendes Gartenhaus an und ſandte mir täglich zweimal von ſeiner Tafel zu eſſen, bis ich wieder hergeſtellt war. Bei dem allen kam es mir hier ſehr hoch zu ſtehn; denn ich mußte ſechs Monate daſelbſt zubringen, ohne Gelegenheit zu finden, zu Schiffe nach Madreß zu gehen. Endlich fand ich ein Fahrzeug, das ſehr

ſtark beladen war. Ich ſchiffte mich daher ein: allein ſo viel ich bezahlen mußte, ſo hatte ich doch kaum ſo viel Platz, daß ich bequem liegen oder ſitzen konnte. Indeß ward dieſe Unbequemlichkeit durch die gute Harmonie vergütet, die unter den Paſſagieren des Schiffes herrſchte. Der ſchwarze Steuermann hätte jedoch uns bald nach Ceylon gebracht, wo eben ein Krieg war, und wo wir in die Sklaverei gerathen wären, wenn wir nicht ein engliſches Kriegsſchiff, das von Madraß kam, durch Zeichen zu uns gebracht und die Gefahr erfahren hätten. Der fremde Steuermann zeigte uns auf einem Kompaß, welche Richtung wir nehmen müßten, und um allem Unheil vorzubauen, ſahen wir uns genöthigt, wechſelsweis beim Kompaß Wache zu halten. Nachdem ich ſo abermals einen Monat auf dem Waſſer zugebracht hatte, kam ich endlich nach Madraß. Die ganze Reiſe von Batavia hieher hatte alſo neun Monat gedauert und mir nicht wenig Geld gekoſtet. Auch waren mir unterwegs zwei Kiſten erbrochen und einige hundert Bouteillen verſchiedener Sorten von Wein und andere Sachen mehr geſtohlen worden.

Es fehlte damals zu Madraß an einer öffentlichen Auberge; daher sah ich mich genöthigt, so lang ein Häuschen zu miethen, bis wieder Schiffe nach Europa giengen; denn die Flotte, auf welche ich mir Hofnung gemacht hatte, war schon abgesegelt. Noch hatte ich dies Haus nicht lang bezogen, als ich abermals geplündert ward. Meine Sklaven nämlich hatten sich einst, als ich abwesend war, die Gelegenheit zu Nuze gemacht, mir einen Koffer zu erbrechen, herauszunehmen, was ihnen angestanden hatte und davon zu gehn. Ich erschrack nicht wenig, als ich bei meiner Zurückkunft sahe, was geschehen war, zumal da meine Sachen durch mancherlei Unglücksfälle schon so sehr geschmolzen waren. Doch schenkte mir ein besonderer Zufall bald darauf das wieder, was ich hier eingebüßt hatte. Dicht neben meinem Hause wohnte ein alter Armenier, der sich alle Abend vor seine Thür zu sezen pflegte und von seinen Landsleuten mit vieler Ehrerbietung begegnet wurde. Besuche aber hatte er nur dann, wenn jemand kam, sich einen Rath zu erbitten, oder wenn Streitigkeiten vorgefallen waren, die

er ſchlichten ſollte. Seine ganze Bedienung beſtand in einem kleinen Knaben, der bei Tage ab und zu gieng, des Nachts aber nicht bei ihm blieb. Mehrere Tage hindurch war mir dieſer Alte nicht zu Geſicht gekommen; ich vermuthete daher, daß er krank ſein müſſe und beſuchte ihn. Meine Vermuthung war nicht ohne Grund geweſen. Ich ſandte ihm alſo täglich von meinem Tiſch gute Suppen und allerlei Erquickungen, wovon ich glaubte, daß ſie ihm dienlich wären. Nach acht Tagen ließ er mich zu ſich rufen und ſagte: „Sie ſind ein Fremder und haben ſich ſo liebreich gegen mich bewieſen; wie ſoll ich Ihnen dies verdanken? In wenig Stunden werde ich nicht mehr ſein; erlauben Sie mir daher vor meinem Tode, noch die Freude, mich erkenntlich beweiſen zu dürfen.“ Bei dieſen Worten zog er einige Goldſtangen aus ſeinem Bett hervor und gab ſie mir. So ſehr ich mich Anfangs ſträubte, ſie anzunehmen, ſo ließ er doch nicht ehe nach, als bis er die Wünſche ſeines dankbaren Herzens befriedigt ſah. Er ſtarb bald darauf und ich verließ, ſo lang er lebte, ihn nun nicht mehr.

Nichts schien mir trauriger, als nackt und bloß in mein Vaterland zurückkehren zu müssen. Da nun ein benachbarter Nabob so eben in einen Krieg verwickelt war, und mehrere europäische Officiere in Dienste hatte, so entschloß ich mich so lang Soldat zu werden, bis ich mir eine gute Börse gesammelt, und mit Bequemlichkeit nach Europa zurückzukehren Gelegenheit hätte. Ich meldete mich auch in der That und ward als Befehlshaber über tausend Mann mit einem sehr guten Gehalt angestellt. Hätte das Glück mir nun wohl gewollt, so wär' es mir leicht geworden, mir hier in kurzer Zeit einige tausend Thaler zu sammlen. Allein kaum waren wir ausmarschirt, so erhielten wir Befehl umzukehren, weil die streitenden Partheien sich durch Vermittelung der Engländer verglichen hatten. Ein großer Theil der Armee des Nabobs erhielt daher seinen Abschied und auch mich traf, nach Vergütung meiner Kosten, dasselbe Loos.

Nachdem ich mich hierauf noch einige Zeit zu Madraß aufgehalten hatte, begab ich mich, weil ich keines europäischen Schiffes habhaft

werden konnte, zu Lande nach dem däniſchen Fort Trankebar. Dieſe Reiſe war wegen der wilden Thiere, die mit Trommeln und Hörnern verſcheucht werden müſſen, ſehr gefährlich. Dennoch gelangt' ich glücklich an, und begab mich ſo gleich nach meiner Ankunft ſelbſt zum Gouverneur des Forts. So höflich ich hier auch dem Scheine nach aufgenommen wurde, ſo merkt' ich doch nur gar zu gut, daß es nichts, als Verſtellung war. Ich zeigte ihm meine aus Europa empfangenen Briefe und meinen Abſchied als Lieutenant in holländiſchen Dienſten und bat ihn, mich doch mit dem auf der Rhede liegenden däniſchen Schiffe, das über Schina nach Europa gehen ſollte, dahin mitzunehmen. Allein ſo dringend ich auch bat, ſo erhielt ich dennoch unter allerlei Vorwand abſchlägige Antwort, bis endlich der Schiffskapitain ſich noch bewegen ließ, mich bis nach Schina mitzunehmen. Dadurch mußte ich nun freilich an tauſend Meilen wieder nach Indien zurückkehren; allein was ſollt' ich machen, um nach Europa zu kommen, da ich das Geld nicht übrig hatte, mich hier noch länger aufzuhalten? In Schina wußt'

ich gewiß, daß ich Schiffe von verschiedenen Nazionen finden würde, worauf ich in mein Vaterland zurückkehren könnte; ich sah mich daher gezwungen, aus der Noth eine Tugend zu machen. Nach einem monatlichen Aufenthalt verließ ich also mit dem dänischen Schiffe Trankebar; allein Gott weiß es, wie viel ich während der Reise unter meinen Landsleuten zu dulden hatte. Meinen Schlafplatz mußt' ich des Nachts suchen, wo ich ihn finden konnte, und ich war sehr zufrieden, wenn ich den Eßtisch dazu wählen durfte. Kurz meine Sklaven hatten sich nie so kläglich beholfen, als ich mich jetzt behelfen mußte. Man wußte, daß ich nicht reich und ein Edelmann war, und daher ließ man mich all den Groll empfinden, den man gegen meinen Stand im Herzen hatte. Bei allen Nazionen hatt' ich mich beliebt machen können, allein bei meinen Landsleuten war dies mir unmöglich; ja ich mußte mir nicht selten einen Landläufer und dergleichen feine Titel mehr gefallen lassen, ohne ein Wort dagegen wagen zu dürfen. Ohngefähr drei Wochen, ehe wir in China ankamen, bracht' ichs durch Geschenke beim Schiffskapitain dahin, daß

er mir erlaubte, mich des Nachts in eine Ecke seiner Kammer auf die bloße Erde zu betten, wo ich mich beim Schwanken des Schiffs an einen großen Lehnstuhl halten konnte, der neben meinem Schlafplatz stand.

So kam ich unter tausenderlei Unannehmlichkeiten und Beschwerden denn endlich in Schina an. Hier, glaubt' ich nun, würd' es besser gehn; denn ich hatte gehört, daß ein dänischer Großer, der mir die Nachricht von dem mir zugefallenen Legat im Namen eines Mutterbruders nach Batavia geschickt hatte, sich daselbst aufhalte und viel vermöge. Ich glaubte daher, daß wenn er mir auch nicht dazu verhälfe, daß ich mit einem dänischen Schiffe nach Europa gehen könnte, er mir doch wenigstens so viel Geld oder Kredit verschaffen würde, um auf ein andres Schiff aufgenommen zu werden; allein wie sehr betrog ich mich! Das Erste, was ich that, als wir ans Land gestiegen waren, war, daß ich zu ihm gieng, um ihm meine Aufwartung zu machen und mich seiner Vorsorge zu empfehlen. Er überhäufte mich mit Komplimenten und versprach mir mehr, als ich von ihm verlangte,

Allein der erſte Beweis ſeiner wahren Geſinnung gegen mich war, daß er mir ein Loch im hintern Theile ſeines Hauſes zum Wohnzimmer anweiſen ließ, mit der Entſchuldigung, daß er kein beſſeres habe, ungeachtet ich nur zu ſehr vom Gegentheil überzeugt war. Auch bei Tiſche bewies er die Freundſchaft und Achtung nicht, die er in ſeinen Reden gegen mich immer auf der Zunge trug, ſondern ließ mich am Ende der Tafel ſitzen, und ſprach in anderer Gegenwart faſt kein Wort mit mir. So giengen mehrere Wochen hin, ohne daß ich, meinem Geſuch gemäß, Beſcheid erhielt, ob ich mit dem Schiffe, worauf ich gekommen war, weiter reiſen könne, oder nicht. Ich wandte mich hierauf an einen engliſchen Kapitain und hätte ihn bereits dahin geſtimmt, daß er mich mitnehmen wollte, als mein vorgeblicher Gönner es ihm wieder leid machte. Ein franzöſiſches Schiff wollte für ein Weniges meinen Wunſch erfüllen, allein keiner meiner Landsleute hatte Luſt, mir ſo viel an Gelde vorzuſchießen, als ich nöthig hatte, wie wohl ich mich erbot, ihnen ein Pfand zurückzulaſſen; indem ich noch mit einigen Diamanten und andern Koſt-

barkeiten verſehen war. Bis vier Tage vor der Abreiſe unſers Schiffs blieb ich in Ungewißheit, wo ſich endlich derſelbe Kapitain, mit welchem ich von Trankebar gekommen war, für ein verſprochenes Geſchenk von dreihundert Reichsthalern, entſchloß, mich mitzunehmen. Doch weigerte er ſich, ein kleines Kiſtchen mit Porcelän, das ich zum Geſchenk für meine Familie beſtimmt hatte, mit einzuladen. Ich ward daher genöthigt es auf ein ſchwediſches Schiff zu geben, wo es ein ſchwediſcher Doktor nach ſich nahm, der es mir, gegen das Geſchenk eines ſehr ſchönen Affen, nach ſeiner Ankunft zu überſchicken verſprach, mich aber noch immer darauf hoffen läßt. Ein menſchenfreundlicher Paſſagier, der mit eben dem Schiff von Trankebar nach Europa gieng, half mir mit fünfhundert Reichsthalern, um mich zur Reiſe zu equipiren, und andere Ausgaben daron zu beſtreiten. Gern behalf ich mich auch jetzt ſo knapp auf dem Schiff als vorher, und dankte Gott, daß man mich nur mitgenommen hatte, ſo ſehr ſehnt' ich mich in mein Vaterland zurück.

Zwei und dreißigster Brief.

Der Verfasser kommt in sein Vaterland zurück, wo er bei näherer Erkundigung findet, daß die gethane Erbschaft so groß nicht ist, als er hoffte. Er erhält Hofnung zur Versorgung, doch sieht er sie nicht erfüllt, geräth in Schulden und wird in Verhaft genommen.

Nach einer abermaligen Reise von sechs Monaten kam ich den vierzehnten Julius 1764 zu Koppenhagen glücklich und wohlbehalten an. Ich logirte mich hierauf in ein gutes Haus und erkundigte mich nach meiner Mutter Bruder, der mir nach Schina geschrieben hatte. Auf die Nachricht, daß er acht Meilen von Koppenhagen wohne, nahm ich so gleich einen Wagen und fuhr dahin. Allein statt seiner fand ich seine zwei und siebzigjährige Gemahlin, die sich herzlich freute, mich bei sich zu sehn. Mein Onkel, der in der Nähe war, ward sogleich gerufen und dieser ehrwürdige

Greis weinte Freudenthränen, da er mich in seine Arme schloß. Als wir uns darauf fürs Erste etwas satt gesprochen hatten, so bat ich ihn, mit nach Koppenhagen zu reisen, wo wir uns weiter unterhalten konnten. Er weigerte sich; allein da ich sahe, woran es bei ihm lag, so sagt' ich ihm, er möchte sich nur um nichts bekümmern, es sei alles meine Sorge. Er könne sich allenfalls im Nachtzeug zu mir setzen; denn wenn er nicht wolle, so brauche er sich vor Niemand in Koppenhagen sehen zu lassen. Nach dieser Versicherung nahm er mein Anerbieten an, und ich fühlte mich glücklich, doch noch so viel zu besitzen, um diesen würdigen Leuten einigermaßen in ihrer Dürftigkeit zu Hülfe kommen zu können. Von meiner Erbschaft wußte mir mein Onkel nichts Bestimmtes zu sagen, indessen glaubt' ich doch, sie würde nicht ganz unbeträchtlich sein, und nahm mir schon vor, nachdem ich sie in Empfang genommen hätte, eine Reise nach Westindien zu machen, um dort mein Glücke zu versuchen. Da ich wußte, daß es der Welt Lauf sei, nur den zu achten, der Ansehn und Vermögen hat, so gering auch sonst seine eigenthümlichen

Verdienste sein mögen, so bemüht' ich mich, wenigstens die Leute in Zweifel zu erhalten, ob ich Geld hätte oder nicht, und ihnen zu zeigen, daß ich nicht so ganz verlassen wäre. Mein Vermögen bestand auch in der That, wenn ich die mitgebrachten Waaren, Diamanten, Perlen und andere Kostbarkeiten nur geringe anschlage, an vier tausend Thaler. Ich suchte daher schon, eh ich das Schiff verließ, meine Juwelen verstohlnerweise sehen zu lassen. Da nun keiner dergleichen bei mir vermuthete, so staunte man nicht wenig, als man mich im Besitz eines solchen Schatzes sahe. Nun entschuldigte sich der Kapitain, daß er keinen bessern Platz auf dem Schiff gehabt habe, um ihn mir anzubieten. „Das lassen Sie itzt nur gut sein, war meine Antwort, wenn Sie mich einst als Gouverneur von Trankebar oder Nikomar zurückfahren, so wird man schon besser für mich sorgen.“ Bei diesen Worten riß er die Augen nicht wenig auf, und ob ich dies gleich hier nur im Spotte sagte, so gieng mir doch damals so etwas davon im Kopf herum.

Bei näherer Erkundigung nach meiner Erbschaft fand ich, daß diese nicht viel über drei tausend Thaler betrug, wozu noch fünf hundert Thaler Zinsen kamen, die sich bis jetzt gesammelt hatten. Zum Unglück aber durft' ich das Kapital nicht heben; denn es sollte nach meinem Tode wieder an die Familie zurückfallen. Ich war also durch die ganze Erbschaft fast um nichts gebessert, so sehr ich auch der vielen Ausgaben wegen, womit eine so weite Reise verbunden war, darauf gerechnet hatte. Allein was sollt' ich machen? Ich mußte zufrieden sein und mir Mühe geben, vielleicht auf eine andre Art mein Glück zu machen. Ich ließ mich daher am Hofe vorstellen und ward sehr gnädig aufgenommen. Auch die Ministers und Direktoren der Kompagnie behandelten mich sehr höflich und entschuldigten sich, daß ich so viele Unannehmlichkeiten auf der Reise hätte erdulden müssen. Selbst der Schiffskapitain kam zu mir gefahren und machte mir tausend Komplimente, wovon er auf der ganzen Reise nichts wußte. Ich wollt' ihm itzt die versprochenen drei hundert Reichsthaler auszahlen, durch deren Versprechung ich ihn in China vermocht hatte, mich

mitzunehmen; allein er nahm nichts weiter an, als zwei hundert Thaler und eine Garnitur goldener Nachtkamisolknöpfe, und brachte mich nachher in den Ruf eines wohlhabenden aber wirthschaftlichen Mannes.

Da ich nun sahe, wie man am Hofe gegen mich gesinnt war, so hielt ich bald darauf um eine Versorgung an, von der ich glaubte, daß man sie mir nicht verweigern würde. Allein ich merkte nur zu bald, daß es schwer werden würde, in meinem Vaterlande einen Posten zu erhalten, daher bat ich bei vorfallender Gelegenheit als Gouverneur nach Trankebar gehen zu dürfen. Ich hatte verschiedentlich, so wohl bei Hofe, als bei den Vorstehern der Kompagnie, Beweise meiner Kenntnisse in indischen Handelsangelegenheiten gegeben, man trug daher kein Bedenken, mir diese Stelle zu versprechen und deshalb die gehörige Abrede mit mir zu nehmen. Von nun an war ich vergnügt, weil ich glaubte, daß es mir nun nicht fehlen könne. Ich besuchte daher fleißig den Hof und nahm an allen Feierlichkeiten daselbst Antheil. Die Vermählung einer Prinzessin und des Königs

selbst erfoderte sehr vielen Aufwand, und ich als künftiger Gouverneur von Trankebar wollte doch nicht gern allen nachstehen; daher kam es, daß ich mehr ausgab, als meine Umstände es verstatteten. Noch ein andrer Grund, der mich verleitete, minder sparsam mit meinem Gelde umzugehn, war das Versprechen eines Onkels in Holstein, der sehr reich und hoch in Jahren war, daß ich, als der lezte seiner Brüderkinder, ihn einst beerben sollte. Die Hofnung, daß er Wort halten würde, hinderte mich auch noch auf eine andere Art, mein Glück zu machen. Es befand sich nämlich damals eine verwittwete Obristin, eine Favoritin der Königin Mutter, zu Koppenhagen, die jung und schön und nicht ohne eigenes Vermögen war. Wer diese heirathete, der war auf Lebenslang geborgen; denn er hatte gewiß eine der ansehnlichsten Bedienungen zu erwarten. Ich hatte die herrlichste Gelegenheit, diese Parthie zu thun, allein da die Dame nicht von Adel war, so drohete mein Onkel mich zu enterben, wenn ich mich zu einer Verbindung mit ihr verstände. Um ihn nun bei Gutem zu erhalten, that ich auf diese glänzende Parthie

Verzicht, und verließ sogar Koppenhagen. Allein wie vergalt er mir dieses bald darauf? Ein gewisses Haus in unsrer Familie, das darauf ausgieng, alles an sich zu reißen, sucht' ihn zu bereden, mich zu enterben und mir nur ein Legat von hundert und zwenzig Thalern zukommen zu lassen. Er war schwach genug, jenen Habsüchtigen zu willfahren und sich weder seines Versprechens, noch dessen zu erinnern, was ich ihm aufgeopfert hatte.

So ward mir denn abermals eine Aussicht auf bessere Tage verschlossen, die ich so nahe vor mir sah, und von der ich mir so viel Süßes träumte. Doch blieb mir noch die Hofnung, vielleicht nun bald als Gouverneur nach Trankebar zu gehen und da meinen zerrütteten Vermögensumständen wieder aufhelfen zu können. Diese Hofnung wuchs um so mehr, da der Gemahl von einer meiner Halbschwestern, ein reicher und angesehener Mann, auf die dänischasiatische Kompagnie viel Einfluß hatte, und diesen zu meinen Besten zu nutzen suchte. Allein leider hatt' ich mehr Kenntniß der ostindischen Handlung verrathen, als den Herrn

Direktoren lieb war; denn sie wünschten lieber einen unwissenden und gefälligen Mann zum Gouverneur zu haben, als einen solchen der in Stande war, ihnen in die Karte zu sehn. Endlich starb auch mein Schwager und dadurch verlor ich vollends alle Stützen meiner so lang unterhaltenen Hofnung. Ich ward daher von einer Zeit zur andern mit leeren Versprechen hingehalten, bis es hieß, der alte Gouverneur gehe noch nicht ab, und ich gar nicht mehr vorgelassen wurde.

Durch alle bisher genannten Vorfälle gerieth ich also abermals in die traurigste Lage, die sich denken läßt. Mich drückte eine Schuldenlast von tausend Thalern, ohne daß ich Wege vor mir sahe, wie ich mich davon befreien sollte. Jeden Augenblick war ich in Gefahr überfallen und in Verhaft genommen zu werden, was sollt' ich thun, um mich dagegen in Sicherheit zu stellen? Ich that was ich konnte, nämlich ich bezahlte, so viel mir möglich war, und begab mich in aller Stille nach Altona, wo ich als Privatperson und bei möglichster Einschränkung mit etwas wenigem über hundert Thaler auszukommen dachte. Ich logirte

mich unter einem fremden Namen bei einem Bürger ein, und wohnte drei Monate daſelbſt ohne öfter, als zweimal von meinem Zimmer zu kommen. Ich hatte eine Viertelſtunde von hier in Hamburg einen Vaterbruder wohnen, der Kammerherr und ſehr bemittelt war. Dieſer hatte meinen jetzigen Aufenthalt erfahren, damit er nun keine Urſach hätte, ſich zu beſchweren, daß ich, als ein ſo naher Anverwandter, nicht einmal zu ihm käme, ſo ließ ich mich einſt bei ihm melden. Allein er nahm meinen Beſuch nicht an, und wenn ich in der Folge zu Hamburg vor ſeiner Thür vorübergieng, ſo fuhr man vom Fenſter zurück, als ob ich ein Schreckbild geweſen wäre.

Ich hatte bereits drei Monat, auf dieſen einſiedleriſchen Fuß gelebt, als ich eines Morgens durch die Gerichtsdiener aus dem Bette geholt und bei hellem Tage nach dem Rathhauſe fortgezogen wurde. Ein Kaufmann nämlich, dem ich in Koppenhagen ſechs hundert Thaler ſchuldig geblieben war, hatte mich ausgekundſchaftet und um meine Verhaftnehmung angeſucht. Dabei hatte mein treflicher Onkel zu Hamburg, der mich ſo

gern in ein völliges Nichts verwandelt hätte, die Hauptrolle gespielt, und alles dazu beigetragen, die Absichten des Kaufmanns zu befördern. Alle meine Sachen wurden mir weggenommen, und nach eigenem Gefallen angerechnet. Doch hiemit war man noch nicht zufrieden, man nöthigte mich auch eine Assignazion auf meine jährlichen Interessen zu geben, und nahm mir dadurch alles, was mir zur Fristung meines Lebens noch übrig war. Auf Zureden des Burgermeisters aber erhielt ich endlich meine Sachen wieder, woraus ich doch zur Zeit der Noth noch etwas lösen konnte. Außerdem hatte auch mein treuer Bedienter, Namens Ulrich, den ich aus Koppenhagen mit hieher genommen hatte, und der sich mit der bloßen Kost in meinem Dienst begnügte, beim Ueberfall der Gerichtsdiener einen Koffer mit meinen besten Sachen und funfzig Dukaten baaren Geldes auf den Boden gerettet, so daß ich nach dem Verlust meiner jährlichen Einkünfte, doch noch etwas übrig hatte, woran ich mich halten konnte.

Nach dieser in Altona öffentlich erlittenen Beschimpfung fand ichs nicht für gut, mich

noch länger hier aufzuhalten. Ich hatte vor ohngefähr einem Monat in Hamburg einen Buchhändler kennen gelernt, von dem ich mir Bücher lieh, und der mir ein sehr braver und rechtschaffener Mann zu sein schien. Dieser bot mir ein sehr wohlfeiles Logis in seinem Hause an, und da ich ihn selber vor kurzem erst dadurch aus einer Noth gerissen hatte, daß ich ihm einige Kostbarkeiten zu versetzen gab, so trug ich itzt kein Bedenken, sein Anerbieten anzunehmen, und zu ihm zu ziehn. Als ich nun bereits eine Zeitlang bei ihm gewohnt und an seinem Tisch gegessen hatte, klagt' er mir eines Tages, daß es ihm noch an drei hundert Thalern fehle, um zur Messe zu gehn. Er war ein Ausländer und hatte daher, weil er noch nicht lang in Hamburg ansäßig war, noch keinen Kredit. Ich fühlte Mitleid, und da ich einmal dazu gebohren zu sein scheine, andern zu helfen, um mich selber aufzuopfern; so stellt' ich in meinem Namen für ihn einen Wechsel an einen dasigen Kaufmann aus, wodurch er die benöthigte Summe erhielt und so aus aller Noth gerissen ward. Allein schändlich hat er mir in der Folge dafür gelohnt.

Mit der größten Sorg' und Mühe konnt' ich ihn kaum dazu vermögen, mit dem Kaufmann einen Akkord einzugehn, und da ich deshalb ſehr ſtark in ihn zu dringen genöthigt ward, war ſchändliche Verleumdung und boshafte Nachrede der Lohn, den ich für meine menſchenfreundlichen Geſinnungen davon trug.

Ein jeder der ſich meinen jetzigen Zuſtand nach ſeinem ganzen Elend vorſtellt, wird ſich wundern, daß ich ihm nicht unterlegen bin. Ich ward auch endlich in der That ein Opfer meines traurigen Schickſals, das ſich verſchworen zu haben ſchien, mich völlig zu Boden zu werfen. Ein hitziges Fieber ſtreckte mich hart aufs Krankenbett und man verzweifelte an meiner Geneſung. Der Buchhändler bei dem ich wohnte, war beſorgt, mich begraben laſſen zu müſſen, wenn ich bei ihm ſtürbe; er gieng daher zu meinem Onkel, dem Kammerherrn in Hamburg, um ihm meine Krankheit bekannt zu machen. Allein die Antwort deſſelben war: er bekümmre ſich nicht um mich, ich möchte leben oder ſterben. Hab' er mich ins Haus genommen, ſo mög' er nun auch ſehen, wo er mit

mir bliebe. Es ward ohne mein Wissen an mehrere meiner Freunde geschrieben, aber alle sagten sich von mir los und überließen mich meinem Schicksal. Der einzige, der aller Dürftigkeit ungeachtet mich nicht verließ, war mein treuer Ulrich. Er wachte Tag und Nacht bei mir und sann stets auf Mittel meinen Zustand zu verbessern. Mit Freuden gab er mir alles, was er hatte, ohne vorauszusehn, daß ich je in den Stand kommen würde, ihm etwas wieder zu geben. Ja er scheute keine Mühe, wo er nur konnte, anderer Mitleid für mich rege zu machen, so daß mir ein Kaufmann einst einen Haufen Sachen auf mein Zimmer sandte, die ich aus Noth hatte versetzen müssen, und die er, durch Ulrich für mich eingenommen, eingelöst hatte.

Drei und dreißigſter Brief.

Der Verfaſſer wird zu Ratzeburg abermals in Verhaft genommen, und hat daſſelbe Schickſal bald darauf auch in Lauenburg und Hannover, an welchem letzten Ort er Freunde ſeiner Jugend wiederfindet. Nach langen vergeblichen Bemühungen, auf einen Poſten angeſtellt zu werden, erhält er zu Braunſchweig eine wenig einträgliche Bedienung.

Da ich ſahe daß auch in Hamburg ſich keine froheren Ausſichten für mich eröffnen wollten, ſo macht ich zu Gelde, was ich konnte, und entfernte mich, um wo anders meinen Unterhalt zu ſuchen. Ich begab mich daher nach Lübeck, wo ich einen Vetter hatte, dem ich noch die meiſte Menſchenliebe und Theilnehmung an meinem Schickſale zutraute. Meine Abſicht war nicht, ihn um thätige Unterſtützung anzugehn, denn dazu konnt' ich mich nie entſchließen, ſondern ihn blos um Rath zu fragen, wohin ich mich wohl am beſten wenden

könnte, um meinen Unterhalt zu finden. Ich ließ mich bei ihm melden, allein um mir auch nicht eine Mahlzeit Brod geben zu dürfen, erhielt ich von ihm zur Antwort, daß er mit seiner Frau bereits auf viele Tage, so wohl auf dem Lande, als in der Stadt, versprochen wäre, und daß er mich daher nicht bei sich sehen könnte. Jedoch kam er hernach selber zu mir, bezeugte mir mit vielen Worten sein Leidwesen über meine traurige Lage und hielt fürs beste, daß ich mein Vaterland wieder verlassen und mich in auswärtige Dienste begeben möchte. Ich fiel daher anfangs darauf, nach Rußland zu gehn; allein da nicht gleich Schiffe vorhanden waren, womit ich abfahren konnte, und ein längerer Aufenthalt zu Lübeck mir zu kostbar schien, so war ich genöthigt diesen Gedanken wieder aufzugeben. Der wichtigste Grund indessen, der mich von dieser Idee zurückbrachte, war das schlechte Betragen zweier meiner Vettern am russischen Hofe, wodurch sie sich daselbst so verhaßt gemacht hatten, daß auch mir ich keine gute Aufnahme versprechen konnte. Ich entschloß mich daher, so lang irgendwo auf's Land bei einem

Prediger in die Koſt zu gehen, bis ſich etwas für mich finden würde. In dieſer Abſicht verließ ich Lübeck und reiſte über Ratzeburg. Hier kam ich des Mittags an und war Willens am Abend wieder wegzureiſen. Allein ich ſollte hier erſt noch einen abermaligen Schlag meines feindlichen Schickſals erfahren, eh ich weiter gieng. Ein Jude zu Hamburg hatte mir für ungeheure Zinſen ein Kapital von zwei hundert Thalern geliehen, die ich ihm in beſſerer Lage wiederbezahlen ſollte. Dieſer nun kam mir, auf die Nachricht, daß ich Hamburg verlaſſen hätte, nach, ließ mich in Verhaft nehmen und ſich aller meiner Sachen, die ich bei mir hatte, bemächtigen. Zum Glücke rettete mein treuer Ulrich noch etwas weniges von meinem Zeuge, und ich ſelbſt erhielt mir dreißig Dukaten, die ich bei mir hatte, dadurch, daß ich ſie beim erſten Lermen, welches die Ankunft der Gerichtsdiener verurſachte, in eine Kanne warf, die halb voll Kaffee war. Ich ward hierauf mit meinem Bedienten vor das dortige Gericht geführt und ſehr unwürdig behandelt. Mein Ulrich erhielt ſein Zeug, deſſen man ſich gleichfals mit be-

mächtigt hatte, und worunter sich zum Glück auch noch manches von dem Meinigen befand, zurück, ich aber wurde rein ausgeplündert, so daß mir kaum mein Kleid auf dem Leibe gelassen ward.

Ich konnte nun auch zu Ratzeburg nicht länger mehr verweilen; daher begab ich mich zu einem gewissen Pächter bei Lauenburg, einem sehr artigen und rechtschaffenen Mann, der nicht nur meine Verwandten, sondern auch mich von Kindheit auf gekannt hatte. Er nahm mich mit vieler Freundschaft auf und wieß mir, nachdem ich mich etwas bei ihm aufgehalten hatte, ein gutes Haus in Lauenburg an, wo ich wohlfeil leben könnte. Fast nirgends bin ich so gut behandelt worden, als in diesem Hause. Die Besitzerin war ein sehr edeldenkendes und uneigennütziges Frauenzimmer, der ich monatlich für mich und meinen Bedienten nicht mehr als neun Thaler bezahlte.

Ich hatte mein Zimmer fast über der Elbe, so daß ich die Lachse unter meinem Fenster fangen sahe. Recht angenehm würd' ich daher hier haben leben können, wenn ich nur eine geringe Einnahme gehabt hätte, die mir gewiß gewesen wäre. Schon

hatt' ich einen Monat hier logirt, als ich von neuem erfahren mußte, daß ich zum Opfer ununterbrochener Widerwärtigkeiten ersehen war. Ich war eines Morgens kaum aufgestanden, als ich mich von sechs Mann Bürgerwache und einigen Gerichtsdienern umgeben sahe. Lang sann ich vergebens nach, wem ich diese abermalige Verhaftnehmung zuzuschreiben hätte, als ich endlich erfuhr, daß der Jude, den ich in Ratzeburg reichlich genug befriedigt hatte, daran schuld sei. Dieser nämlich hatte den Kaufmann, bei dem ich mich für den Buchhändler in Hamburg, wegen einer Summe von drei hundert Thalern, verbürgt hatte, gegen mich aufgewiegelt, und ihm gerathen, wenn er zu seinem Gelde kommen wolle, mich so gleich in Verhaft nehmen zu lassen; denn er wisse gewiß, daß mein Bedienter noch einige Diamanten gerettet habe. Ich habe aber bereits erzählt, daß ich mich dieser Bürgschaft schon entledigt und den Buchhändler gezwungen hatte, mit dem Kaufmann selber einen Akkord einzugehn. Es war also ungerecht, mich deshalb nochmals zu beunruhigen; und daher war auch die Folge davon, daß ich frei gesprochen

und der Kaufmann zur Bezahlung der Kosten verurtheilt wird. Der Schrecken, den ich da bei hatte, war also das einzige Unangenehme, was mit dieser abermaligen Verhaftnehmung förmlich verbunden war.

Nach einiger Zeit sagte mir meine Wirthin, daß sie Willens sei, ihr für die Handlung sehr wohlgelegenes Haus zu verkaufen. Da nun die hannöverische Regierung einigemal hatte in die Zeitungen setzen lassen, daß denjenigen, die eine Fabrike oder Manufaktur im Lande anlegen wollten, der Vorschuß dazu auf einige Jahre ohne Zinsen sollte ausgezahlt werden, so rieth sie mir es zu kaufen und eine Wollfabrike anzulegen. Ich nahm darauf Gelegenheit mit einigen sachverständigen Männern über diesen Punkt zu sprechen, und sie fanden mein Projekt sehr lobenswerth. Aus diesem Grunde entschloß ich mich, selber nach Hannover zu reisen und zu sehn, was ich daselbst ausrichten in Stande wäre. Meinen Bedienten hatte ich schon verabschiedet, weil es mir schwer ward mich selber nur mit den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens zu versorgen; allein er hatte darum mich nicht verlassen, sondern folgte mir auch jetzo nach

Han-

Hannover zu Fuße nach. Ich nahm mir vor, der Kosten wegen mich ganz incognito zu Hannover aufzuhalten und mich nur einigen geheimen Räthen zu erkennen zu geben, um ihnen meinen Plan mitzutheilen; allein dieses wäre mir bald theuer zu stehen gekommen. Denn zum Unglück war kurz vorher, eh ich mit meinem Ulrich zu Hannover ankam, in der Gegend ein Raub und Mord begangen worden. Die Regierung hatte daher Befehl ertheilt, alle Fremde sehr streng zu examiniren, wer sie wären, woher sie kämen, und womit sie sich beschäftigten. Ich hatte hiervon nichts gehöret und mich also auf dergleichen Fragen nicht vorbereitet. Daher kam es, daß ich auf die Frage, wer ich sei, nicht so gleich eine Antwort finden konnte und dadurch Verdacht erregte. Ich ward deshalb samt Ulrich angehalten und auf das Rathhaus gebracht, wo ich bald darauf den ganzen Rath versammelt fand. Hier war es nun nicht rathsam, mich zu verstellen, daher sagt' ich nicht nur unverholen, wer ich wäre, sondern auch, in welcher Absicht ich hieher gekommen sei. Ich hatte vom Magistrat zu Lüneburg ein Empfehlungsschreiben an einen geheimen Rath in

Hannover; allein zum Unglück war dieser damals nicht in der Stadt und ich konnte mich also von dieser Seite nicht legitimiren. Der Verdacht gegen mich ward noch größer, weil man in meinem Koffer allerlei Gravirwerkzeuge fand, die man, Gott weiß wofür? ansahe, und daher glaubte, mich fest halten zu müssen, bis die Sache sich weiter aufgeklärt hatte. Man logirte mich also in ein Zimmer des Rathhauses ein, und schrieb an den Magistrat nach Lauenburg, um von diesem nähere Auskunft über meine Person zu erhalten. Darüber vergiengen mehrere Tage, die ich in der Gefangenschaft zubringen mußte.

Unterdessen war das Gerücht von meiner Verhaftnehmung, so wie mein wahrer Name in der Stadt bekannt geworden. Nun befanden sich hier noch Kinder der redlichen Familie am Leben, die mir in meiner Kindheit an diesem Orte so viele Wohlthaten erzeigt hatte. Auch die Kinder des braven Nestors, der hier mein Lehrer gewesen war, erinnerten sich meiner noch, und wünschten, mich wiederzusehen. Sie kamen daher insgesammt aufs Rathhaus und bedauerten es, mich in einer so

traurigen Lage zu finden. Ein Sohn des Rektors war Hofrath und ein sehr geschickter Advokat, daher stand er in der Stadt in großem Ansehen. Dieser bestätigte nun meine Aussage, sagte mir für mich, und versprach, mir zu einer vollkommenen Genugthuung zu verhelfen. Endlich kam auch die verlangte Nachricht aus Lauenburg, und ich ward nun unter tausend Entschuldigungen auf freien Fuß gesetzt. Der erste Bürgermeister brachte mich selber in der Kutsche in das Haus, wo ich abtreten wollte, und versprach, mir, wo er nur könnte, zur Ausführung meines Plans behülflich zu sein. Da ich die Kosten scheuete, so ließ ich's bei der mündlichen Genugthuung bewenden, hielt mich aber doch noch einige Monat in Hannover auf, wo man mir überall mit vieler Achtung begegnete. Vorzüglich erwies mir gedachter Hofrath sehr viele Freundschaft und auch seine Geschwister unterließen nichts, mir ihre wohlwollenden Gesinnungen an den Tag zu legen. Man unterhielt mich nicht nur während meines Aufenthalts in Hannover auf eine sehr anständige Art, sondern unterstützte mich auch, da mein Plan zur Errichtung

einer Wollfabrik verunglückte, mit Geld und Empfehlungsschreiben nach Braunschweig, wo ich nun mein Heil versuchen wollte.

In Braunschweig schien das Glück, das mich bisher fast ganz verlassen hatte, mir wieder etwas günstiger werden zu wollen. Ich war so glücklich nicht nur dem Premierminister von St** zu gefallen, sondern auch an einem sehr edeldenkenden General einen wohlwollenden Gönner zu finden. Dies gab mir Hofnung, nun nicht lang mehr vergeblich nach einer Bedienung und einem gewissen Einkommen schmachten zu müssen, und in der That sah' ich mich in dieser Hofnung auch nicht betrogen. Nach dem ich an anderthalb Jahr auf Kredit in Braunschweig gelebt hatte, ward ich in Wolfenbüttel als Auktionsdirektor mit der Verpflichtung angestellt, das Auktionswesen daselbst auf bessern Fuß zu bringen. Ich hatte bei diesem Posten zwar kein festes Gehalt, sondern nur gewisse Procente; allein dennoch war ich froh, nur erst den Anfang gemacht zu haben, zumal da der Minister mir heilig versprach, bald weiter für mich zu sorgen, und mir eine standesmäßigere Bedienung zu verschaffen.

Indessen war ich bisher, weil ich ohne Einnahme leben mußte, in Schulden gerathen. Da ich nun fast von allem entblößt war, und mich erst gänzlich wieder acquiriren mußte, so kann man leicht denken, daß ich von einer ungewissen Einnahme nicht in Stande war, etwas abzutragen. Dazu kam noch mein mitleidiges Herz, das mir schon oft nachtheilig gewesen war, weil ich es fast immer auf Kosten meiner eigenen Ruhe und Glückseligkeit befriedigte. Dies that auch jetzt meinen Vermögensumständen nicht wenig Schaden; denn wenn ich die Sachen verunglückter Personen mußte verkaufen lassen, so schenkt' ich diesen nicht nur das, was ich dafür bekommen sollte, sondern ich gab ihnen oft noch viel mehr dazu. So lebt' ich drei ganzer Jahre, ohne daß ich von den Meinigen nur ein Wort erfuhr.

Vier und dreißigster Brief.

Der Verfaſſer lernt einen Fremden kennen, der ihn verehrt, an einer Weinreiſegeſellſchaft, die er errichten will, Theil zu nehmen. Dadurch verwickelt er ſich in neue Widerwärtigkeiten.

Unter meinen Vergnügungen behauptete die Jagd einen vorzüglichen Platz, theils weil ſie nicht koſtbar war und ich ſehr gute Gelegenheit dazu hatte, theils weil ſich mein Körper ſehr wohl dabei befand. Einſt kehrt' ich auf meinem Wege eine Meile von Wolfenbüttel bei einem Jagdbekannten ein, bei dem ich ſchon öfters geweſen war. Hier fand ich einen Mann, der nicht nur durch ſeine auffallende Geſtalt meine Aufmerkſamkeit erregte, ſondern ſich auch durch ſeine feinen Manieren und ſein herzliches Weſen bald meine Zuneigung erwarb. Auf ſeinem Auge ruhte eine gewiſſe Melancholie, die er trotz aller Mühe nicht verſcheuchen konnte, und faſt in jeder ſeiner Mienen fand man das Gepräge

der Traurigkeit. Seine Kleider und Wäsche verriethen Dürftigkeit, aus seinem ganzen Betragen aber leuchtete eine gute Abkunft und feine gemeine Bildung hervor. Ich erkundigte mich bei meinem Freunde nach ihm und bekam zur Antwort, er sei ein Landsmann von ihm, der am Harz im Dienst eines Fürsten gestanden habe, aber durch Neid seiner Feinde itzt ausser Brod gesetzt sei. Er habe eine Frau mit sechs Kindern, die hiedurch in die traurigste Lage versetzt wären, weil es ihnen an allen Mitteln fehle, sich die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens zu erwerben und mit Ehren durch die Welt zu kommen. Der Unglückliche wünsche im Herzogthum Braunschweig wieder einen Posten zu erhalten, und deshalb von jemand an die Ministers adressirt zu werden. Er habe den Ministern einen Vorschlag zu thun, durch dessen Realisirung dem Lande viel Vortheil zufliessen könne, und es sei daher kein Zweifel, daß wenn er nur erst durch jemanden Gelegenheit erhalte, den Ministern seinen Plan weitläuftiger vorzulegen, man gewiß seinen Gesuch erfüllen und ihn anstellen werde. Nicht lang darauf sagte mir jener Unglückliche,

nur ausführlicher, eben daſſelbe, was mir mein Freund, in Rückſicht ſeiner, ſchon mitgetheilt hatte, und da der Premierminiſter mir wohl wollte, ſo freuete ich mich ſchon in voraus einem Verlaſſenen dienen zu können.

Ich verließ daher ſo gleich das Land und begab mich mit meinem neuen Freunde nach Braunſchweig, um ihn dem Miniſter vorzuſtellen. Allein ſein ganzer äußerer Aufzug war zu ſchlecht, als daß er vor einem Mann von Stande damit erſcheinen konnte. Ich gab ihm alſo von meiner eigenen Wäſche und Kleidung, führte ihn dann zum Miniſter und empfahl ihn demſelben als einen Mann, der ihm ein wichtiges Projekt mitzutheilen habe. Dies Projekt beſtand darin, daß er eine Weineſſigfabrik anlegen wollte, wo der Weineſſig den Franzöſiſchen noch übertreffen und dennoch wohlfeiler ſein ſollte, als jener. Nun aber war dies gerade die ſchwache Seite des Miniſters, daß er alles, was Fabrik und Traſik hieß, ins Land ziehen wollte, ſo wenig auch manches demſelben angemeſſen war; man kann ſich daher leicht vorſtellen, daß das Anerbieten meines

Freundes mit Vergnügen angenommen wurde. Doch sollte dieser erst eine Probe von einigen Oxhof liefern, eh er ihm Vorschuß und Privilegium ertheilen wollte. Stockmar, so hieß mein Freund, freuete sich nicht wenig, an dem Minister den Mann gefunden zu haben, den er suchte, um seine Familie aus der traurigen Lage zu reißen, worin sie schmachtete. Allein, fragt' er mich, wo nehm' ich Mittel her, um die verlangte Probe zu machen, und womit unterhalt ich mich und meine Familie, während ich damit beschäftigt bin? Denn sechs Monat werden erfodert, um dem Weinessig die gehörige Güte zu verschaffen, und ihn im Kleinen zuzubereiten, dabei ist kein Vortheil, weil während der ganzen Zeit der Zubereitung ein Zimmer Tag und Nacht sehr stark geheizt werden muß. Ja, war meine Antwort, dazu weiß ich keinen Rath; meine Vermögensumstände sind so eingeschränkt, daß ich an keinen Vorschuß denken kann. Gehn Sie wieder zum Minister, um ihm Ihre Verlegenheit vorzustellen; vielleicht daß er sich dazu versteht, Ihnen die nöthige Summe vorzuschießen. Er that, was ich ihm vorgeschlagen hatte.

Ein Paar Stunden darauf ließ der Minister mich zu sich kommen und sagte: Stockmar hat mir geklagt, daß er kein Geld habe, die verlangte Weinessigprobe zu machen; können Sie ihm nicht zu etwas behülflich sein? Er verspricht demjenigen, der ihn unterstützt, nicht blos den Gewinn mit ihm zu theilen, sondern ihm auch sein ganzes Geheimniß anzuvertrauen. Mich dünkt, die Sache verdient, daß Sie dieselbe recht wohl erwägen; denn geht sie gut, so ist es Ihnen leicht durch Theilnehmung an dieser Fabrik ein reicher Mann zu zu werden. Sie wissen, ich bin Ihr Freund und rathe Ihnen daher gewiß zu nichts, wovon ich nicht glaube, daß es Ihnen vortheilhaft sein wird. Ein Mann von Ihrer Einsicht in jede Art der Handlung und von Ihrem Unternehmungsgeist ist nöthig, wenn ein Projekt als dieses zur Reife kommen und Früchte tragen soll. Allein sehen Sie sich dabei in vor, mit Stockmar einen bündigen Vertrag zu machen, damit er nachher nicht zurückzuziehn in Stand ist. Ich versichere Sie, daß nur auf Ihrer beider Namen ein Privilegium ausgefertigt werden soll. — Sehr gern, war

meine Antwort, würd' ich an der Ausführung des Projekts Antheil nehmen, allein es fehlt mir selber an Geld und Kredit, und gleichwohl werden nicht weniger als fünf bis sechs hundert Thaler und sechs Monat Zeit erfodert, ehe die Probe zu Stande kommt. — Sie haben ja, versetzte der Minister, als Auktionsdirektor Geld genug in Kasse und können daher leicht so viel, als sie bedürfen, auf sechs Monat zurückbehalten. — Allein wenn die Probe nun nicht glückte, erwiedert' ich, oder wenn Stockmar mich zu hintergehen suchte, dann würd' ich gewiß in keine kleine Verlegenheit gerathen. Das ist nicht möglich, war die Antwort, oder ich müßte mich gar nicht auf Physiognomien verstehen. Stockmar ist ein ehrlicher Mann und kein Windbeutel, dies verräth sein ganzes Wesen nur zu deutlich. Und was sollt' es ihm auch helfen, uns zu hintergehen? Sie müssens ihm keinen Thaler Geld in die Hände geben, sondern alles selbst anschaffen, genau auf alle seine Schritte achten, und nichts Ihrer Aufmerksamkeit entschlüpfen lassen. Schlägt die Sache alsdann gut ein, und dies wird sie gewiß, so ist auf immer

Ihr Glück gemacht. Ueber die verspätete Ablieferung der Auktionsgelder soll gewiß keine Klage kommen; ich versprech' es, Sie so lang zu schützen, bis Sie völlig gesichert sind. Zwar fehlt es Ihnen in Wolfenbüttel nicht an Feinden; allein ich weiß, daß Sie redlich in ihrem Posten zu Werke gehen und daß Ihr ganzes Betragen ohne Tadel ist. Wer will Ihnen also etwas anhaben können, zumal so lang Sie unter meinem Schutze stehn?

Der Wunsch nach froheren Tagen, als ich bisher genossen hatte, war sehr lebhaft in mir, ich stand daher nicht länger an, dem Rathe zu folgen, den mir mein Gönner gegeben hatte. Der Minister ist sehr für Ihren Vorschlag eingenommen, sagt' ich zu Stockmar, als ich nach Hause kam; allein zum Vorschuß will er sich nicht verstehn. Er hat mir vorgeschlagen, Ihnen aus meiner Kasse etwas vorzuschießen; allein bedenken Sie, Freund, was ich dadurch wage. Gesetzt, die Probe mißriethe, wie unglücklich wär ich dann! — Was das betrift, versetzte Stockmar, so sein Sie unbesorgt; ich bin mit meinem Geheimniß zu bekannt,

als daß ich das geringſte Mißtrauen darein ſetzen ſollte. Und welche Abſicht könnt' ich wohl haben, Sie und den Miniſter zu hintergehen; würd' ich nicht am meiſten mir dadurch ſelber ſchaden? Ich verlange kein Geld in meine Hände, ſondern Sie ſelber ſollen die Ausgaben beſtreiten. O beſter, redlichſter Mann, ſein Sie der Retter einer Familie, die unverſchuldet in Noth und Elend verſunken iſt. Gewiß auch Ihr Schade ſoll es nicht ſein, mir zur Ausführung meines Vorhabens die Hand geboten zu haben! Ich will einen ſchriftlichen Kontrakt mit Ihnen machen, ſie zum Theilnehmer der Fabrik anerkennen und allen Vortheil redlich mit Ihnen theilen. Ja, wenn Sie wollen, ſo ſoll allein auf Ihren Namen das Privilegium ausgefertigt werden; auch bin ich ſehr gern mit einem Drittheil des Gewinns zufrieden, und hoffe dennoch dadurch mit der Zeit ein reicher Mann zu werden.

Wer hätte hinter dieſen gleißenden Reden Argliſt und Betrug vermuthen ſollen. Ich zum wenigſten dachte zu rechtſchaffen, um die Ehrlichkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehn, an dem ich ſo viel Gutes zu bemerken glaubte. Der

Kontrakt ward daher geschlossen und niedergeschrieben, und ich begab mich nach Wolfenbüttel zurück, wo ich ein großes Haus miethete, und alles anschafte, was wir zu unsrer Absicht nöthig hatten. Ja ich ließ mich so gar bereden, etwas baares Geld zur Unterstützung der Stockmarischen Familie herzugeben. Indessen ward der Weinessig mit allem Fleiß zubereitet; die sechs Monate verflossen, allein nur ein halber Oxhof gerieth. Doch dieser war auch so vortreflich, das er alles übertraf, was man noch von Weinessig gesehen hatte. Das Kollegium medicum gab darüber ein sehr vortheilhaftes Attestat, und die Probe ward so wohl am Hofe als von den Ministern sehr gut gefunden.

Ich war nun von der Möglichkeit der Sache und ihrem Nutzen völlig überzeugt und um desto begieriger nach ihrer Fortsetzung im Großen. Zwar schien es mir bedenklich, daß nur so wenig Weinessig gerathen war, allein Stockmar wußte mir so wahrscheinliche Gründe anzugeben, daß ich bald darüber beruhigt ward und nächstens einem reichlichen Gewinn entgegen sah. Wegen Mangel der verlangten Quantität wollte der Minister sich

noch nicht dazu verstehn, Vorschuß herzugeben. Ich mußte mich also von neuem bequemen, ein Lager ansetzen zu lassen und noch andre sechs Monate dem verhoften Gewinn entgegen sehn. Indessen glaubt' ich, habe mir Stockmar sein Geheimniß so deutlich gezeigt, daß ich es so gut, als er besitze. Allein ich betrog mich mächtig! Der schlaue Mann hatte, Gott weiß, was für einen Kunstgriff? vor mir verborgen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß die Ursach, warum die andern Oxhof nicht geriethen, darin lag, weil ich immer die Schlüssel zum Zimmer hatte, und ihn nicht allein hineingehn ließ, wozu er jedoch beim ersten halben Fasse hatte Gelegenheit gehabt. Er verlangte hierauf noch mehr baares Geld von mir, allein ich weigerte mich seinen Gesuch zu erfüllen, bis der letzte Satz gerathen wäre. Ein Glück für mich, daß gerade zu der Zeit sehr viele Auktionen vorfielen, und also immer Geld genug einkam, um das Alte abzutragen, und doch unsre Bedürfnisse zu bestreiten.

Mein Stockmar machte indessen eine Reise nach Braunschweig und suchte sich durch allerlei

Mittel beim Minister einzuschmeicheln, so wohl um Vorschuß von ihm zu erhalten, als vorzüglich um ihn dahin zu stimmen, daß er, mit Ausschliessung meiner, ihm allein das Privilegium ertheilte. Dies schändliche Benehmen brachte jedoch den Minister so sehr gegen ihn auf, daß er ihm verbot, weiter vor ihn zu kommen, weil er mit ihm allein nichts zu thun haben wolle. Zu eben der Zeit erhielt ich aus Berlin einen sehr weitläuftigen Brief, worin ich um Gotteswillen gebeten wurde, den Stockmar anzuhalten, sein dortiges schriftliches Versprechen zu erfüllen, oder wenigstens die Familie, die er durch sein Essigmachen an den Bettelstab gebracht hätte, schadlos zu halten. Zugleich wurde mir gerathen, mich ja nicht mit dem Menschen einzulassen, denn er besitze, bei aller anscheinenden Güte, doch eine schwarze Seele und gehe nur damit um, Leute unglücklich zu machen. Mein Stockmar befand sich bei Ankunft dieses Briefs noch in Braunschweig; ich schickte ihm daher eine Kopie desselben, bekam aber eine so grobe Antwort, daß ich gar nicht wußte, was ich von ihm denken sollte. Gleich darauf erhielt

ich

ich Nachricht vom Minister, wie unerkenntlich dieser Mensch gegen mich handle, indem er für sich allein ein Privilegium habe erschleichen wollen. Ich möchte daher ja auf meiner Hut sein und mich nicht zu tief mit ihm einlassen, weil man sonst einen unangenehmen Ausgang besorgen müsse. Dies gab mir Gelegenheit dem Minister den von Berlin erhaltenen Brief im Original zuzuschicken, und kaum hatte ihn dieser gelesen, als er sich in Berlin nach Stockmar erkundigen ließ. Es war alles, was ihm schuld gegeben wurde, leider nur zu wahr; der Minister würd' ihn daher gewiß haben in Verhaft nehmen lassen, wenn jener es nicht gewittert und sich so gleich aus dem Staube gemacht hätte.

Vier und dreißigster Brief.

Der Verfasser wird Kassenschulden halber nochmals ins Gefängniß gesetzt, behält aber nach seiner Loslassung doch sein Amt.

Nun war ich abermals in der größten Verlegenheit. Zwar hoffte ich, daß nach Verlauf der sechs Monate mein Eßig gerathen sein und ich nicht nur für jetzt dadurch schadlos gehalten werden, sondern auch ins künftige ansehnlich gewinnen würde; allein am Ende waren abermals nur anderthalb Oxhof gerathen, und die Magd die dabei beschäftigt gewesen war, gestand mir, daß sie auf Stockmar's Befehl etwas in die übrigen Fässer habe werfen müssen, was sie von ihm heimlich aus Braunschweig zu geschickt bekommen habe, und wodurch dieselben ohnstreitig wären verdorben worden.

Ich saß nun in Kassenschulden ohne daß ich in Stande war, sie bezahlen zu können. Der Minister zuckte die Achseln und versprach, sich Mühe zu

geben, daß ich durch anderweitige Vortheile dahin gebracht würde, den Defekt ersetzen zu können; allein dabei blieb es. Die Bedienung, welche ich hatte, war ganz neu und blos, um mich anzustellen, errichtet worden. Die Geschäfte derselben waren vorher vom dortigen Magistrat verwaltet worden; natürlich wurde dieser also durch meine Ansetzung gegen mich aufgebracht, weil den Gliedern desselben dadurch ein Theil ihrer Einkünfte entzogen ward. Sie suchten daher, so viel sie konnten, Gelegenheit, mir durch Schikane meinen Posten recht sauer zu machen. Allein da ich überall sehr treu und gewissenhaft zu Werke gieng und die Kassengelder immer zur gehörigen Zeit an die Behörde ablieferte, so konnten sie mir weiter keinen Schaden thun. Lang hatten sie daher umsonst auf eine Gelegenheit gewartet, meiner los zu werden, und freuten sich nun recht herzlich zu sehen, daß ich meine Gelder itzt nicht mehr so regelmäßig ablieferte, als ehedem. Um mich nun noch mehr in Verlegenheit und vielleicht gar zu Falle zu bringen, suchten sie alle meine Licitazionen so lang als möglich aufzuhalten, damit ich kein frisches Geld in die Kasse bekam, sie also

erschöpft wurde und ich länger nicht bezahlen konnte. So bald sie dies erreicht hatten, so verklagten sie mich bei der Regierung und ich erhielt Befehle, die Kasse auszuzahlen und Rechnung abzulegen. Zwar suchte der Minister die Sache so lang hinzuhalten als möglich; allein da ich nirgends Geld bekommen konnte, so brach mit einemmale alles über mich los und ich ward in Verhaft genommen. Mein halb und ganz gerathener Essig ward verkauft, allein das Herausgekommene reichte nicht zu, den Defekt zu ersetzen, der in der Kasse war. Bald nach meiner Gefangensetzung gieng der Minister mit Tode ab, und ich sah hiedurch abermals der traurigsten Zukunft entgegen. Allein durch die Gnade des Landesherrn kam ich nach jährigem Arrest nicht nur wieder auf freien Fuß, sondern behielt so gar auch meinen Posten bei. Doch ward mir jemand gesetzt, der zwei Drittel meiner Einnahme so lang einkassiren sollte, bis meine Schulden entrichtet wären.

Mein Arrest auf dem Rathhause war so leidlich, als ich ihn nur wünschen konnte. Die Thüren meines Zimmers waren fast immer offen, so daß ich umher-

gehn konnte, wo ich wollte. Allein die Ursache davon war nicht Mitleid oder Wohlwollen; denn sonst würd' ich gar nicht hieher gekommen sein. Nein, man schmeichelte sich vielmehr, daß ich mich der Gelegenheit bedienen und entwischen würde. Denn da sie wegen der Stützen, die ich am Hofe hatte, wohl merkten, daß es ihnen nicht gelingen würde, mich ganz zu stürzen, so suchten sie mich auf eine andre Art los zu werden. Allein da ich dies merkte, so that ich ihnen den Willen nicht, ungeachtet ich noch nicht wußte, was die Sache für mich für einen Ausgang nehmen würde.

Ich war nun wieder in Freiheit; allein da ich vorher mit meiner ganzen Einnahme kaum hatte auskommen können, wie sollt' ich nun mit dem Drittheil derselben fertig werden, zumal da sie sich auf nichts Gewisses gründete, sondern blos zufällig war? Doch die Vorsehung kannte Mittel und Wege, mich aus meiner traurigen Lage zu reißen, wovon ich nichts geahndet hatte. Ein gewisser rechtschaffener und edeldenkender Mann, dem ich einmal einen Gefallen erzeigt hatte, kam während dieser Periode meiner Verlegenheit einst zu mir und

fragte mich, ob ich mich wohl entschließen könnte, durch eine Heirath mein Glück zu machen. O ja, war meine Antwort, wenn das Frauenzimmer von gutem Karakter und in Absicht ihres Aeußern wenigstens leidlich ist, so bin ich nicht abgeneigt. Was das betrift, versetzte mein Freund, so hat die Sache keine Schwierigkeit; und Siekönnen schon in voraus versichert sein, daß ich es nicht würde über's Herz bringen können, Ihnen einen schlechten Vorschlag zu thun. Die Demoisell, die ich Ihnen zur Gattin wünschte, ist die jüngste Tochter eines ehmaligen hannöverischen Superintendenten und Doktors der Theologie, ein sehr hübsches, verständiges und edeldenkendes Mädchen von der besten Erziehung und feinsten Lebensart. Sie hält sich jetzt bei einer Schwester auf, die eine halbe Meile von hier an einen Landprediger verheirathet ist. Ich bin dort im Hause sehr wohl bekannt und glaube gewiß, daß man Ihnen keine abschlägige Antwort geben wird. Zwar hat sie schon manche gute Parthie abgewiesen, allein Sie sind gerade der Mann für sie und werden daher gewiß glücklich sein. Um aber zuvor erst gegenseitig mit

einander bekannt zu werden, ſo ſuchen Sie ſich Zutritt im Hauſe des Landpredigers zu verſchaffen, und ich ſelbſt werde Ihnen dazu zu verhelfen ſuchen.

Ich folgte dem Rathe meines Freundes, ward bald im Hauſe des Landpredigers bekannt und fand alles ſo, wie es mir war beſchrieben worden. Es währte nicht lang, ſo begann ich meine Bewerbung und war ſo glücklich, bald erhört zu werden. Nach einigen Monaten war darauf die Hochzeit, und ich ſah mich nun im Beſitz einer eben ſo hübſchen als lebhaften und wohlerzogenen jungen Frau, die alle Eigenſchaften einer guten Wirthin mit dem ſeltenen Karakter einer zärtlichen und theilnehmenden Gattin vereinigte. Zu gleicher Zeit brachte ſie mir auch eine reichliche Ausſteuer am köſtlichſten Hausgeräth, ſo viel nur das beſte adeliche Haus davon nöthig hat, und ein ſchönes Vermögen an Gelde mit, das mir jetzt vorzüglich gelegen kam. Sie war auch ſo edeldenkend, nicht nur meine Kaſſenſchulden ſo gleich zu bezahlen, ſondern auch außerhalb Landes zu berichtigen, was ich noch ſchuldig geblieben war. In der Hofnung,

meine liebe Frau dereinst auf einem bessern Posten entschädigen zu können, nahm ich ihre Güte mit Danke an, und suchte indessen durch mein Betragen ihr meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen.

Einige Jahre verflossen so in guter Ruhe. Allein noch immer ward mir kein besserer Posten angewiesen und meine Einnahme wurde mit jedem Jahre geringer. Der Kredit, den ich geben mußte, war oft groß, und nicht selten giengen mir Leute mit der Bezahlung durch, von deren Herzen ich mir dergleichen nicht versprochen hatte. Dazu kam noch, daß meine liebe Frau beinahe jährlich niederkam, ob gleich fast alle Kinder nicht über zwei Jahre alt wurden. Man kann sich daher leicht denken, daß unser Vermögen bei solchen Umständen nicht größer wurde, sondern immer mehr zusammen schmolz, zumal da es auch an geldkostenden Krankheiten in unserer Ehe nicht fehlte.

So hatten wir bereits sechs Jahre mit einander verlebt, als mir mein Onkel aus Sachsen schrieb, daß sein Bruder in Hamburg, so wie

auch dessen Sohn, den er bisher bei sich gehabt, und dem sein Vermögen nach seinem Tode hätte zufallen sollen, gestorben wären. Ich sei daher sein einziger noch übriger Brudersſohn; wenn mir nun an seiner Freundschaft etwas gelegen wäre, so möcht' ich auf einige Tage zu ihm kommen, um über die Angelegenheiten unsrer Familie uns weitläuftiger zu unterreden.

Ich nahm so gleich Extrapost und fuhr nach Leipzig, wo ich meinen Onkel treffen sollte. Er hatte mich noch nie gesehen, und ich war so glücklich, mir seinen Beifall zu erwerben. Wir reisten darauf nach seinen Gütern, wo ich seine alte würdige Frau, meine Tante, und die Wittwe meines verstorbenen Vetters, ein noch junges Frauenzimmer, kennen lernte. Die Erste schenkte mir so gleich ihre Gewogenheit, unterrichtete mich von der ganzen Verfassung ihres Hauses und daß ihr Mann ihr etwas Gewisses festgesetzt habe, welches sie nach seinem Tode solle ausgezahlt bekommen. Das Uebrige werde den nächsten Verwandten anheim fallen; da nun aber keiner näher wäre, als ich, so sei es so gut als gewiß, daß

ich oder meine Kinder einst Besitzer der schönen Güter ihres Mannes werden würden. Der jungen Wittwe hingegen sah ich ihre Mißgunst nur zu deutlich an, und ich merkte wohl, daß sie wünschte, mich bald wieder aus den Augen zu verlieren. Gleichwohl hatte sie das Herz des Alten ganz in den Händen, und konnte ihn bewegen, wozu sie wollte. In Leipzig wurden mir tausend Vorfälle erzählt, die dies nur zu sehr bewiesen. Dies war nun freilich kein guter Umstand für mich, indessen ließ ich doch die Hofnung nicht sinken, sondern gab mir vielmehr alle nur mögliche Mühe, mich auch bei der jungen Wittwe einzuschmeicheln. Der alte Herr war sehr ökonomisch, er wünschte, sein Kapital aus dem Fideicommiß zu retten, doch war es ihm nicht gemüthlich, etwas daran zu wenden. Er trat daher mir und meinen Kindern ein Kapital von elf tausend Thalern völlig ab, das ich nach seinem Tode bekommen sollte; behielt sich aber bis an sein Ende die Zinsen davon vor. Zur Hebung von drei tausend Thalern indessen gab er mir so gleich seine Bewilligung. Wer war nun froher als ich?

Ich durfte nun hoffen, meine alten Tage mit meiner lieben Frau auf den schönsten Gütern in Ruhe verleben zu können, die mir bisher so wenig zu Theil geworden war. Mit Freuden eilt' ich daher zu meiner Familie, um auch sie an der angenehmen Hofnung, die mich so sehr entzückte, so bald als möglich Theil nehmen zu lassen. Um diese Zeit erhielt ich von einem gewissen Hof den Kammerherrnschlüssel und einen ansehnlichen Ritterorden, wovon ich aber damals nicht öffentlich Gebrauch machte, sondern beide erst seit einigen Jahren, seitdem es bekannt geworden ist, zu tragen genöthigt bin.

Fünf und dreißigster Brief.

Der Verfaſſer wird für einen alten Vetter Freiwerber.

So bald ich zu Hauſe angekommen war, ſetzt' ich mich ſo gleich hin, und erſuchte die Regierung in Hollſtein, mir das von meinem Onkel vermachte Kapital von drei tauſend Thalern einzutreiben. Zugleich übergab ich die Sache auch einem Advokaten daſelbſt, und bat denſelben, ſie ſo viel als möglich zu beſchleunigen. Allein ſo wohl dieſer als meine Familie zogen den Proceß ſo in die Länge, daß ich erſt am Ende des dritten Jahres den Beſcheid erhielt, daß man mir das Kapital zwar zuerkenne, aber nur unter der Bedingung, wenn ich Beweiſe aufzeigen könnte, daß der älteſte Sohn meines verſtorbenen Onkels in Hamburg, der in preußiſche Dienſte gegangen war, und von dem man weiter keine Nachricht erhalten hatte, nicht mehr am Leben ſei. Um dies zu erfahren, ließ

ich in England, Frankreich, Italien, Holland, der Schweitz und Deutschland durch alle bekannte Zeitungen und Notifikazionsblätter Erkundigungen einziehn, und ſetzte eine anſehnliche Belohnung darauf, wer mir zuverläßige Auskunft darüber geben könnte. Endlich als ich ſchon verzweifelte, meinen Wunſch erfüllt zu ſehn, erhielt ich eine gültige Nachricht ſeines Todes und dadurch war der Proceß nach einem Aufwande von vieler Mühe und Koſten für mich gewonnen. Ich reiſte hierauf ſelbſt in meine Heimath, um das Kapital zu heben; allein nun zeigten ſich wieder neue Schwierigkeiten. Seit mehr als hundert Jahren machte die königliche Rentkammer wegen eines Gutes, das meine Voreltern ſollten beſeſſen haben, und das ſchon längſt durch eine Ueberſchwemmung war zu Grunde gerichtet worden, Anſprüche auf gewiſſe Abgaben, die meine Familie entrichten ſollte. Schon mein Großvater hatte deshalb bei jeder Erbtheilung eine Kaution ſtellen müſſen, damit, wenn die Rentkammer ja ihre Forderungen einmal durchſetzte, etwas da wäre, wovon ſie befriedigt werden könnte. Auch von mir verlangte man daher jetzt, daß ein

in meinem Vaterlande angeseſſener Edelmann eine verhältnißmäßige Kaution ſtellen ſollte, wenn ich die Auszahlung des Kapitals verlangte. Da nun dieſe Kaution gewiſſermaſſen nur zum Schein war, und ich außerdem nach dem Tode meines Onkels noch vier tauſend Thaler im Lande behielt, ſo glaubt' ich, es würde nicht ſchwer ſein, jemand zu finden, der dieſe Kaution für mich machte; allein ich hatte mich gar ſehr betrogen. Kein Menſch in der Familie wollte ſich dazu verſtehen; denn man mißgönnte mir das geringe Kapital, deſſen ich doch ſo ſehr bedurfte. Ich mußte mich daher neun ganzer Monate in einem theuren Gaſthofe aufhalten und meine Amtsgeſchäfte von jemand anders beſorgen laſſen, eh ich mein Geld bekommen konnte.

Da mir nun unterdeß die Zeit oft lang ward, ſo reiſt' ich öfters ein Paar Meilen von der Stadt zu einem alten Vetter, auf deſſen Gute ich bis in mein zehntes Jahr war erzogen worden. Die Frau deſſelben war geſtorben und Kinder hatte er nie gehabt. Der gute Greis hatte bereits ſein achtzigſtes Jahr erreicht, und ungeachtet er ſchon ſeit elf Jahren blind geweſen war, ſich erſt vor

kurzem glücklich den Staar stechen lassen. Von Jugend auf hielt er sehr viel auf mich, daher freut' er sich nicht wenig, wenn ich zu ihm kam. Während seiner Blindheit hatte man auf seinem Gute gar schrecklich gewirthschaftet. Dies sagt' er mir oft mit Thränen, besonders aber ergoß er sich in bittre Klagen, wenn er auf die Bedrückungen und Plünderungen zu sprechen kam, die er von seinen nahen Verwandten hatte erdulden müssen. Schon lange war er daher willens gewesen, sich wieder zu verheirathen, um so wohl selbst der nöthigen Pflege zu genießen, als auch um jemand zu haben, der alles in Ordnung halten könnte; allein seine Verwandten hatten noch immer Gelegenheit gefunden, dies zu hintertreiben. Er bat mich daher itzt dringend, ihm doch die einzige Freundschaft zu erzeigen und ihm zu einer guten und wirthschaftlichen Frau zu verhelfen, weil er sich sonst das erste beste Frauenzimmer würde antrauen lassen.

Nun wußt' ich sehr wohl, daß wenn ich ihm hierin zu willfahren suchte, ich meine Freunde noch mehr gegen mich erbittern würde.

Ich nahm mir daher auf einige Tage Bedenkzeit und bemühte mich nochmals, ob ich nicht jemand in der Familie dazu bewegen könnte, die geringe Kaution für mich zu ſetzen; ja ich that noch mehr, ich drohte ſo gar, daß wenn man mir nicht dieſe geringe Gefälligkeit erzeigen werde, ich mich genöthiget ſähe, mich in gewiſſe Familienſachen zu miſchen und etwas zu Stande zu bringen, was ihnen nicht lieb ſein würde; allein ich predigte beſtändig tauben Ohren. Mein Vetter verſprach mir dagegen ſchriftlich, daß, wenn ich ihm eine gute Frau verſchafte, er ſich herzlich gern zu allem verſtehen wolle, was ich von ihm verlangte. Ich ſchmachtete im äußerſten Mangel, was ſollt' ich alſo thun? auf weſſen Seite ſollt' ich treten? wem ſollt' ich zu willfahren ſuchen? Natürlich dem, der mir die meiſte Freundſchaft bewies; der ſich für mein eigenes Beſtes verwenden wollte, indem die andern mich hartherzig von ſich ſtießen. Mein Vetter gab mir eine ſchriftliche Vollmacht, ihm eine Frau außerhalb Landes nach eigenem Geſchmack zu ſuchen, und nur darauf zu ſehn, daß ſie von Adel, lutheriſcher Religion und von gutem

Wandel

Wandel wäre. Er setzte auch eine Ehestiftung auf, unterschrieb und untersiegelte sie, und gab sie mir, um nur den Namen seiner künftigen Frau noch hinzuzusetzen, wenn ich eine, für ihn passende Person gefunden hätte. Und stände ihm ja das Frauenzimmer, das ich für ihn gewählt hätte, nicht an, so versprach er, ihr tausend Thaler Abzugsgeld zu geben und alle Kosten zu ersetzen. Sonst aber wenn er sie werth fände, ihr seine Hand zu geben, so solle sie sein Gut von vierzig tausend Thalern an Werth bis an ihr Ende besitzen und von allen seinen Sachen Universalerbin sein. Mit diesem Dokumente versehen, reist' ich in die Stadt, ohne daß ich noch Mittel und Wege kannte, ein passendes Frauenzimmer aufzufinden.

Während meiner Abwesenheit war ein gewisser Licenziat und noch ein anderer Mann aus Hamburg in meinem Gasthofe angekommen. Ich ward in kurzem mit beiden bekannt, und fragte, ob sie nicht in Hamburg eine arme adeliche Familie mit erwachsenen Töchtern kennten, die in gutem Rufe stünden. Sie sannen beide nach, und da sie sich nicht so gleich an eine solche Familie erinnern

konnten, so versprachen sie, nach ihrer Rückkehr daselbst, in dieser Absicht Erkundigung einzuziehn. Sie reisten beide ab und schrieben mir in kurzem wieder, daß sie gefunden zu haben glaubten, was ich suchte. Ich nahm darauf Extrapost und reiste so bald als möglich selbst nach Hamburg, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob ich hier meines Vetters Wünsche erfüllen könnte oder nicht.

Der eine Vorschlag war vergebens, denn das Fräulein stand nicht im besten Rufe, desto mehr aber gefiel mir der andere, den mir der Licenziat, ein Mann von Ansehn und Erfahrung, that. Er erzählte mir nämlich, daß er eine arme adeliche Dame kenne, die ehedem Hofdame in Meklenburg gewesen sei und izt von einer unbeträchtlichen Pension vom dortigen Hofe leben müsse. Sie sei mit einem gewissen Baron von S** verheirathet gewesen, habe sich aber wegen seiner schlechten Lebensart nicht mit ihm vertragen können und sich daher wieder von ihm scheiden lassen. Einige Töchter wären die Frucht dieser nun aufgehobenen Ehe, wovon sie eine bei sich habe, mit der sie ein sehr stilles und eingezogenes Leben führe, und sich

gröſtentheils vom Nähen und Putzmachen zu unterhalten ſuche. Ich möchte mich nur beim Inſpektor des herzoglich meklenburgiſchen Hauſes nach dieſer Familie erkundigen, ſo würd' ich hören, daß er mich in allem mit Wahrheit berichtet habe. Ich that es und die Baroneſſe von S** erhielt das beſte Zeugniß von der Welt.

Nun ward beſchloſſen, die Familie ſelber kennen zu lernen. Damit dies aber nicht zu viel Aufſehn erregen möchte, ſo fand ich für gut, nicht zu ihr ſelbſt zu gehn, ſondern an einem dritten Ort ihre Bekanntſchaft zu machen. Dies geſchah; allein ich ſah ſie hier in dem armſeligſten Aufzuge, den man ſich nur denken kann. Indeſſen ſchimmerte ſelbſt durch das Gewand der tiefſten Armuth eine nicht geringe Abkunft und kein gemeines Weſen hindurch. Die Mutter war ſehr beredt und hatte ſehr viel Gutes und Zuverſichtliches in ihrer Miene. Die Tochter hingegen, ein wohlgewachſenes Frauenzimmer von ohngefähr dreißig Jahren, ſchien ſehr ſchüchtern und des Umgangs der Welt nicht ſonderlich kundig zu ſein. Ich habe, ſagte mir die Frau vom Hauſe, den Damen angeboten, ihnen Kleider von den

Meinigen zu leihen, allein die Mutter wollte es schlechterdings nicht annehmen. Nein, gab sie zur Antwort, der Herr Licenziat hat mir die Ursach gesagt, weshalb der fremde Herr unsre Bekanntschaft wünscht; wär' es nun nicht betrügerisch, uns in anderer Gestalt und unter andern Umständen zu zeigen, als worin wir uns wirklich befinden? Wir sind arm, aber ehrlich; daher wollen wir lieber in Dürftigkeit fortleben, als jemand hintergehen, um uns zu einer bessern Lage zu verhelfen. Wer meine Gesinnungen und mein weiches Herz aus der bisherigen Geschichte meines Lebens hat kennen lernen, wird sich leicht vorstellen, was diese Nachricht für Eindruck auf mich machen mußte. Mein Herz blutete, Personen aus dem besten Hause und von der edelsten Denkungsart, so dem Mangel und Elend preisgegeben zu sehen. Zugleich aber durchströmte ein himmlisches Vergnügen mein Inneres, wenn ich dachte, daß ich itzt in Stande sei, sie aus ihrer Noth zu reißen und über ihre Hofnung begütert und glücklich zu machen. Schmerz und Freude ergriffen mich mit solcher Allgewalt, daß ich aus der Stube

gehn mußte, um meinen Thränen freien Lauf zu lassen. Doch sammelt' ich mich so bald als möglich und eilte ins Zimmer zurück, um die guten Damen aus der Ungewißheit zu reißen, was sie zu erwarten hätten. Lesen Sie hier, wandt' ich mich darauf zur Mutter, einmal diese Vollmacht, die mir mein Vetter gegeben hat. Sie las sie und ich gab sie darauf auch dem Fräulein zu lesen. Könnten Sie, sagt' ich darauf zur Letztern, sich wohl entschließen, unter diesen Bedingungen ihre Hand einem würdigen achtzigjährigen Greis zu schenken, und ihm dadurch den kurzen Rest seines noch übrigen Lebens so angenehm als möglich zu machen? Eine glühende Röthe überzog bei diesen Worten ihre bleichen Wangen und sie war verlegen, eine Antwort hervorzubringen. Ich hange ganz von meiner Mutter ab, begann sie endlich, wenn es daher dieser gefällig ist, so bin ich von Herzen bereit, Ihren wohlgemeinten Vorschlag anzunehmen und Ihren Herrn Vetter wie meinen Vater zu lieben, zu ehren und zu pflegen. Die Mutter stand auf, dankte Gott für das Glück, das er ihr und ihrer Tochter so

unvermuthet wiederfahren ließ und legte die Hand der jungen Baroneſſe in die Meinige, die ich denn an meines Vetters Stelle mit Freuden annahm.

Sieben und dreißigſter Brief.

Der Verfaſſer entdeckt, daß er ſich bei ſeiner Freiwerberei ſehr betrogen hat.

Meine erſte Sorge war hierauf, die Damen ſtandesmäßig zu equipiren. Als dies geſchehen war, nahm ich Extrapoſt um meinem alten Vetter die frohe Nachricht zu überbringen, daß ich gefunden hätte, was er wünſchte. Der würdige Greis war vor Freuden außer ſich, billigte alles, was ich gethan hatte, und bat mich dringendſt, doch ſeine Braut ſo bald als möglich kommen zu laſſen.

Ich eilte daher, alles, was auf dem Gute in Unordnung war, in Ordnung zu bringen, um alsdann an das Fräulein zu schreiben und sie um ihre baldigste Ueberkunft zu ersuchen. Hierauf begab ich mich in die Stadt, um sie daselbst in meinem bisherigen Logis, nebst ihrer Mutter und dem Licenziaten zu erwarten. Sie kamen in kurzem auch richtig an, nur die Mutter war krank geworden und daher zurückgeblieben. Mein Vetter ließ uns alsdann in zwei Kutschen mit sechs Pferden abholen, und ich hatte schon in voraus dafür gesorgt, daß der Gutsadvokat und der Prediger bei unsrer Ankunft auf dem Gute zugegen wären. Der würdige Greis kam uns entgegen und führte seine Braut, oder sie vielmehr ihn, nach dem Saale. So schüchtern und niedergeschlagen die Baronesse vorher gewesen war, so gut wußte sie sich itzt zu nehmen. Sie war sehr stattlich angezogen, und mit allen den Kostbarkeiten geschmückt, die ihr der Alte in die Stadt geschickt hatte; daher spielte sie gewiß keine schlechte Figur. Ich ließ so wohl sie, als den Alten sich auf das Sopha setzen, wir andern aber setzten uns im halben

Kreiſe um ſie herum. Nachdem wir darauf einige Erfriſchungen genommen hatten, ſtand ich auf, trat zur Baroneſſe, und ſagte: „Nun meine ſchöne Baroneſſe, dies iſt der ehrwürdige Greis, der Ihnen ſeine Hand und ſein Vermögen bietet. Sie haben ihn nunmehr geſehen, bleibt es nun noch Ihr Vorſatz, ihn durch das Geſchenk Ihres Herzens glücklich zu machen? Sie antwortete mit einem frohen Ja! und verſprach ihm, was ſie ſchon mir verſprochen hatte, daß ſie ihn als Vater lieben, ehren und pflegen wolle. Dem edlen Greiſe bebte eine Freudenthräne im Auge, er küßte ihr die Hand, und wiederhohlte alle Verſprechungen, die er in der Eheſtiftung ſchriftlich gethan hatte. O, geliebte Kinder, ich kann euch die ſeligen Empfindungen nicht ſchildern, die in dieſem Augenblicke meinem Buſen hoben. Der Gedanke, ein gutes, edeldenkendes Mädchen ihrem Elend entriſſen und einem edlen alten Greiſe, dem ich von meiner erſten Kindheit an ſo viele Wohlthaten verdankte, Freude über den Abend ſeines Lebens verbreitet zu haben, — o dieſer Gedanke hatte eine Seligkeit für mich, der ich keine zu gleichen weiß.

Ich öffnete darauf die Thür eines Zimmers und drei der vornehmsten ältesten Bedienten des alten Herrn traten herein und trugen auf großen silbernen Präsentirtellern für wenigstens einige tausend Thaler Kostbarkeiten. Der würdige Greis nahm darauf einen sehr kostbaren Ring, steckte denselben seiner Braut an den Finger und schenkte ihr auch alles Uebrige, als eine Versicherung seiner ihr gethanen Versprechungen. Nachdem die Baronesse die Kostbarkeiten besehen und ich ihr die Schlüssel zu den silbernen Pretiosenkästchen gegeben hatte, ließ ich alles auf ihre silberne Toillete setzen. Was alle Anwesende, besonders aber der Prediger und Gutsadvokat, die von dem, was vorgegangen war, und kommen sollte, nichts wußten, während dieser Auftritte für Augen machten, kann man sich leicht denken.

Nun hatte ich fast alle Unterthanen des Alten sich in ihren Sonntagskleidern versammlen und in zwei Reihen stellen lassen. Durch diese Reihen führte der würdige Greis, aus dessen Gesicht die Freude des Jünglings strahlte, seine Braut in ein von mir aufs prächtigste nach Art einer Kapelle

ausgeschmücktes Zimmer, und während des Durchzugs spielte eine auf dem Flur stehende Spieluhr das Lied: Befiehl du deine Wege ꝛc. welches auf jedes Herz einen sehr rührenden Eindruck machte. Hierauf gieng die Kopulation vor sich, wobei meine heißesten Segenswünsche für das neue Paar zum Himmel emporstiegen. Der übrige Theil des Tages ward in lauter Vergnügen zurückgelegt, so daß ich mir keinen froheren Tag denken kann, als dieser war.

Das Gerücht, daß ich meinem alten Vetter zu einer Frau verholfen hätte, verbreitete sich sehr bald und gelangte auch zu den Ohren meiner Verwandten. Schon der Zug aus der Stadt in den Karossen des Alten hatte Aufsehn gemacht. Man hatte sich daher überall erkundigt, was dies zu bedeuten habe, aber niemand war in Stande gewesen darüber Auskunft zu geben. Allein kaum war es Abend, so war auch schon die ganze Stadt von allem hinlänglich unterrichtet. Hätten mich nun die Verwünschungen eines großen Theils meiner Verwandten getroffen, gewiß: ich wäre nicht lebendig vom Gute gekommen. Den Tag nach

der Vermählung hatte der Alte seine Frau in den Stand gesetzt, den Licenziaten und alle auf dem Hofe ansehnlich zu beschenken, mir aber versicherte die Dame auf zeitlebens ein jährliches Geschenk von hundert und funfzig Thalern, und sie so wohl, als mein alter Vetter versprachen mir, wenn ich ins Land kommen wollte, alle nur mögliche Unterstützung. Ich ließ darauf alle Kisten und Kasten öffnen, die mit allen Möglichen angefüllt waren, und übergab der jungen Frau die Schlüssel, dem Alten aber erinnerte ich vor allem an sein Versprechen wegen der Kaution. Es ist nicht mehr wie billig, daß ich Ihnen mein Wort halte, war seine Antwort, schicken Sie daher nur Ihren Advokaten zu mir, so soll das Dokument so gleich ausgefertigt werden. Auch die Dame gab ihre Einwilligung dazu, und wer sollte wohl an der Aufrichtigkeit der Letztern gezweifelt haben, da sie mir ihr ganzes Glück zu verdanken hatte?

Ich schickte so gleich des folgenden Tages meinen Advokaten, der es aber heimlich mit meinen Gegnern in der Familie hielt, auf das Gut hinaus, um das gewünschte Dokument zu Stande zu brin-

gen. Allein was bracht' er mir für Nachricht, als er in die Stadt zurückkehrte? Keine Frohere, als diese, die junge Dame habe den alten Herrn herumgestimmt, die Kaution nicht zu machen, und auch er als Justiziarius des Gutes, dessen Pflicht es sei, für das Beste desselben zu sorgen, habe die Kaution wiederrathen, weil der Kavent gewiß das verbürgte Kapital über lang oder kurz an die Rentkammer werde zahlen müssen. Ich stand bei dieser Nachricht wie vom Blitz gerührt. So sollte mir denn abermals für alle meine Mühe und für die redlichsten Gesinnungen, die ein Mensch nur gegen andre hegen kann, so schändlich vergolten werden? Ich hatte mir, um meinem Vetter gefällig zu sein und über den Abend seines Lebens Ruhe und Heiterkeit zu verbreiten, den Haß der ganzen Familie auf den Hals geladen; und nun wollte man mir auch nicht einmal die geringe Gefälligkeit erzeigen, die man mir hundertmal versprochen hatte, mit der man so gar noch jährlich Geschenke verbinden wollte? Dies konnt' ich nicht glauben! Ich legte daher alle Schuld meinem Advokaten bei, von dem ich nun wohl merkte, — was ich schon lang hätte

merken müſſen, wenn ich ſelber minder gut von den Menſchen geurtheilt hätte, — daß er von meinen Feinden gewonnen ſei. Aus dieſem Grunde nahm ich mir vor, ſelbſt zu meinem Vetter hinauszureiſen, weil ich hofte, alles, was mein Advokat verdorben hätte, mit leichter Mühe wieder gut zu machen; allein darin hatte ich mich gar ſehr betrogen. Der Alte hatte ſich die Sache ſo gefährlich vorſtellen laſſen, daß er ſich nun durchaus nicht zur Kaution verſtehen wollte, die junge Dame aber ſchob alle Schuld auf den Eigenſinn ihres Mannes, dem ſie ſich unterwerfen müſſe.

Troſtlos und verzweifelnd eilt' ich nach der Stadt zurück und wünſchte hinfort, lieber mit Löwen und Tiegern umzugehn, als mit Menſchen. Als ich ankam, fand ich Briefe, von denen ich, weil mir izt alles zuwieder war, ſchon im voraus nichts Gutes ahndete. Ich erbrach ſie mit der gröſten Begierde, und, o Himmel! kaum traut' ich meinen Augen, als ich ſie flüchtig durchlief! Ein kalter Angſtſchweiß trieſte mir vom ganzen Leibe, ich bebte wie ein Eſpenlaub und konnte mich kaum auf meinen Füßen halten, ſo ſehr entſetzt'

ich mich. Der Mann, den ich mit oftgedachten Licenziaten in meinem Gaſthofe zu Koppenhagen kennen lernte, und der mir gleichfals in der Heirathsſache meines alten Vetters Vorſchläge gethan hatte, die ich aber verwerfen zu müſſen Urſach fand, dieſer Mann hatte ſich aufs genaueſte nach den Umſtänden der Perſon erkundigt, der ich zu Ehre und Reichthum verholfen hatte. Nun ſchrieb er mir, ich ſei bei den von ihm mir vorgeſchlagenen Frauenzimmern gewiſſer unbeträchtlicher Punkte wegen ſo ſkrupulös geweſen, daher wundre er ſich nun höchlich, daß meine Wahl auf eine Perſon gefallen, die zwar aus dem Stande ſei, wie ſie vorgebe, übrigens aber ein ſo lüderliches und unzüchtiges Leben geführt habe, als man ſich nur irgend denken könne. Ja, ſetzte er hinzu, es ſei ihm ſo gar als gewiß bekannt, daß ſie noch einen andern Mann am Leben habe, von dem ſie nicht geſchieden ſei. Das Einzige, was ihm Stillſchweigen auferlegen würde, ſei, daß ſie ihm ſo gleich zwei hundert Dukaten zuſende, wo nicht, ſo werd' er ſich ſo gleich aufmachen, um ihrer Familie und ihrem Manne alles zu entdecken, was er von ihr

wisse, und es mit Beweisen bestätigen. Kein Todesurtheil hätte mich mehr niederschlagen können, als diese Nachricht. Doch tröstete ich mich noch mit zwei Gedanken; einmal, daß vielleicht dies alles nur boshafte und schändliche Lästerungen eines Menschen wären, der mich in Schrecken setzen und sich zugleich eine gute Summe Geldes erbeuten wolle; zum andern, daß man sich in der Person irren könne, indem die alte Baronesse mehrere Töchter hatte, und ich sowohl die Mutter sich über eine mißrathene Tochter, als auch die nunmehrige Frau meines Vetters über eine ausgeartete Schwester hatte beklagen hören. Ich war in äußerster Verlegenheit, wie ichs anfangen müsse, um hinter die Wahrheit zu kommen, und vergaß auf eine Zeitlang meine eigene Noth, indem ich eine unglückliche Nachricht bestätigt zu erhalten fürchtete, wodurch ich glaubte, so unschuldig ich auch war, ein ewiges Brandmark auf meinem Gewissen mit mir umherzutragen.

In dieser meiner verzweiflungsvollen Lage kam ein mir unbekannter alter Officier in meinen Gasthof, der in der Stadt Geschäfte hatte. Er machte

sich bei Tafel mit mir bekannt, und kündigte sich mir als den Verwandten einer Person an, die kürzlich, wie er sich ausdrückte, durch mich glücklich geworden sei. Ich bat ihn hierauf nach aufgehobener Tafel auf mein Zimmer und regalirte ihn so gut ich konnte. Hier machte er mir nun kein Geheimniß daraus, daß wirklich auf eine der Töchter der Baronesse von S** alles das passe, was mir geschrieben sei; da er aber nicht wisse, welche von ihnen meinen Vetter geheirathet habe, so könne er mir auch jetzo weiter keine Auskunft darüber geben; denn die andern Töchter wären insgesamt Mädchen von unsträflichem Wandel. Allgütiger Himmel! seufzt' ich hiebei in mir, wie glücklich wollt' ich mich preisen, wenn meine Wahl auf eine der Unschuldigen gefallen wäre! Ich bat darauf den Officier mit nach dem Gute meines Vetters zu fahren, und mir es durch einen Wink zu verstehen zu geben, wenn ich so unglücklich gewesen wäre, das Opfer der Wollust zu wählen. Die Dame erblaßte beim Anblick ihres Onkels und ich dachte in Ohnmacht zu sinken, als ich denselben mir das verabredete Zeichen geben sahe. Mein unglücklicher

Vetter

Vetter wußt' es gegen den Officier nicht genug zu rühmen, was er für eine brave und rechtschaffene Frau durch mich bekommen habe. Der Officier beantwortete dies mit einem Lächeln, indem er seine ungerathene Nichte von der Seite ansahe; ich aber konnte mich nicht halten, sondern sagte leise, daß es der Alte nicht hören konnte: Ja, wenn Sie nur wüßten, welch ein Scheusal ich Unglücklicher Ihnen zugeführt habe! So bald ich darauf konnte, nahm ich sie beim Arm und führte sie in Begleitung des Officiers in ein Nebenzimmer. Hier, Nichtswürdige! wandt' ich mich darauf an sie, lesen Sie diesen Brief und rechtfertigen Sie sich wenn es möglich iſt! Wo nicht, so will ich wenigstens der Welt beweisen, daß ich hintergangen ward, und nicht fähig bin, ein Weib an der Seite eines ehrlichen Mannes zu lassen, das Unschuld und Tugend mit Füßen getreten hat. Sie erstarrte bei diesen Worten, fiel vor mir aufs Kniee und bat mich um alles, sie doch nicht unglücklich zu machen. „Ich habe Jugendfehler begangen, schluchzte sie, unter einem Strom von Thränen, die nichts entschuldigt; allein ich will sie büssen, so theuer sie

wollen, nur stürzen Sie mich nicht ins Verderben. Nie soll der würdige Greis, zu dessen Gattin Sie mich wählten, die geringste Ursach haben, sich über mich zu beschweren. Ich will ihn auf den Händen tragen, will auf jeden seiner Winke merken, und durch die strengste Tugend meine vorigen Vergehen zu tilgen suchen. Erbarmen Sie sich meiner, bester, redlichster Mann! und lassen Sie mich nicht in Angesicht der ganzen Welt zu Schanden werden!" — Mein Herz ist zu gefühlvoll um unerbittlich zu sein. Die Thränen, das Flehen, die Anlobungen der Unglücklichen, blieben daher nicht ohne Wirkung. Dazu kam auch daß ihr Onkel mir zuzureden suchte, keinen Lerm zu machen. Er stellte mir vor, die unglückliche Verbindung sei nun doch einmal geschlossen: sie trennen, würde nur die Tage des alten Herrn verbittern, und beider Familien mit Schande brandmarken. Das Vorige durch einen exemplarischen Wandel wieder gut zu machen, auf alle Winke des edlen Greises zu achten und ihn als Vater zu ehren, zu lieben und zu verpflegen, fuhr er fort, sei dasjenige, was die Unglückliche sich von nun

an zur strengsten Pflicht machen, und wovon sie um kein Haar breit weichen müsse! Wir aber wollen dafür sorgen, daß nie ein übles Gerücht dem Alten zu Ohre komme, und deshalb dem Urheber der Nachricht durch die verlangte Summe, die meine Nichte uns ersetze, zum Schweigen bringen. Dies ist nach meinem Urtheil das Rathsamste, was wir thun können. Die Dame fuhr fort, meine Knie zu umfassen, zu weinen und zu flehen und mir zu versprechen, daß noch heut das Dokument wegen der Kaution, wovon sie ihren Gemahl bisher zurückgehalten habe, ausgefertigt und unterzeichnet sein sollte, wenn ich ihr vergäbe. Noch immer gieng ich im Zimmer auf und ab, unentschlossen, was ich thun oder lassen sollte. Endlich siegte doch das Mitleid mit der Unglücklichen, von der ich hofte, daß sie sich nun meines guten alten Vetters um so mehr annehmen würde, je mehr sie fühlte, daß sie ihres bisherigen Betragens wegen die jetzige glückliche Lage nicht verdiene. Auch den edlen Greis mocht' ich nicht gern aus dem so angenehmen Wahne reißen, eine rechtschaffene, tugendhafte und edeldenkende Frau zu besitzen.

Am wenigsten aber wünscht' ich meiner Familie neue Gelegenheit zu geben, mich zu verschreien und in neue Verwünschungen gegen mich auszubrechen. Ich folgte daher dem Rath des Officiers, verzieh der Nichte desselben, und drohete, daß wenn sie nicht genau erfüllte, was sie in Rücksicht meines alten Vetters zu thun versprochen hätte, es immer noch Zeit genug sein würde, ihre Schande aufzudecken. Sie hielt treulich Wort und behandelte meinen guten Vetter bis an sein Ende mit aller nur möglichen Sorgfalt und Liebe, so daß er sich keine bessere Frau hätte wünschen können. Weitere Nachrichten von ihrer ehmaligen Lebensart suchte sie durch Geld so gleich zu unterdrücken, ehe sie sich weiter auszubreiten in Stande waren.

Acht und dreißigster Brief.

Der Verfaſſer verläßt ſeinen Poſten in Braunſchweig und geht mit ſeiner Frau in ſein Vaterland, geräth aber hier in eine ſehr traurige Lage.

Nach vieler Mühe bekam ich endlich mein Kapital ausgezahlt, und reiſte damit nach Haus zurück. Die Einkünfte meiner Bedienung wurden immer geringer, und wiewohl mir ſchon längſt ein höherer Poſten verſprochen war, ſo wartete ich doch immer noch umſonſt darauf. Ich fand es daher für rathſam, meine Stelle in Wolfenbüttel niederzulegen und in mein Vaterland zurückzukehren; ein Schritt, den ich hinterher genug bereuet habe.

Ob gleich meine Frau nicht von Adel war, ſo ward ſie doch in meinem Vaterlande, ſelbſt von einigen meiner beſſerdenkenden Verwandten, mit vieler Freundſchaft aufgenommen. Durch ihr ein-

schmeichelndes und gefälliges Betragen ward sie von Tag zu Tag beliebter; man sah sie daher in den meisten gesellschaftlichen Zirkeln nicht ungern und selbst Personen von weit höherem Range würdigten sie ihres Umgangs. Wir lebten standesmäßig, doch ohne uns auf weitläuftige Gastereien einzulassen, die unsre Umstände nicht erlaubten. Nie sucht' ich Geldanleihen in meinem Vaterlande um meinen Kredit zu erhalten, sondern ich fand in Hamburg einen Kaufmann, der mich, obgleich für jüdische Zinsen, hinlänglich unterstützte. Ich gab ihm deshalb Anweisung auf das nach meines Onkels Tode mir zufallende Kapital, dessen ich dereinst beim Besitz der Güter entbehren zu können glaubte, jetzt aber zur Unterhaltung meiner Wirthschaft nöthig hatte. Dabei ward ich aber von dem schlechtdenkenden Wucherer um ein Ansehnliches betrogen.

Außerdem ward ich auch noch genöthigt, verschiedene kostbare Processe mit derjenigen Linie meiner Familie zu führen, der zum Besten bereits ein Onkel sein Vermögen zum Fideicommiß gemacht hatte. Sie suchte mir nämlich allerlei Gerecht-

same zu schmälern und vorzüglich ein Familienhaus in Kiel zu vorenthalten, welches mir doch nach allen Rechten zukam. Ich gewann endlich das Haus, nachdem es mir Geld und Mühe genug gekostet hatte. Allein wollt' ichs nun selbst bewohnen, und aus den mir unnöthigen Zimmern durch Vermiethung derselben Nutzen ziehn, so mußt' ich es erst in bessern Stand setzen lassen. Auch dieses kam mir beinahe an zwei tausend Thaler zu stehen. Um uns in Ansehen zu erhalten und unsern innern Zustand vor den Augen der Lieblosigkeit und des Stolzes so viel als möglich zu verbergen, mußten wir uns ferner zu manchen Aufwande verstehen, der unsern Umständen nicht angemessen war, und dessen wir gern überhoben gewesen wären. So hatten wir also Kosten über Kosten, ohne etwas Bestimmtes einzunehmen, außer das Wenige, was ich jährlich durch ein schon oft gedachtes Legat erhielt. Dadurch kam es denn endlich im funfzehnten Jahre meiner Ehe so weit, das es unmöglich war, noch länger auf dem Fuß zu leben, auf den wir uns bisher unterhalten hatten.

Schon längſt hatte diejenige Linie unſerer Familie, mit der ich die ſchon erwähnten Prozeſſe gehabt hatte, entrüſtet, daß ich ſie gewann, ſich alle nur erſinnliche Mühe gegeben, mich zu ſtürzen. Vorzüglich hatte man verſchiedenemale meinen Onkel in Sachſen durch allerlei ſcheinbare Vorſpieglungen gegen mich einzunehmen geſucht, um mir die verſprochene Erbſchaft desſelben zu entziehn, jedoch vergebens. Nun aber kam der Zeitpunkt, wo ſie Gelegenheit fanden, ihre boshaften Anſchläge gegen mich auszuführen. Meine Gläubiger wurden gegen mich aufgeregt und verlangten ihre Bezahlung. Es war unmöglich, ſie alle zu einer Zeit zu befriedigen, doch beſaß ich noch Vermögen genug, dies nach und nach thun zu können; zumal wenn meine Frau, wie ſie dies verſprach, mit hinzutrat. Denn nie hat wohl eine Frau ihr Vermögen der Ehre ihres Mannes williger aufgeopfert, als die Meinige. Meine Gläubiger wurden zuſammen berufen und ihnen Schuld und Vermögen vor Augen gelegt. Allein der Anwald meiner Gegner ſetzte ſie in Furcht, ſie baten ſich daher auf acht Tage Bedenkzeit aus, eh ſie ſich

bestimmt erklären wollten. Diese Zeit ward nun zu den boshaftesten Kabalen jeder Art genutzt. Es mußte ein Mann auftreten, der mit dreistem Ton behauptete, alle meine Angaben wären falsch und erdichtet; er wisse gewiß, daß alles das Meine verschwendet sei. Meine Frau sei ferner nicht von dem Stande, wie man vorgebe, sondern eines armen Apothekers Tochter, von der ich ohnmöglich Vermögen habe bekommen können. Mein einziges Bestreben gehe nur dahin, gutwillige Leute zu überlistigen und anzuführen. Nach Ausstreuung dieser boßhaften Unwahrheit, drang der Anwald meiner Gegner in meine Gläubiger, so gleich bei der Regierung anzuhalten, daß alle meine Sachen versiegelt und auf mein etwaniges noch ausstehendes Vermögen, ja selbst auf meine jährlichen Alimentengelder Arrest gelegt würde. Denn, setzte er frevelhaft hinzu, säumen Sie noch länger, so wird alles, was noch vorräthig ist, heimlich auf die Seite geschaft und Sie dürfen mir dann die Schuld nicht geben, wenn sie betrogen sind. Die Gläubiger, durch ihn in Furcht gesetzt, befolgten seinen Rath, sie kamen bei der Regierung ein und er-

hielten — was ſie ſuchten. Dadurch geriethen wir ſo ſehr in die Enge, daß ich in meinem Vaterlande, mitten unter bemittelten Verwandten, in Gefahr gerieth, mit meiner Familie ein Raub der Verzweiflung und des Hungers werden zu müſſen. Die Nachricht von unſerer Verlegenheit bewirkte plözlich auch in den Geſellſchaften, wohin wir giengen, um uns aufzuheitern, eine ſichtbare Veränderung. Man ſchien uns nicht mehr zu kennen, man wandte uns den Rücken zu, man ſcheute ſich ſelbſt nicht, hinter uns her zu lachen. Dies kränkte uns in der Seele und vollendete unſer Unglück. Wir faßten daher den Vorſaz, alle Geſellſchaften zu fliehen, uns in uns ſelber einzuſchließen, und wenn unſre Sachen auf einen reelen Fuß geſezt wären, nach einem kleinen Ort zu ziehn.

Doch auch dieſer bejammernswerthe Lage, worin wir uns jezt befanden, war für die Bosheit meiner Gegner noch nicht genug. Für die Gegenwart waren wir aller nur möglichen Hülfe beraubt, auch für die Zukunft ſollt' unſer Loos nicht beſſer ſein. Der ſchmählichſte Tod, der mich nur treffen konnte, war meinen Feinden Wunſch und der Gedanke an

die Möglichkeit desſelben ſüßes Labſal. Man ſchmiedete daher einen Anſchlag, den ſelbſt die Hölle nicht ſchwärzer zu erſinnen in Stande iſt. Der Anwald meiner Gegner ließ gegen mich im Namen der Gläubiger eine Schandſchrift drucken, worin er mich und meine Frau als die gröſten Verſchwender brandmarkte, die in wenig Jahren unglaubliche Summen verſchleudert hätten und von ungeheurer Schuldenlaſt zu Boden gedrückt würden. Dieſe Schandſchrift ward meinem Onkel nach Sachſen geſchickt, den man oft von mir zurückzuziehn, ſich umſonſt bemühet hatte. Mein Onkel war ſehr ökonomiſch, was Wunder alſo, wenn dieſe Verläumdung auf ihn wirkte, wenn er ſeine Hand von mir zurückzog. Er wiederrief das Vermächtniß und ſchrieb mir, die ihm zugeſandte Schrift ſei die Urſache davon: weder ich noch meine Kinder hätten in Zukunft etwas von ihm zu gewarten. Nun ſchloſſen meine Gegner in der Familie ſich feſt an den Alten an, ſuchten ihm auf alle Art zu ſchmeicheln und mich durch Briefe in immer verhaßterem Lichte darzuſtellen. Ich ließ eine gründliche Vertheidigung

drucken und schickte sie an den alten Herrn, allein meine Gegner wußten ihre Wirkung zu vereiteln.

Neun und dreißigster Brief.

Fortsetzung und Beschluß.

Der Konkurs dauerte indeß über drei Jahre fort und alles, was ich mit Mühe erhielt, war, nach Verlauf eines Jahres, der Genuß meiner Alimentengelder, worauf, dem Vermächtniß nach, kein Arrest gelegt werden durfte. Dennoch hatten boshafte Schikane und teuflische Kunstgriffe sie mir ein Jahr lang vorenthalten. Der Kurator meiner Frau reichte die Ansprüche derselben auf ihr Eingebrachtes ein, und nach drei Jahren ward erklärt, daß sie allen andern Gläubigern vorgehen müsse, wenn sie deshalb gültige Beweise führen könne. Auch über die Prüfung dieser Beweise verstrich abermals ein Jahr.

Schmerzhaft war es mir, meine brave Frau, die jederzeit ſo gut an mir gehandelt hatte, während der Zeit faſt vor Mangel umkommen zu ſehn. So mancher Tag verfloß, an dem wir uns kaum mit der Nahrung des dürftigſten Landmanns zu ſättigen vermochten. Wir waren an eine ſolche Lebensart nicht gewöhnt: kein Wunder alſo, wenn unſre Kräfte von Grund aus erſchüttert und Krankheit die Gefährtin unſers Elends wurde. Unſre Verwandten anzuflehen, dies war uns unmöglich. Wir kannten ihre Geſinnung; der Tod war uns daher willkommner als die Demüthigung, uns ihnen zu Füßen zu werfen. In dieſer höchſt traurigen Lage fand uns ein edler Menſchenfreund, der Arzt und Etatsrath Kannegieſer, an den ich gleichfalls verſchuldet war. Voll herzlichen Mitleids nahm er unſerer ſich an, erquickt' uns unentgeltlich durch Arzenei und troſtreichen Beſuch, und erzeigte uns ſo viel Gutes, als wir ihm nie zu verdanken in Stande ſind. Sein edles Beiſpiel, ſo wie die Menſchenliebe einer uns nicht verwandten vornehmen Dame, beſchämte die Meinigen; ſie beſannen ſich endlich, daß ich

doch kein Böſewicht, noch ein Menſch ſei, der ſeine Familie ſchände, und den man ſo ganz der Verzweiflung überlaſſen müſſe. Man unterſtützte daher meine Frau jährlich mit etwas Geringem, das nebſt meinen Alimentengeldern ſich ohngefähr auf hundert und achtzig Thaler belief, wovon aber auch noch Prozeßkoſten beſtritten werden mußten. Es blieb uns alſo ſehr wenig; allein da meine brave Frau ihre Magd abgeſchaft hatte, und alles ſelbſt beſorgte, und da uns einige rechtſchaffene Bekannte des Abends machen Biſſen zuſchickten, ſo gelang es uns doch die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens zu beſtreiten.

So tief auch ich durch alle Kränkungen meiner Gegner und durch Noth und Kummer zur Erde gebeugt wurde, ſo blieb meine redliche Gattin doch immer heitern und getroſten Muthes Wie ein Fels im Meer, der über alle Wellen hinwegragt, war ſie erhaben über Noth und Unglück. Mit gerader Stirn trat ſie allen Spöttern unter die Augen und war immer ſtandesmäßig gekleidet, darum war ſie auch jederzeit ſo heiter, daß ſie mir noch Muth einſprechen konnte, wenn ich unterliegen wollte.

Durch den Tod ihrer Mutter, der itzt erfolgte, that ſie eine geringe Erbſchaft, weil ſie das meiſte ſchon in voraus erhalten hatte, und aus dem noch immer fortdauernden Konkurs wurden ihr vier tauſend Thaler an Geld und Sachen zuerkannt, und auch wirklich etwas ausgezahlt. Auch die Unterſtützung dreier meiner edeldenkenden Verwandten, die ſie ſchon ſeit einiger Zeit genießt, bleibt ihr noch, ſo daß wir itzt in einer ziemlich leidlichen Lage ſind. Was uns aber vorzüglich zum Troſte gereicht, iſt, daß man nun doch anfängt es einzuſehn, wie ſehr man uns Unrecht gethan hat. Denn es hat ſich gezeigt, daß mein Vermögen noch zureichte, einen jeden zu befriedigen, der gerechte Anſprüche darauf hatte; ja, daß ſo gar noch Ueberſchuß vorhanden, und alſo ein Konkurs ſelbſt nach den Landesgeſetzen überflüßig und wiederrechtlich geweſen iſt. Ich habe deshalb eine weitläuftige Vertheidigung drucken laſſen und ſie dem Erben des däniſchen Thrones zugeeignet. Dieſe macht alle Rechtskundige aufmerkſam und man fängt itzt an, den wiederrechtlichen Konkurs völlig aufzuheben. So werd' ich

denn vielleicht einſt noch den Tag erleben, wo ich, obgleich eingeſchränkt, doch unabhängig meine noch übrige Lebenszeit im Schooß der Ruhe werde zubringen können. Freilich werd' ich nie wieder eine glänzende Rolle zu ſpielen im Stande ſein, allein von der Thorheit, danach zu ſtreben bin ich auch Gottlob! geneſen, und den Werth des Umgangs mit Großen und Mächtigen hab' ich gleichfals kennen gelernt. Heitre Ruhe iſt das Ziel, wonach ich trachte und deſſen wohlthätigen Schatten ich mir durch tauſendfache Leiden und Widerwärtigkeiten ſauer genug errungen habe. So viel ich auch durch die Bosheit und Tücke der Menſchen gelitten habe, ſo wird der liebreiche Umgang meiner redlichen und edeldenkenden Frau, die Freundſchaft weniger Rechtſchaffenen, die mich ihres Umgangs würdigen, euer Zunehmen in jeder Vollkommenheit und Tugend, ihr mir über alles theuren Pfänder meiner Liebe! und die freudenvolle Ausſicht in eine beſſere Welt mir doch für alles dies hinfort den hinlänglichſten und ſüßeſten Erſatz gewähren.

So kennt ihr denn, geliebte Kinder! das Gemälde meines bisherigen Lebens, das ich euch so viel als möglich der Wahrheit gemäß geschildert habe. Der beste Lohn für meine Mühe wird sein, wenn ihr euch bestrebt, die Welt daraus kennen zu lernen und eure Verhalten danach einzurichten. Leider kannt ich die Welt zu wenig und dieses war die reichhaltige Quelle meiner Widerwärtigkeiten, meines Unglücks. Man würde die Wahrheit beleidigen, wenn man sich's zu Schulden kommen ließe, sie für ein bloßes Jammerthal auszuschreien; allein eben so sehr würde man auch fehlen, wenn man sie nur für den Aufenthalt der Glückseligkeit auszugeben sich berechtigt fände. — Es giebt darin gute und böse Menschen; wohl dem, der die erstern aus den weiten Kreisen des Lebens herauszukennen und sich ihnen anzuschließen, die letztern aber zu fliehen und sich vor ihnen zu hüten weiß! Und nun, geliebte Kinder, die Hand auf's Herz und das aufrichtige Versprechen aus eurem Munde, mir, der ich bisher der Freuden so wenige genoß, noch den Abend meines Lebens durch Rechtschaffenheit, Ordnungsliebe und Thätigkeit

süß, und sein Ende heiter, wie das Lächeln der untergehenden Sonne, zu machen. O dann wird des Himmels bester Segen euch zu Theile werden, und mein Geist einst eurer Heiterkeit sich freuen, wenn mein Staub schon längst im mütterlichen Schooß der Erde ruhet.